S
889

Abriß
der
Sitten und Gebräuche
aller Nazionen.

Oder

kurze Darſtellungen

der

merkwürdigſten menſchlichen Wohnpläze, Beſchäftigungen und Gewohnheiten

in

den fünf Theilen der Welt.

Erſter Band.

aut.: Karl Lang

Mit 19 Kupfertafeln.

Nürnberg, 1810.

Vorbericht.

Der Menſch iſt für den Menſchen der wichtigſte Schöpfungsgegenſtand, das erhabenſte Zeugniß der Allmacht. Sein iſt die Erde, ſie kleide ſich an der Stelle, wohin ihn entweder Wahl, oder Zufall werfen, in welche Geſtalten und Farben ſie wolle; ſie prange im Schmuck eines ununterbrochenen Frühlings, in der Fülle nie alternder Kraft, oder ſie ſtelle ſich ihm arm und elend dar, und fordere den Schweis ihres kühnen Bewohners, Bearbeitung und Veredlung, damit ſie ihm geben könne, was er zum Leben nöthig hat. Sie drohe mit all ihren Schreckniſſen, ſie umgebe ihn mit tauſendfachen Gefahren; der Menſch ertrozt ſich ihre Gaben, wo ſie ſolche freiwillig auszuſpenden verweigert; durch Muth und Klugheit macht er den rauheſten Felſen zugängig, zähmt des Waldſtroms verheerende Gewalt, trozt der Wellen im Sturm, und des Win-

ters todbringender Härte. Unter der glühenden Zone, wie in des Nordpols Nähe erhebt ſich dem Fleiſigen eine Hütte, zum Schutz für Mann und Frau, und der Kinder fröhliche Schaar umhüpft den genügſamen Heerd.

Der Menſch allein ſchmiegt ſich jedem ihm zugewieſenen Wohnplatz an! Ein gewaltiger Geiſt iſt es, der in ihm lebt, ein kräftiger Wille, der ſich aller Verhältniſſe bemächtigt, um die Bedingung der Fortdauer möglich zu machen, und ſobald das Nothwendigſte vorhanden, angeſchafft, oder errungen iſt, dann tritt der Keim der Freude ſchön hervor, zum Lohn für jede Anſtrengung; überall, unter allen Zonen erhebt ſich ein froher Blick zum Geber, erſchallt Geſang, regen ſich die erquickten Glieder zu Tänzen.

Nur durch ſeinen Willen, wo er lebendig erſcheint, wird der ſchwache Menſch Herr der ganzen lebenden Schöpfung; der einfache Pfeil, den er vom Bogen abſchickt, triſt in der Ferne und tödtet; der Elephant erliegt mit allen ſeinen Auszeichnungen der Schlinge des nackten Jägers, und der Nord-Indier beſiegt den ungeheuren Wallfiſch, indem er auf ſeinen Rücken ſpringt, ihm Plöcke in die Oeff-

nungen, wodurch er athmet, ſtößt, mit ihm in des Meeres Tiefe ſinkt, auf ihm ſich wieder erhebt, und ſo ſeine Beute erſtickt. Daß ihm Friede und Freude werde am wirthſchaftlichen Heerd; daß ihn des Weibes Gruß und Kuß lohne; daß er in dem Kreiſe ſeiner Kinder ſich wieder verjünge, darum baut und pflügt und jagt und fiſcht der Menſch, er ſey weiß, ſchwarz, braun, gelb oder roth; klein oder groß; gebildet oder roh; von einem milden Himmel begünſtigt, oder rauhen Stürmen Preis gegeben!

Meinen Leſern den Menſchen beſonders unter dieſem Geſichtspunkte darzuſtellen, iſt die Abſicht meiner gegenwärtigen Arbeit: ich darf hoffen, daß ſie in der Mannichfaltigkeit der Mittel, wodurch den Bewohnern der Erde ihre häusliche Fortdauer geſichert wird, Vergnügen und Belehrung finden werden.

Die glücklichen Verhältniſſe des chriſtlichen Europäers, deſſen Geiſteskräfte ein weiſer Jugendunterricht früh entwickelt, und ihn der erhabnen Menſchenbeſtimmung, die wahrhaftig über dieſe irdiſche Haushaltung hinausreicht, näher bringt; den milde Geſetze ſchützen, redliche Fürſten in der Bahn der Pflichten ermuntern und lohnen; der nicht das frohe

Heute allein als ſein höchſtes Glück betrachtet, in die Vergangenheit ſo deutlich blickt, wie in die Gegenwart; der ſich über dieſe Erde zu ferner Sphäre hinaufſchwingt, und ſich dem Allmächtigen in der Betrachtung der Wunder ſeiner Schöpfung anbetend nähert; — dieſe glücklichen Vorzüge der Veredlung werden den Leſer meines Buchs recht klar vor die Seele treten, und ihn mit Liebe für ſeinen Standpunkt, und mit Dank ſelbſt für die Sorgen ſeines Lebens erfüllen. —

Noch eine andre Anſicht möcht' ich meinen Leſern durch meine Darſtellungen der merkwürdigſten menſchlichen Wohnplätze, Beſchäftigungen und Gewohnheiten unter allen Himmelsſtrichen verſchaffen; eine gewiſſe Zuverſicht zu ſich ſelbſt, die dem Kleinmuth in widriger Zeit ſteuert, und Genügſamkeit und Ausdauer gibt. Wie wenig bedarf der Menſch, daß er lebe! und wie einfach und allüberall verbreitet ſind die Mittel dazu! Lerne ſich mit dem Nothwendigſten begnügen, wer dieſes Buch lieſ't, und verzage keiner in rauhen Lebenstagen! dem kräftigen Willen mangelt guter Erfolg nicht, und für den genügſamen Redlichen keimen überall Blumen, die des Lebens Pfad verſchönern.

So viel über den Zweck meiner Arbeit.

Ueber ihre Ausführung nur Weniges. Ich habe, unterſtützt vom fortſtrebenden Forſchungsgeiſte, die jüngſten Beobachtungen entſchloſſener Reiſender geſammlet und benützt. Wer, wenn er das Glück genießt, einer, dem öffentlichen Gebrauche mit ſo vieler Humanität gewidmeten Büchersammlung, wie die vortreffliche öffentliche Bibliothek in Dresden, nahe zu ſeyn, ſollte nicht zu umfaſſenden Unternehmungen im Fache der Literatur angefeuert werden, wenn der Funke des Himmels in ſeiner Seele glüht, und der Beruf, als Schriftſteller nützlich zu ſeyn, in ihm klar wird? Wäre meine Kraft meinem Willen gleich, dann würde ich einſt froh ſprechen dürfen: ich habe gelebt!

Die Leſewelt hat den Tempel der Natur und Kunſt, in drei Bänden, gütig aufgenommen. Ich wagte es dabey noch nicht, mich als deſſen Verfertiger zu nennen. Wenn dieſem neuen Verſuche gleiche Nachſicht zu Theil wird, ſo ſoll es mich nicht reuen, als Verfaſſer öffentlich genannt zu ſeyn.

Karl Lang.

Namen der Herren Subſkribenten.

In Baireut.

Herr Wolf. Hofmann, Hofbauverwalter, 2 Ex.

Falkenfels bei Straubing.

P. T. Herr Franz Joſeph, Reichsfreiherr v. Buchſtetten auf Falkenfels ꝛc.

Herr Claudius Hirſchmann, Verwalter daſelbſt.

Forchheim.

Herr M. Jungleib, Organiſt.

— Pollert, Apotheker.

— Martin Roſſen, Stadtrath.

— Jakob Schlenk, Gaſtwirths-Sohn.

— A. Stapf, Rentbeamter.

— Mich. Wohl, Stadtkaplan.

— D. Zeder, Phyſikus.

Fuld.

Se. des hochwürdigſten Herrn Fürſtbiſchofs, Adalbert, zu Fulda, Freiherrn von Harſtall, Hochfürſtliche Gnaden, 2 Exempl.

Karlsruhe.

Se. Exzellenz, Herr Staatsminiſter, Freiherr v. Gayling.

München.

Frau M. A. Albert, Weingaſtgeberin.

Herr Andres, königl. Kommiſſär.

Se. Exzellenz Herr Graf v. Arco, königl. baier. Kämmerer und Geheimerath.

Herr v. Arnhart, Handelsmann.

P. T. Frau v. Balog, k. k. Rittmeiſterin.

Herr Lorenz Bart, bürgerl. Bierbrauer.

P. T. Herr v. Baumgarten, königl. Rath.

P. T. Herr von der Becke, Oberappellationsdirektor.

Herr Behr, Kantor.

— Joh. Bonnin, Handelsmann.

Se. Exz. Herr v. Chlingensperg, königl. Geheimerath.

P. T. Herr Egid. Cobel, geh. Konferenz- und General-Sekretär.

Herr Xaver Cobel, geheimer Sekretär.

— Cors, Profeſſor.

P. T. Herr Courtin, kön. Appellationsgerichtsdirektor.

Herr Joſ. Dietl, Oberpoſtamts-Acceſſiſt.

— Dilcken, königl. Hofklaviermacher.

— Ditt, königl. Mautbeamter in Zwieſel.

P. T. Herr v. Eichberger, Oberappellationsgerichtsdirektor.

Se. Exzell. Herr Graf v. Einſiedel, königl. ſächſ. Geſandter.

Herr Eiſenriedel, Badinhaber.

— v. Ellersdorfer, Hauptkaſſazahlmeiſter.

— v. Erdl, Staatskaſſier.

— v. Faßmann, Siegelamts-Kontrolor in Straubing.

— v. Sauer, Handelsmann.

Se. Exzell. v. Feuerbach, Geheimerrath.

Herr Friedel, kön. Brauamts-Pachtgefäll-Kontrolor.

— Alex. Fiſcher, Wechſelſenſal.

— Xaver Suttner, Handelsmann.

Herr Sevarin Suttner, Handelsmann.
— Paul Gändril, Handelsmann.
— Joſ. Gebhart, Handelsmann.
P. T. Herr Gottfried Geiger, Generalſekretär.
Herr Xav. Gettner, Handelsmann.
Se. Exzell. Herr Baron v. Gohren, königl. Obriſthofmarſchall.
Herr Gorian, Handlungscommis.
— J. G. Grimminger, Handlungscommis.
— Gruber, Ober-Auditor.
P. T. Herr Baron v. Gugler, königl. Kämmerer.
— — Baron v Gumpenberg auf Pötmäs, königl. Kämmerer.
— — v. Harolt, geheimer Referendar.
— — Graf v. Hegnenberg, königl. Kämmerer.
Herr Heiller, Hof- und Grosgärtner.
— Joſeph Heitele, Handelsmann.
— Hengele, Uhrenfabrikant.
— Kajetan Hetzer, Handelsmann.
— Hieltel, Möbelfabrikant.
— Hofmann, Apotheker.
P. T. Herr v. Hofſtetten, Appellationsrath.
— — Holzer, Medizinalrath.
Herr Huber, Advokat.
— Huber, Hofmeiſter.
— Jacob, königl. Rath und Advokat.
— Ilg, Kirchen-Adminiſtrationsrath.
P. T. Herr Graf Jonner, königl. Kämmerer.
Herr Joſ. Kammel, Handelsmann.
— Kapelmeyr, bürgerl. Gartenwirth.
— Fortunat Karlinger, Handelsmann.
Se. Exzell. Herr Baron v. Kesling, königl. Obriſtſtallmeiſter.
Herr Kirchmeyr, Bildhauer.
— v. Kleber, Handelsmann.

P. T. Herr Baron v. Künsberg, königl. Kammerer, Oberforſtrath und Obriſt-Bergrichter.
Herr Köſtler, General-Auditor.
— Kreitmeir, Forſtſekretär.
— Kummerer, königl. Schatzmeiſter.
Se. Exzell. Herr Graf von Larosee, königl. Geheimerath und Ober-Appellationsgerichts-Präſident.
Herr Lefeubure, königl. General-Lotto-Adminiſtrations-Rechnungskommiſſär.
P. T. Herr Baron v. Lerchenfeld, königl. Kämmerer.
— — Liebeskind, königl. Appellationsrath.
— — Martini, Konſiſtorialrath.
Herr Mautz, Eiſenhändler.
— Meiler, Sekretär.
P. T. Herr v. Meyr, Appellationsrath.
Herr Meyr, Particulier.
— Meyr, Caffétier.
— Meyerle, Weinhändler.
— Mezger, Inſpektor.
— Miller, Vorſtand der Zentralmautſtelle.
— Miller, Aktuar und Materialverwalter.
— v. Montperni, Particulier.
P. T. Herr v. Morigotti, Appellationsrath.
Herr Mulzer, königl. Rath und Kriegsſekretär.
P. T. Herr v. Nemmer, königl. Generalſekretär.
Herr Joſ. Niſel, Handlungscommis.
— Joh. Baptiſt Niſel, Handlungscommis.
— Oberbuchner, Handlungscommis.
P. T. Herr v. Oegel, Appellationsrath.
— — v. Oegel, Medizinalrath.
Herr Papenheimer, Particulier.
— Joſ. Paſch, Handelsmann.
P. T. Herr Baron v. Pfetten, königl. baier. Oberpoſtamts-Direktor.

Herr Pichler, Waſſer- und Straſſenbau-Inſpektor.
P. T. Herr v. Planck, Oberfinanzrath.
Herr Ant. Plunger, Handelsmann.
— Ignaz Prandl, Handelsmann.
P. T. Herr Max. Joſeph Graf v. Preyſing, königl. Kämmerer.
— — v. Prielmeyer, Appellationsrath.
Herr Rauchenſteiner, Stadtgerichts-Protokolliſt.
P. T. Herr Reind, Appellationsrath.
Herr Reitter, Zuckerbäcker.
— Joſ. Riedmeyer, Handelsmann.
P. T. Herr v. Roth, Legationsrath.
Herr v. Rothbaar, königl. geheimer Miniſterialtabelliſt.
— Rouſseau, Landbaudirektor.
— Joh. Ruppaner, Handelsmann.
— Auguſt Sabadini, Handelsmann.
— Alois Sabadini, Handelsmann.
P. T. Herr Kajetan Graf Sandizell, königl. Kämmerer.
Herr Benois Schack, königl. Hofſänger.
— Schanzenbach, General-Auditor.
— Math. Scharamuza, ſel. Witwe.
— Scharrer, Volks-Elementarſchullehrer.
— Scheichenpflug, Handelsmann.
— Scheidl, Caffétier.
— Sebaſt. Schleich, bürgerl. Bierbrauer.
— v. Schleicher, königl. Rath.
— Schmit, Staatskaſſabuchhalter.
— Johann Schmit, Fabrikant.
— Schneider, Canonicus.
P. T. Herr v. Schneider, königl. Rath und Appellationsgerichts-Expeditor.
Herr Xav. Schrödel, Aufſchlags-Inſpektor.
P. T. Herr Baron v. Schütz, königl. Kämmerer.
Herr Heinrich Schuh, Handelsmann.

Herr von Seel, Handlungscommis.
P. T. Herr Xaver Graf v. Seiboltsdorf, königl. Kämmerer.
— — v. Silcher, geheimer Referendär.
Herr Joſ. Silverio, Handelsmann.
— Joſ. Speckmeyr, Handelsmann.
— v. Speckner, Advokat.
— Franz Sporrer, Handelsmann.
P. T. Herr v. Spretti, königl. Kämmerer.
— — v. Stetten, königl. Polizeydirektor.
Herr Mich. Stöber, Handelsmann.
— Straßburger, Particulier.
— Strunz, Sekretär.
— Joh. Teufelhart, Weinwirths-Sohn.
— Thiphaeco, Handelsmann.
P. T. Herr v. Thoma, Direktor.
— — v. Thoma, Oberfinanzrath.
Herr Alexander Vogel, Fabrikant.
— Kajetan Vogel, bürgerl. Bierbrauer.
P. T. Herr Vollmeyer, Kriegsrathsdirektor.
Herr Joſ. Wallinger, Handelsmann.
— Weishaupt und Böhm, Goldarbeiter.
— Peter Paul Weizenbeck, Handelsmann.
— Wenger, Jagdökonomierath.
— Silveſter Werner, Handelsmann.
P. T. Herr Woschia, Hofrath und Kanzler.
Herr Xaver Zachers, bürgerl. Bierbrauer.
— v. Zech, Handelsmann.
— Georg Zellner, Handelsmann.
— Zieglmayr, königl. General-Lotto-Adminiſtrator.
P. T. Herr v. Zylnhart, Landoberjägermeiſter.

Nürnberg.

Herr Arnold, Schneidermeiſter.

Herr Cramer, Kaufmann.
— Daumer, Rauhändler.
— Förderreuter, Kaufmann.
— Helferich, Kaufmann.
— Kärner, Kaufmann.
— Keſſel, Oberpoſtamts-Sekretär.
— Koch, Kaufmann.
P. T. Herr Kocher, Hofrath.
Herr Köhler, Schullehrer.
P. T. Herr v. Löffelholz, Senator.
Herr D. Müller, 3 Exempl.
— Rauſch, Kaufmann.
— Reinhardt, Profeſſor.
— Wilhelm Schäffer, Kaufmann.
— Schnell, Kaufmann.
— Bened. Schwarz, Kaufmann.
— G. F. Schwarz, Kaufmann.
— Seidel, Diakon bei St. Egydien.
— Sichert, Senſal.
— Jakob Gottlieb Friedrich v. Tucher.
P. T. Herr v. Waldſtromer, vormaliger Reichsſchultheis.

Regensburg.

P. T. Herr Joſ. v. Axthalb.
Herr Blaim, Inſpektionsdiurniſt.
— Erneſti, Legations-Kanzelliſt.
— Friſcheiner.
— Habrecht, Aſſeſſor.
— Haſelbauer, Pfarrer.
— Kretſchmeyer, Schullehrer.
— Pichlhofer, Inſpektions-Kanzelliſt.
— Rickl, königl. baier. Zoll- und Maut-Unterinſpektor.
P. T. Herr v. Schelling, Maut Oberkontrollor.

Herr Jon. Georg Auguſt Sohn.
— Tobias Stadler.
P. T. Herr Steindl, Juſtiz-Senats-Direktor.
Herr Widtmann, Ober-Maut- und Hallamtsſchreiber.
— Winter, Zeugſchmidtmeiſter.
— Joh. Ant. Zech, Kaufmann.

Solothurn.

P. T. Herr Hermenegild, Freiherr v. Arregger, ehemals der ältern Räthe.

Windsheim.

Frau Senator Engerin.
Herr Klärlein, Prokurator.

Würzburg.

Herr Brody.
P. T. Herr Graf v. Buol.
— — Freiherr v. Greifenclau.
— — Freiherr v. Groß.
Herr Heim, großherzogl. Regiſtrator.
P. T. Herr Klinger, Landesdirektor.
Herr Andr. Oehninger.
— Leopold Panizza.
— Elias v. Siebold.
P. T. Herr Graf v. Stadion.
— Freifrau v. Stauffenberg.
Herr Weidner, Oberlieutenant.
P. T. Herr Baron v. Würzburg.
— — Friz v. Zobel.
Herr D. Schnizlein, Kreisphyſikus von Ipphofen, zu Markt Bernheim.

Inhalt.

Erſte Tafel.

Gebräuche und Sitten der Lappländer. Fig. 1—4. S. 1.

Zweite Tafel.

Gebräuche und Sitten der Beduinen in Arabien. Fig. 5—9. S. 33.

Dritte Tafel.

Gebr. und Sitten eines Santons in Aegypten. Fig. 10. 11. S. 57.

Gebr. und Sitten eines Nubiers. Fig. 12—16. S. 59.

Vierte Tafel.

Anſicht eines Dorfs und ſeiner Bewohner auf der Inſel Vancouver. Fig. 17—24. S. 66.

Fünfte und ſechſte Tafel.

Gebräuche und Sitten der Kalmücken. Fig. 25—40. S. 73.

Siebente Tafel.

Negerwohnung in Sene-Gambien. Fig. 41. 42. S. 93.
Gebräuche und Sitten der Einwohner von der Inſel Anamoka oder Rotterdam. Fig. 43. 44. S. 103.

Achte Tafel.

Gebr. und Sitten der Esquimaux (Eskimos). Fig. 45—50. S. 111.

Neunte Tafel.

Gebr. und Sitten der Neu-Seeländer. Fig. 51. 52. S. 123.

Zehnte Tafel.

Gebr. und Sitten der Sandwich-Inſulaner. Fig. 53. 54. S. 135.

Eilfte Tafel.

Gebräuche und Sitten der Einwohner von Van Diemens-Land. Fig. 55. 56. S. 146.

Zwölfte Tafel.

Gebr. und Sitten der Neu-Kaledonier. Fig. 57—61. S. 159.

Dreizehnte Tafel.

Gebr. und Sitten der Einwohner von Unalaſchka. Fig 62—64. S. 175.

Vierzehnte Tafel.

Die Tſchuktſchen und ihre Wohnung. Fig. 65. S. 187.
Gebräuche und Sitten der Kamtſchadalen. Fig. 66. 67. S. 191.

Fünfzehnte Tafel.

Gebräuche und Sitten der Bewohner von Norton-Sund. Fig. 68. 69. S. 206.

Sechzehnte Tafel.

Haushaltung der Madekaſſen. Fig. 70. 71. S. 211.

Siebzehnte und achtzehnte Tafel.

Die Haushaltung der Chineſen. Fig. 72. 73. 74. S. 223.

Neunzehnte Tafel.

Gebräuche und Sitten der Hottentotten. Fig. 75—77. S. 271.

I. B. I. Taf.

Gebräuche und Sitten der Lappländer.

Taf. I. Fig. 1—4.

Mit Recht darf ich vorausſetzen, daß meine Leſer keine umſtändliche geographiſche Schilderung von Lappland hier erwarten. Es würde mich von dem Zweck dieſes Werkes, den Menſchen in ſeiner Haushaltung unter verſchiednen Geſichtspunkten darzuſtellen, zu weit abführen. Ein Land, das in einer ungeheuern Ausdehnung von dem 64. Grade bis über den 70. nach Norden ſich erſtreckt, bietet dem Auge furchtbare Felſen, Gebirge, mit ewigen Schnee bedeckt, traurige Tannenwälder ohne Grenzen, öde Thäler und rauhe Einöden dar; woraus der Winter nur wenige Wochen entflieht, ohne der Gewalt des Sommers jemals ganz zu weichen. Aber dennoch forſcht der Blick auch hier nicht vergebens nach Menſchen, und befriedigt von dem Thun und Treiben dieſer Nordländer, kehrt der Forſcher in ſeine ſüdlichere Heimath zurück, froh der Ueberzeugung, daß die Wohlthaten des Schöpfers ſich überall ausbreiten.

Die Bewohner Lapplands gehören zu den genügſamſten Völkern des Erdbodens, ſo wie ſie der Geſtalt nach zu den Kleinſten gerechnet werden können. Der beobachtende Reiſende aus gebildeteren Weltgegenden findet bey dieſem Volke des rauhen Nordens Züge,

welche ſeine Eigenthümlichkeit genau bezeichnen. Der Lappländer iſt ſchmutzig dunkelbraun, faſt ſchwarzbräunlich von Farbe, hat einen breiten Mund, ſehr hohle Wangen, ein ziemlich langes ſpitziges Kinn, ſchwache kleine Augen, die ſtets in Feuchtigkeit ſchwimmen. Hüttenrauch und Schnee, deren verderblichem Einfluß auf das Geſicht, dieſer Nordländer den größten Theil ſeines Lebens ausgeſetzt iſt, ſind die vorzüglichſten Urſachen ſeiner Augenſchwäche, die oft, nach anhaltendem Verweilen in ewig beſchneiten Thälern, in wirkliche Blindheit übergeht, welche mehrere Tage lang dauert.

Man hat den armen Lappländer in ältern Zeiten oft zum Gegenſtand von den ſeltſamſten Mährchen gemacht: er ſollte einen Bären ähnlich behaart ſeyn, nur ein Auge haben, und die häßlichſten Ausdünſtungen verbreiten. Nur an der letztern Behauptung iſt ſo viel wahr, daß, wie überhaupt allen Bewohnern des höheren Nordens, auch ihm eine ſtärkere und ſchärfer riechende Ausdünſtung eigen iſt, als man bey den Eingebornen heiſſerer Erdſtriche bemerkt. Genaue Beobachter ſuchen den Grund davon in ſeiner Lebensart, in dem engen Raum ſeiner Hütten, welche keinen freien Umlauf der Ausdünſtungen und der eingeathmeten Luft verſtatten, in dem Rauch, der ſie ewig umgibt, und gleichſam einwickelt, und in der übeln Gewohnheit, keine Kleider zu wechſeln, ſie mögen noch ſo ſchmutzig und thranig ſeyn. Die Lappländer ſind im allgemeinen klein, aber dennoch von kräftigem Körperbau. Frühe Uebung macht ſie eiſenfeſt und fähig, der Härte ihres Himmelsſtrichs ungeachtet, die größten Mühen und Arbeiten mit einer Geduld, mit einem Muth zu vollbringen, welche an das Wunderbare grenzen. Der Reiſende muß erſtaunen, wenn er dieſe kleinen, ſchwächlich ausſehenden Menſchen in der dichten, ihm unerträglichen, von Rauch geſättigten Luft in ihren

kleinen Zelten oder Hütten, (an denen oft ſogar die Oeffnung, wodurch der Rauch abziehen ſollte, geſchloſſen iſt, um jedes Eindringen der Kälte zu verhindern,) geſund und heiter leben ſieht. Zwar werden auch die Lappländer krank, aber ihre durch Anſtrengung und Arbeit abgehärtete Nerven erliegen nicht leicht, und größten Theils weichen ihre Krankheiten den einfachſten Mitteln. Zu Reizmitteln nehmen ſie am liebſten ihre Zuflucht, und aus eben dieſem Grunde kann man Lappländer nicht beſſer beſchenken, als mit Pfeffer, Ingwer, Zimmt, Muskat, Taback u dgl. Der Vorrath davon ſey noch ſo klein, ſie werden ihn dankbar empfangen. Sie beſitzen erſtaunliche Körper-Gewandheit. Der Beobachter aus ſüdlichen Gegenden wird es kaum begreifen, wie vielen von ihnen es möglich iſt, ſich ohne große Beſchwerde in einem Raume zuſammen zu packen, worinn nach ſeiner Meynung kaum ein Drittheil, höchſtens die Hälfte ausdauern kann. Auf die Ferſen niederkauernd, wie die wilden in Amerika, nehmen viele, hart aneinander gedrängt, einen ſehr kleinen Raum ein. Die körperliche Gewandheit der Lappländer wird ſehr auffallend, wenn ſie mit unglaublicher Eile über tiefbeſchneite, felſigte Gebirgrücken herab kommen. Sie bedienen ſich dabey einer Art von beſonderer Schneeſchuhe, welche aus einem ziemlich langen, an beyden Enden ſtark gekrümmten, ſchmalen Stück Holz verfertigt werden, in deſſen Mitte ſich eine Oeffnung für den Fuß befindet. Dieſe Gattung von Schlittſchuhen verhindert den, der ſie trägt, in tiefen Schnee einzuſinken, und fördern ſeinen Lauf. Dieſer wird ſo raſch, daß der Wind laut um die Ohren des Laufenden pfeift, und die Haare rückwärts flattern. Die Bewegung mag noch ſo ſtark, der Abhang noch ſo ſteil ſeyn, dennoch wird der gewandte Lappländer höchſt ſelten das Gleichgewicht verliehren, wird ſogar noch die Beſonnenheit haben, einen Stab in ſeiner fliegenden Eile, oder ſeine abgefallene Mütze wieder aufzu-

heben, ohne einen Augenblick zu verweilen. Schon Kindern, die kaum gehen können, werden dergleichen Schneeſchuhe angeſchnallt, womit ſie die Höhen erklettern.

Ohne frühe Anleitung, ohne frühe Verſuche im erſten Jugendalter, würde es dem ſchwächlich ausſehenden, kleinen Lappländer nicht möglich ſeyn, einen ſo hohen Grad von Fertigkeit im Laufen, ſo viel Geſchick beym Tragen großer Laſten, bey der Jagd auf wilde Rennthiere, und bey der Folge der gezähmten zu erlangen, eben ſo früh lernt er ſich mit Wenigem begnügen, lernt entbehren, und verſchließt dadurch ſein Inneres den Leidenſchaften, welche Tauſende von den ſogenannten kultivirten Europäern bethören, und unglücklich machen. Keine verwickelte Speculation ſtört die angeſtammte Ruhe ſeines Geiſtes, kein finſtres, nie befriedigtes Nachdenken unterbricht bey ihm die Ordnung aller organiſchen Verrichtungen, er bleibt daher geſund, ſtark, lebhaft. Und doch beſitzt der Lappländer ſogar auch Kunſtfertigkeiten, die ihm um ſo mehr Ehre bringen, da er das, was er macht, ohne jenen Vorrath von Werkzeugen, welche den ſüdlicheren Europäern jede Arbeit ſo ſehr erleichtern, leiſtet. Er ſchnitzt in Holz und Horn, verfertigt mancherley kleines Hausgeräthe, Löffel, Schüſſeln, Schlittengeſchirre u. dgl., und alles mit Hülfe eines kleinen, ganz gewöhnlichen Meſſers. Sein Schlitten iſt ſo paſſend, ſo genau in allen Theilen verbunden, daß er der Feuchtigkeit undurchdringlich bleibt. Auch unter der weiblichen Hälfte dieſes Volks gibt es mehrere, die ſich durch allerley Zierarbeiten für Gürtel, und ſogar, wie die Männer, durch Schnitzereyen in Holz und Horn auszeichnen.

In ältern Zeiten wären Bogen und Pfeile die Waffen, womit der Lappländer ſeine Jagd betrieb, jetzt

aber ſind Flinten und Büchſen ſein Gewehr, und er iſt nun ein ſehr geſchickter Scharfſchütze.

Erſt ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts iſt die wohlthätige Chriſtus-Religion unter den Lappländer verbreitet worden. Sonſt waren es Heiden. Jetzt bezeigen ſie große Ehrfurcht für ihre neuen Glaubenslehrer, aber meiſtens iſt ihr Eifer bloß auf das Aeußere beſchränkt, ſie beten nach, ohne in den Geiſt des Chriſtenthums einzudringen. Gute Menſchen, wie dieſe, üben auch als Heiden manche chriſtliche Tugend, und ihre angeerbte Abneigung gegen Verbrechen und Bosheiten erleichtern die Arbeiten des Religions-Lehrers. Selten hört man unter ihnen von Ehebruch, und Diebſtahl iſt ein Vergehen das man unter den Lappländern faſt gar nicht kennt; Riegel und Schlöſſer zur Bewahrung des Eigenthums ſind daher in jenem Lande gänzlich unnöthig. Bettler giebt es in Lappland keine: der durch Zufall, oder Altersſchwäche Verarmte wird hinreichend unterſtützt. Ein Hauptfehler der Lappländer iſt Liebe zu berauſchenden Getränken: ſie haben dieſen mit den meiſten rohen Menſchen anderer Weltgegenden gemein. Auch halten ſie es für kein Unrecht, fremde Kaufleute im Handel zu betrügen, ſo bald ſie hoffen dürfen, unentdeckt zu bleiben. So mit den Rennthierfellen, die, wenn die Thiere im Frühjahr geſchoſſen werden, von Inſekten durchlöchert ſind, nicht aber alsdann wenn ſie im Winter erlegt werden. Die Lappländer verſtehen die Kunſt, dergleichen Löcher für den Halbkenner gänzlich unſichtbar zu machen, und ſcheuen ſich nicht, dieſe ausgeflickten Felle als völlig gut, und im Preiße der ächten auszubieten und zu verkaufen.

In Anſehung der Kleidung der Lappländer iſt da und dort unter den einzelnen Familien, woraus dieſes

Volk beſteht, ein Unterſchied, doch nicht in weſentlichen Stücken. Einige Reiſebeſchreiber behaupteten, die Lappländer ſchmücken ihre Kleider mit Silber und Gold, andere dagegen gaben ihnen eine Art von Sack oder Kutte, aus Bären- und Seekälberhäuten verfertigt, zur Bedeckung; beyde Sagen ſo unwahr, als eine dritte, nach welcher ſich die Weiber in Lappland Zeuge aus Sehnen und Därmen von wilden Thieren weben ſollen. Nicht alle Lappländer bedecken den Kopf mit einer Mütze, und nicht bey allen iſt dieſe von einerley Schnitt. Ganze Familien ſind Winter und Sommer in bloßem Haupte: bey andern iſt eine rothtuchene, grobe Mütze von koniſcher Form. Sie beſteht aus vier Theilen, welche oben ſpitz zulaufen, und an den Nähten mit gelben tuchenen Striefen beſetzt ſind. Oft wird an der Spitze dieſer Mütze, die auch wohl mit feinem Rauchwerk verbrämt zu ſeyn pflegt, eine Quaſte befeſtigt, welche aus Tuchſtückchen von verſchiedenen Farben beſteht. Am gewöhnlichſten iſt in Lappland ein kleines rundes Käppchen, der kleinen Sammt-Mütze ähnlich, womit die Weltprieſter der römiſchen Kirche ſich bedecken.

Ein armer Lappländer trug eine Mütze, die aus einer Lachshaut verfertigt war. Sie beſtand aus vier Theilen, an deren Rand die Schuppen weggenommen waren, damit man jene zuſammen nähen konnte. Auch bedienen ſich die Lappländer auf der Jagd, auch wohl wenn ſie ihre Rennthiere auf die Weide begleiten, einer weiten, oben ſpitzen Kappe, die über den Kopf geworfen wird, und über die Schultern bis auf die Bruſt herab reicht, nur für das Geſicht iſt eine kleine Oeffnung angebracht, ſonſt iſt ſie auch vorn gänzlich geſchloſſen.

Der Rock iſt aus Schaaffellen verfertigt, wovon die Wolle einwärts gekehrt wird. Der Kragen ſteigt

hoch hinauf, und wird durch eine Unterlage von grobem Tuch ſteif erhalten. Dieſer Kragen, von ſeltſamer Form, iſt durch eine Art von bunter Näherey oder Stickerey fleißig verziert, und dieſe Zierrathen gehen bis gegen die Bruſt herab. In Lappland wird dieſer Rock ſtatt des Hemdes getragen, und nach dem Zuſtand und Geſchmack ſeiner Beſitzer, gegen oben mehr oder minder mit Tuch geziert, und mit Otterfellen verbrämt. Er hat nur an der Bruſt unten, und an den Aermeln Oeffnungen, und iſt unſern Hemden gleich, vorn zu. Der eigenthümliche Geſchmack des Einzelnen bringt an dieſem Gewande verſchiedene Verzierungen an, beſetzt es mit ſchmalen Tuchſtreifen und Pelzwerk, und weis kleinen, aus Stahl oder Silber verfertigten Kunſtſtücken von verſchiedener Form, eine Stelle daran zu geben. Auch ſticht überall an dem Rande der einwärts gekehrte Schaafpelz etwas hervor. Ueber dieſem Gewande tragen die Lappländer ein anderes, von ſehr grobem grauen Tuche, auch wohl von Rennthierfellen. Sie nennen es Kafta, der Kragen ſteht wie bey den erſten, ſehr ſteif, reicht faſt bis an das Kinn, und deckt den Nacken. Auch er iſt mit farbiger Näharbeit geziert. Vorn auf der Bruſt iſt dieſes Gewand offen, wie jenes, und mit Tuchſtreifen von verſchiedenen Farben beſetzt; auf jeder Schulter iſt eine farbige Tuchbeſetzung angebracht, welche einem Epaulette gleicht. Auch am untern Rande wird eine bunte Beſetzung von Tuchſtreifen ſelten vergeſſen.

Taſchen haben die Lappländer nicht in ihren Kleidern; ſtatt derſelben hängen ſie ein kleines Säckchen über die Bruſt, worinn ſich allerley Nothwendigkeiten, z. B. ein Feuerzeug befindet.

Um der heftigen Winterkälte trotzen zu können,

ziehen die Lappländer noch ein Kleid über, das aus Fellen von Rennthieren und anderem Pelzwerke beſteht, und zwar ſo, daß der Pelz auswärts gekehrt iſt. Die Geſtalt derer, die in ein ſolches Gewand gehüllt erſcheinen, erhält ein ſehr rauhes Anſehen. Es iſt auf der Bruſt zu, und überhaupt einer rohen Kutte ähnlich. Der ſteife Kragen, der ſich daran befindet, ſteigt noch höher, als bey den übrigen Unterkleidern, und dient zum Schutz gegen Regen und Schneegeſtöber. Sind die Lappländer mit Fiſchen auf dem Meer beſchäftigt, und werden naß von den überſchlagenden Wogen, ſo iſt ihre erſte Verrichtung, wenn ſie an das Ufer kommen, ſich im Schnee zu wälzen, damit das ſalzige Meerwaſſer ihre Kleidung nicht verderbe. Die Gebirgbewohner wickeln auf Reiſen in der höchſten Kälte das Fell eines Marters um den Hals, ſo daß der Schwanz über die Schulter herab hängt; man ſieht bisweilen ſchwediſche Kaufleute in Lappland dieſe Gewohnheit nachahmen, und um dieſe Halsbinde noch auszuſchmücken, Silbermünzen in den beyden Augenlöchern des Thieres befeſtigen.

Bisweilen tragen einzelne Lappländer Handſchuhe von gegerbtem Leder; aber weit gemeiner ſind Handſchuhe von Rennthierfell, wovon die Haare auswärts gekehrt werden. Um ſie ihrem Zweck, die Hände gegen Froſt zu ſchützen, deſto entſprechender zu machen, werden ſie inwendig mit Schirmmoß belegt. Man ſammelt dieſe Pflanze im Sommer, trocknet ſie, macht ſie hierauf durch Reiben und Kämmen mit eiſernen oder hornenen Kämmen weich und wollenartig. Auch die Schuhe werden damit ausgelegt.

Strümpfe ſind bey den Lappländern nicht üblich; auch der weibliche Theil dieſes Volkes trägt keine, dafür aber eine Art langer Hoſen, die an Schenkel und Beinen

genau anſchließen. Beyde Geſchlechter bedienen ſich dieſes Kleidungsſtückes, das entweder aus Leder, oder aus grobem Tuch verfertigt wird. Im letztern Fall wird ein Stück Rennthierfell zur Schonung des Tuchs auf die Gegend der Knie feſtgenäht; oft auch iſt die Vorderſeite dieſer Beinkleider von gegerbtem Leder, die ganze Hinterſeite aber von rauhem Fell.

Die in Lappland gewöhnlichen Schuhe haben nur eine Sohle, und werden aus der Kopfhaut des Rennthiers verfertigt. Die Haare bleiben daran und ſind auswärts gekehrt: daher iſt der Gang in dieſen Schuhen, beſonders auf dem Eiſe, ſehr unſicher, und erfordert Uebung, wenn man nicht ausgleiten und fallen will. Lappländer, welche oft auf dem Meere ſich beſchäftigen, tragen Schuhe von Leder, mit Sohlen von Seehundsfellen. Die Schuhe werden am Fuße feſtgebunden, und als Verwahrungsmittel der nackten Füße gegen die Kälte, mit Stroh oder Binſe ausgeſtopft. Abends nehmen die Lappländer dieſes heraus, und trocknen es ſorgfältig zum Gebrauch für den folgenden Tag.

Als Handelswaaren werden in Lappland auch Stiefeln verfertigt, die aus Rennthierhäuten ſchön gearbeitet und fein ausgenäht ſind.

So einfach der Lappländer in ſeiner Kleidung iſt, ſo vergißt er doch einen gewiſſen Schmuck nicht: ſeine Frau gibt ihm dieſen; er beſteht in einem Gürtel, der mit allerley Zierrathen von Blech beſetzt iſt; an der Vorderſeite befindet ſich eine Taſche zum Taback, welchen der Lappländer kaut; an der andern ſind mehrere lederne Riemen befeſtigt, woran der Eigenthümer verſchiedene Kleinigkeiten, Schlüſſel, und vorzüglich ein Meſſer in der Scheide trägt.

Die Kleidung der Lappländerinnen unterſcheidet ſich wenig von der männlichen; auch ſie bedecken den Kopf mit einer ſpitzigen Mütze, die mit bunten Tuchſtreifen beſetzt, und bisweilen mit Blechſtückchen geziert iſt. Auch die Frauen ſind, ſtatt des Hemdes, mit einem Gewand von Schaaffellen, die Wolle einwärts gekehrt, bekleidet, welches aber vorn und hinten Falten hat, indeß das männliche Gewand auf der Bruſt genauer anſchließt, und länger iſt. Das weibliche reicht nur wenig über die Hüften, das männliche bis auf die Knie. Das Ueberkleid von Rennthierfellen unterſcheidet ſich bey den Weibern von dem, welches die Männer tragen, nur dadurch, daß jenes bis an die Knie reicht, dieſes aber bis auf den Knöchel herabfällt. Auch Beinkleider und Schuhe ſind bey Weibern und Männern von gleichem Stoff, und von gleicher Form, und an dem Gürtel der Frauen befinden ſich ebenfalls kleine Blechſtückchen, Knöpfe und Ringe; reiche Lappländerinnen beſitzen ſogar Gürtel mit ſilbernen Zierrathen, Ohrenringe und Halsbänder von Silber.

Die Sorge für die Kleidung aller Art, ſie beſtehe aus Tuch, Pelzwerk, Leder oder rohen Häuten, liegt in Lappland den Frauen ob: ſie verfertigen ſolche, ſelbſt die Schuhe nicht ausgenommen; Männer hingegen beſchäftigen ſich mit der Oekonomie des Hauſes, beſorgen die Küche, und verrichten das, was in andern Ländern Sache des weiblichen Theiles der Familien iſt. Bleibt den Frauen noch Zeit übrig, ſo verfertigen ſie allerley Hausgeräthe, gleich den Männern, und übertreffen dabey dieſe meiſtens in kleiner, oft recht niedlicher Schnitzarbeit, welche ſie anzubringen wiſſen.

Der Lappländer nennt ſein Haus, oder beſſer ſeine höchſt einfache Hütte, Laume guatte; und pflegt ſehr

ſchnell mit der Einrichtung derſelben fertig zu ſeyn. Anders iſt aber doch die Wohnung des Lappländers an der Meerküſte, anders die des Gebirgbewohners Letzterer hat nur ein Zelt, wie es meine Leſer auf der erſten Tafel abgebildet ſehen. Ich werde ſie umſtändlicher von deſſen Bauart belehren, wenn ich ihnen vorher die Hütte des Erſteren beſchrieben habe. Keines weicht ſehr viel von dem andern ab.

Vier ovalgekrümmte Pfeiler machen das Weſentliche einer lappländiſchen Hütte aus; eine kleine Thüre, und im Gipfel eine Oeffnung, als Rauchfang, ſind weitere Erforderniſſe; Baumrinde und Waſen geben die Bedeckung. Alles aber iſt nach recht kleinen Maaßſtab ausgeführt: der Eingang ſo klein, daß man ſich ſehr krümmen muß, der innere Raum ſo niedrig, daß man nur im Mittelpunkte, über welchen die Oeffnung für den Rauch angebracht iſt, aufrecht ſtehen könnte. Es iſt alſo auch da verwehrt, gerade zu ſtehn, weil hier das Feuer brennt, unmittelbar unter jener Oeffnung. Um dieſes Feuer her ſitzt friedlich die Familie des Lappländers. Die innern Wände ſind mit Baumäſten ausgelegt.

Nicht auf der bloſen Erde wird im Mittelpunkt der Hütte das Feuer unterhalten, ſondern auf einem niedrigen Heerde, der aus zwey roh errichteten ſteinernen Pfeilern beſteht, die einander parallel laufen. An ihren vier Ecken ſind vier Balken befeſtigt, welche gerade ſtehen, und zwey Querbalken zur Stütze dienen, auf die wieder einige Hölzer quer hingelegt werden, um an dieſen den Hacken feſt zu machen, woran der Kochtopf aufgehängt wird.

Der Lappländer hat eine ſehr löbliche Gewohnheit, die nicht jeder Europäer befolgt, ſo vernünftig ſie

auch iſt; er geht des Abends nie zur Ruhe, ehe er äußerſt ſorgfältig das Feuer in der Hütte ausgelöſcht hat. Iſt nicht der mindeſte Rauch zu bemerken, ſo klettert er auf das Dach, und bedeckt die Oeffnung.

Durch jene beyden Heerdpfeiler iſt die Hütte in ihrem Mittelpunkte in zwey Theile getheilt, aber dieſe doppelte Abtheilung wird auf beyden Seiten gegen die Thüre hin, und gegen die, der Thüre entgegenſtehende Hüttenſeite noch durch vier auf den Boden gelegte Holzſtütze fortgeſetzt, ſo daß ſich daraus noch zwey leere Räume am Feuerheerd bilden, wovon der eine mit einigem Brennholzvorrath, der andere mit den Küchengeräthſchaften, und mit kupfernen Keſſeln beſetzt wird, in welchen man das zum Trinken beſtimmte Schneewaſſer aufbewahrt. An den Seiten der Hütte, dem Heerde rechts und links, und hinter ihm, ſind drey ähnliche Abtheilungen, welche ſo wenig ſie nach unſern Begriffen den Namen der Zimmer zu verdienen ſcheinen, dennoch deren Stelle vertreten. In dieſen Abtheilungen ſchläft die Familie des Lappländers. Gehört eine ſolche Hütte einer einzelnen Familie, ſo liegen Herr und Frau in einer von dieſen Kammern, in der andern die dem Heerd am nächſten iſt, die Kinder; Knechte nehmen die dritte ein, der Thüre am nächſten. Uebernachtet ein Lehrer der chriſtlichen Religion in einer ſolchen Hütte, ſo räumen Mann und Frau ihre Schlafſtelle.

Sind mehrere Familien auf eine Hütte beſchränkt, ſo bleiben jene erſtern beyden Abtheilungen, ſo wie der Heerd, und der freye Raum vor ihm, gemeinſchaftlich: von jener Kammern erhält jede Familie eine eigne, wo denn die Kinder zwiſchen die Aeltern und die Knechte gelegt werden.

In welchem Hauſe der ſogenannten geſitteten Europäer würden wohl drey Familien in einer ſo engen Gemeinſchaft ſich betragen können. Durch keine Wand, nur durch einige hingelegte Balken abgeſondert, durch keine Thüre von einander getrennt, bey gleichen Rechten am Heerd und an den Geräthſchaften, würden bald Uneinigkeiten aller Art die Ruhe ſtöhren, und das Beyſammenwohnen unmöglich machen. Aber höchſt ſelten entſteht in dieſem Falle unter den Lappländern irgend ein Streit. Die Ruhe iſt einheimiſch in dieſen Hütten, und das allgemeine Betragen dieſer einfachen Menſchen hat das Gepräge der Herzlichkeit und Bruderliebe. Jene Schlafſtellen ſind mit Rennthierfellen belegt.

Das Winterhaus oder Zelt des Gebirgbewohners iſt in ſeiner innern Einrichtung wenig von dieſen Hütten verſchieden, nur iſt der Heerd minder feſt, als in dieſen, und nur auf wenigen zuſammengelegten Steinen wird das Feuer unterhalten, das aber auch im Mittelpunkte, unter einer Oeffnung, die oben im Zelte gelaſſen wird, ſeine Stelle hat. Das erſte, was der Erbauer eines ſolchen Winterhauſes zu verrichten hat, iſt, den Schnee hinweg zu ſchaffen, um feſten trocknen Boden zu bekommen. Aus dieſen abgeräumten Schnee bildet er eine Art von zirkelrunder Mauer, womit er der Wohnung ſelbſt Feſtigkeit und Schutz verſchafft. Die Stangen ſeines Zeltes ſind in dieſer Schneemauer befeſtigt, und eine Art von Balken, welche oben auf den vorzüglichſten Stangen quer über angebracht werden, dienen dazu, den Kochtopf über dem Feuer hängend zu halten.

Das Zelt iſt mit dichtem Wollzeug bekleidet, gleichſam umwunden. Dieſe Hütte beſteht aus zwey Stücken, welche durch hölzerne Blöcke verbunden ſind. Die Thüre iſt ein einzelner, pyramidaliſcher Ausſchnitt, ebenfalls

von Wollenzeug: nur an der Spitze hängt er durch ein Leder mit dem Zelte ſelbſt zuſammen, und wird durch eine gabelförmige hölzerne Stütze gehalten. An beyden Seiten dieſer ſonderbaren Thüre ſind Stäbe befeſtigt, woven einer in den Boden eingeſteckt, die Angel bildet, und darum wieder leicht ausgezogen werden kann, um die Thüre bald auf jener bald auf dieſer Seite des Eingangs befeſtigen zu können, je nachdem der Wind es erfordert. Auf dieſe Art dient dieſe einfache Thüre zum Schutz gegen Unwetter, welches den Durchzug des Rauchs verhindern, und den Aufenthalt im Innern des Zeltes unmöglich machen würde.

Das zur Feurung nöthige Holz wird kaum vor dem Gebrauch gehauen, und zum Zelte geſchleppt. Der nächſte Baum der beſte. Man kann ſich vorſtellen, welcher Rauch das ganze Zelt erfüllen müſſe, wenn nun dieſes noch ganz grüne, von Schnee und Eis bezogene Holz aufgelegt wird, und ſich entzündet. Keine andre, als Augen eines Lappländers ſind im Stande dieſen höchſtangreifenden Rauch auszuhalten. Aber bald ſiegt die Flamme, der Rauch ſchwindet, doch ſind die obern Gegenden des Zeltes beſtändig voll davon, und ungünſtiger Wind jagt ihn oft wieder zurück. Geduldig erträgt der Lappländer dieſe Beſchwerden, die er nicht heben kann.

Der Lappländer im Gebirge löſcht, wenn er ſchlafen geht, das Feuer in ſeinem Zelte nicht aus, wie der Küſtenbewohner in ſeiner Hütte: er ſucht es ſo lange, als er kann, zu unterhalten. In einiger Entfernung von dem Zelte errichtet er noch eine kleine Hütte von Baumſtämmen, die er mit Strauchwerk deckt, und als Niederlage für ſeine Rennthierfelle, Haus- und Küchengeräthſchaften, die er etwa im Vorrath hat, gebraucht.

Seine Sommerwohnung iſt der eben beſchriebenen völlig ähnlich, nur daß der Schneewall wegfällt, und der Erbauer, ſtatt tiefer Thäler, oder ſommeriſcher Abhänge, die Höhen ſucht, welche den kalten höchſten Berglagen, wo die Rennthiere ihre Weide finden, nahe liegen.

Da der Jäger, der Reiſende in Lappland nicht leicht darauf rechnen darf, eine Hütte zu finden, wenn er ausruhen will, ſo muß jeder das zu einem kleinen Zelte nöthige Stück Zeug mit ſich ſchleppen: Zeltſtangen, Holz, Stein zum Heerd findet er überall. Auch auf dem Meer nimmt der Lappländer das nothwendigſte Zeltgeräthe mit, um an den höchſt einſamen Geſtaden ſeines Vaterlandes, wenn ihm der Sturm dahin zurücktreibt, ſich Schutz bereiten zu können.

Für den Vorrath an Fleiſch, und andern Speiſen, werden ebenfalls kleine Kammern, ſeitwärts der Hütte und Zelter erbaut: ſo wie der Küſtenbewohner auch Winterfutter für ſeine Heerden in ſehr einfachen Umzäunungen aufſpeichert.

Sowohl in der Hütte des Küſtenbewohners in Lappland, wie im Zelte des Gebirgbewohners wird das Nachtlager auf einerley Art zubereitet. Auf Blätter, womit der Boden bedeckt iſt, wird ein Rennthierfell gelegt. Das lederne Ueberkleid des zur Ruhe Gehenden, feſt zuſammengerollt, dient ihm als Kopfkiſſen: das Fell eines Schaafs, die Wolle einwärts gekehrt, iſt ſeine Decke, worüber er noch ein Stück Wollenzeug mit langem Haare breitet. Unter dieſer Hülle ſchläft der Lappländer, die Kälte ſey noch ſo heftig, nackend. Eine Lagerſtelle iſt von der andern nur durch ein dazwiſchen gelegtes Stück Holz abgeſondert.

Im Sommer wird der Lappländer, beſonders im Gebirge, ſelbſt in ſeinem Zelte von Mücken, und andern fliegenden Inſekten auf das erbärmlichſte geplagt. Im Freyen, und gar im Walde iſt es kaum auszuhalten; ihre Anzahl iſt ſo groß, daß ganze Schaaren über das Geſicht, und andere nackende Körpertheile herfallen, und ſie bedecken. Kaum kann der Wandelnde den Weg erkennen, ſo ſehr iſt er von dieſen gehäſſigen Verfolgern gepeinigt. Die Handſchuhe mögen noch ſo feſt und dicht ſeyn, der Stachel drängt ſich durch die Naht, ſo daß der ganze Gang der Nadelſtiche auf der Haut erſcheint, wenn man die Handſchuhe ablegt. Jeder Stich gibt eine Beule, woraus ein kleines weiſſes Geſchwür entſteht. Heftige Winde verjagen dieſe Inſekten auf einige Zeit, aber mit ſtillerer Luft kehrt der ganze Schwarm wieder. Die Reunthierheerden ſind ihrer Verfolgung im Freyen auſſerordentlich ausgeſetzt: die armen Geſchöpfe triefen von Blut. Beym Melken der Thiere muß ein Gehülfe die Mücken gewaltſam abwehren, damit Hirt und Thier ſo lange doch Ruhe haben, als dieſe Verrichtung währt.

Der Lappländer ſucht ſich des Nachts, wenigſtens in ſeinem Zelte, von ihren Angriffen frey zu halten. Er befeſtigt gerade über ſeiner Lagerſtelle einen ledernen Riemen an dem Zeltgebälke, knüpft daran die Mitte ſeiner Decke feſt, und zieht dieſe nun an dem Riemen in die Höhe, doch ſo, daß der Rand und die Ecken den Boden noch hinlänglich berühren. Nun kriecht er unter dieſe zeltartige Hülle ganz hinunter, hat Raum zum Athmen, und ſchläft ungeſtört. Aber mit jedem Morgen geht der neue Kampf an. So armſelig iſt das Land, das nach einem harten traurigen Winter, der von Michaelis bis in den Julius dauert, ſich kein lebendes Weſen im Sonnenſchein erfreuen darf, ohne von dieſen geflügelten Wüthrigen geplagt zu werden.

Rennthiermilch iſt die Hauptnahrung des einfachen, höchſt genügſamen Lappländers. Seine Rennthiere ſind ſein Reichthum. Er bringt dieſe ſehr fette Milch auf verſchiedene Weiſe zu Tiſche. Im Sommer, der freylich nur ſehr kurze Zeit dauert, wird ſie mit einer Art breitblättrigem Sauerampfer, der in den Bergthälern wächſt, abgekocht, bis ſie gerinnt. Iſt dies geſchehen, ſo ſchöpft man die Molken ab, und verwahrt das Geronnene in Blaſen, die, um friſch zu bleiben, in die Erde verborgen werden. Im Winter wird die Milch in Gefäße gegoſſen, wo ſie gerinnt: auch friert ſie nun, und läßt ſich auf dieſe Art leicht aufbewahren. Was ſpäter im Winter gemolken wird, miſchen die Lappländer mit den Beeren der ſchwarzen geſtreckten Affen-Beere, Emperum nigrum und füllen damit den Magen von einem Rennthier, den ſie vorher ſauber gereinigt haben. Die ganze Maſſe friert bald ſo hart, wie Stein, und muß mit der Magenhaut zerſchnitten werden, wenn man davon genießen will. Der Vorſchneider iſt ſogar genöthigt, dieſe Arbeit mit einem kleinen Beile zu verrichten, mit einem gewöhnlichen Meſſer kömmt er nicht zum Ziel. Eine ſolche Scheibe, die er abgehauen hat, wird hierauf in kleinere Stücke zertheilt, und in der Mittagsſtunde von der Familie aufgezehrt. Es ſoll gut ſchmecken, aber die Zähne des, an ſehr harte Winter gewöhnten Lappländers gehören dazu, um beym Genuß dieſes Eisbiſſen nicht vor Froſt zu zittern.

Auch wird bisweilen die butterreichſte Rennthiermilch mit Fleiſch und Früchten gemiſcht, aber der Butter ungeachtet, die dem Froſte widerſtehen ſoll, wird ein ſehr kaltes Eſſen daraus.

Wenn noch im höchſten Winter Milch von der Heerde genommen wird, ſo friert ſie augenblicklich. Sie

wird in kleinen hölzernen Töpfen als ein Leckerbiſſen aufbewahrt, denn ihr Geſchmack ſoll vorzüglich ſeyn. Wenn davon genoſſen werden ſoll, wird das Gefäß dem Feuer nah gebracht, und mit Löffeln davon gegeſſen, was aufthaut.

Auch Käſe bereitet der Lappländer aus der Rennthiermilch, aber nicht aus dem abgenommenen Rahm, wie Küh- und Schaafkäſe verfertigt werden, ſondern aus der Milch im Ganzen, die außerordentlich fett iſt. Nicht ſo reich an Rennthieren, als die Lappländer im Gebirge, ſind die an den Seeküſten. Dieſe halten Kühe, Schaafe und Ziegen. Um zu buttern, haben ſie kein andres Werkzeug, als die Hand: ihre Frauen quetſchen und drücken den Rahm ſo lange zwiſchen den Fingern, bis die Butter ſich trennt und feſt wird.

Eine weitere Nahrungsquelle im Winter iſt dem Lappländer die Jagd. Der Gebirgbewohner jagt mit ſechs bis acht Hunden wilde Rennthiere. Die Beute wird im Zelte in ſchickliche Stücke zerſchnitten, und ohne vorhergegangenes Reinigen, gekocht. Iſt das Fett abgeſchöpft und geſammelt, das Fleiſch gar, ſo wird es aus der Suppe, mit einer hölzernen Gabel, he ausgehoben, und in ſo viele Stücke zerſchnitten, als Leute da ſind, die Eßluſt haben. Die Suppe bleibt dabey ſtehen. Jeder Gaſt nimmt denn ſein Stück mit der Gabel, taucht es in das Abgeſchöpfte, und verſchlingt, während er jenes genießt, bisweilen einen Löffel voll von der Suppe. Dieß iſt ein köſtliches Mittagmahl, nach lappländiſchem Geſchmack.

Daß die Lappländer ihre Jagdbeute roh verzehren, iſt der Wahrheit zuwider.

Oft braten ſie ſolche auch, nur ſehr ſelten hängen ſie einige Stücke im Zelte auf, um vom Rauch durchdrungen, und ſo für andere Zeit brauchbar zu werden.

Lappländer an der Seeküſte genießen auch, außer dem Fleiſch von ihren Rind- und Schaafheerden, Bären, Wölfe, Füchſe, Ottern und Seehunde. Nur Schweinefleiſch verſchmähen alle Lappländer als eckelhaft.

Wer ſich mit dem Lachsfang beſchäftigt, nährt ſich von ſeiner Beute; iſt der Fang reichlicher, ſo wird der Vorrath an der Sonne getrocknet, und ohne alle Zubereitung im Winter verzehrt. Der Lappländer findet dieſes Gericht vortrefflich, wenn er noch über dieß jeden Biſſen in Wallfiſchthran eintauchen kann.

Dieß iſt die erſte Speiſe, welche die Mutter ſchon ihrem Säugling darreicht, und, um ſie ihm genießbar zu machen, ihm die fetten Biſſen vorkaut, welche bey reiferen Jahren ſeine Lieblingsſpeiſen werden ſollen. Alle Lappländer ziehen dieſes Oehl der Butter vor; daß ſie aber Kannen voll über Mittag davon zu ſich nehmen, iſt unwahr.

Köpfe, Knochen und Gräten der getrockneten Fiſche werden in Lappland nicht weggeworffen. Der Winter iſt lang, und oft tritt Mangel ein. Iſt der Vorrath an getrockneten Fiſchen aufgezehrt, ſo werden jene Ueberreſte hervorgeſucht, erſt in den Leib eines Seehundes gelegt, um ſich mit Thran zu ſättigen, alsdann gebraten, hierauf gekocht, bis ſie zum Genuß weich genug ſcheinen. Dieſe Stückchen, reichlich in Seehundsthran getaucht, ſchmecken auch noch gut. Viele unſrer Aerzte würden dieſe von Thran ganz durchdrungenen Gerichte, dieſen Vollgenuß des Thrans, gewiß

als höchſt ſchädlich für die Geſundheit verwerfen, und doch giebt dieſes Volk einen Beweis, daß die Geſundheit dabey recht gut beſtehen könne. Nicht nur eben ſo geſund, als wir, ſind dieſe nordiſchen Thranverſchlinger, ſondern auch manche Krankheiten, vorzüglich chroniſche, ſind ihnen gänzlich unbekannt, ſie wiſſen nichts von der Ruhr, nichts von Wechſelfiebern. Eine Art krampfhafter Leibbeſchwerden iſt bey dieſem Volke einheimiſch, wovon die Aerzte den Grund in Würmern der Eingeweide ſuchen. Das Uebel iſt mehr läſtig als beunruhigend.

Eigentliches Brod, wie wir eſſen, genießt der Lappländer nicht, aber doch eine Art Kuchen, aus Mehl und Waſſer zubereitet. Auch giebt es in Lappland, wie anderwärts, Leckerbißchen, die mehr den Gaumen kitzeln, als ſättigen. Freylich ſind es keine Konfekte für unſern Gaumen. So z. B die innerſte Rinde der Tanne, eben erſt vom Baume geſchält, und ein wenig in Rauch aufgehangen. Das Stück wird hierauf in Wallfiſchthran wohl eingetaucht und gekaut. Aepfel, Birn, Nüſſe und andre Obſtarten unſers, oder gar eines wärmern Erdſtrichs, ſind dem Lappländer unbekannt; er hält ſich dafür an eine wohlthätige, koſtbare Pflanze, die Engelwurz, (Angelica) welche in ſeinem Vaterlande in Thälern, an Flüſſen und Waſſerſtürzen reichlich wuchert. Alles iſt ihm an dieſer Pflanze von Werth: er genießt Wurzel und Blätter friſch; kocht ſie in Milch und kaut ſie zum Nachtiſch. Auch reifen ihm einige Beeren, wohl unter dem Schnee, mit deren Genuß er ſeine Mahlzeit endigt.

Aber einen wahrhaft ſchwelgeriſchen Genuß gewährt dem Lappländer, zum Nachtiſch, jenes Kraut, das uns Nicot aus Virginien brachte, um die Naſe zu kitzeln,

Der Taback iſt für dieſen Nordländer eine ſo herrliche Sache, daß ihm ſein Genuß oft in eine Art von fröhlicher Ausgelaſſenheit, in eine koſtbare Vergeſſenheit ſeiner ſelbſt verſetzt. Er kaut ihn und raucht, wie er beykommen kann. Iſt es ihm unmöglich, ſich Taback zu verſchaffen, ſo kaut er auch wohl Stückchen von der Blaſe, worin ſich jener eine Zeitlang befand, er zernagt Späne von der Kiſte, worin Taback eingepackt war.

Wenn er ihn kaut, ſpukt er oft in die Hände, und riecht daran, um Gaumen und Naſe zugleich zu beluſtigen. Geht der Vorrath von dieſem berühmten Kraut zu Ende, und man muß ſparen, ſo ſetzt ſich, nach geendigter Mahlzeit, die ganze Geſellſchaft in einen Kreis, und einer reicht brüderlich dem andern die dampfende Pfeife zu, und jeder ſchmaucht dann ein wenig, ſo wie ihn die Reihe trifft: keiner wird übergangen.

Das gewöhnlichſte Getränk aller Lappländer iſt Eis- und Schneewaſſer. Sie ſchmelzen es, und haben beſtändig einigen Vorrath in der Hütte oder im Zelt.

An allen dieſen Verrichtungen für Speiſe und Trank, alſo an allen Geſchäften der Küche nimmt die Frau in Lappland keinen Antheil: es iſt die Sache des Mannes, und in der That, eine ſolche Kochkunſt erfordert kein Kochbuch, keinen großen Vorrath von Töpfen und Schüſſeln, und keine Gehülfen.

Aus der vorhergehenden Schilderung des ſehr beſchränkten Hausſtandes der Lappländer werden meine Leſer ſelbſt folgern, daß ihr Vorrath an Hausgeräthen ſehr gering ſeyn müſſe. Was die höchſte Nothdurft erfordert, mehr würde den Beſitzer beläſtigen. Das

Zelt des Gebirgbewohners in Lappland findet heute hier, und in einigen Tagen anderwärts ſeine Stelle: und nicht viel anders iſt es in Anſehung der Hütte des Küſtenbewohners: auch er hat keinen feſten Wohnſitz.

Verfeinerung durch Erziehung, Convenienz, und was uns ſonſt an einzelne Wohnorte feſter hält, hat keine Rechte über den Lappländer: Vieles, was uns zum Bedürfniß geworden iſt, kennt er kaum den Namen nach. Was ſollen ihm zierliche Schränke, Tiſche, Stühle? Wo ſoll er ſie in ſeiner kleinen Hütte, oder im engen Zelte anbringen? Wie von einem Wohnorte zum andern ſchleppen? Er bleibt nur ſo lange an einer Stelle, als die Geſtade ihn mit Fiſchen, die Wälder mit Jagdbeute verſorgen, und ſeine Heerden Nahrung finden: mindern ſich dieſe, ſo zieht er weiter. Und dieſem Syſteme eines wandernden, unſteten Haushalts gemäß, wählt er ſeinen Hausrath. Für die Küche reicht ein Topf, ein Keſſel, eine Schüſſel, einige Löffel von Horn, Gabeln von Holz hin: der Reiche zeichnet ſich wohl durch den Beſitz von zwey oder drey zinnernen Schüſſeln mehr, wohl gar durch ſilberne Speiſelöffel aus. Die nöthigen Decken und Felle zum Bett, mehr braucht es nicht an Hausrath in einer Lappländerwohnung. In dem Zelte des Gebirgbewohners fehlt ſogar eine Lampe, denn dieſer unterhält helles Feuer auf ſeinem Heerd, das ihm in den achtzehn bis zwanzig Stunden langen Winternächten ſtatt des Lichtes dient.

Im höchſten Winter genießt der Lappländer kaum drey Stunden lang einer Art von Dämmerung, die dem Tage ähnlich iſt, der aber dennoch die erfreuliche Sonne fehlt, welche ſieben Wochen lang dort niemals über den Horizont hervortritt. Der Küſtenbewohner

hingegen hält ſich eine Lampe, und brennt darin Seehundsthran. Einfach, wie er ſelbſt, wie ſein ganzes Leben iſt auch dieſe Lampe, eine Seemuſchel von hinreichender Größe, um eine ziemliche Menge Thran zu faſſen, ein Docht aus Binſe verfertigt, dieß iſt alles, wodurch er ſich die Mittel verſchafft, die Nacht zu erhellen.

Am ſorgfältigſten wird von den Lappländern die Wiege bearbeitet, worin ſie ihre Säuglinge herbergen. Sie beſteht aus einem hinlänglich weiten und großen Baumſtamm, welcher ſehr reinlich ausgehölt, und mit Schnitzwerk verziert iſt. Ein Theil ihres innern Raums iſt mit einer Art Schirmdach bedeckt, um den Kopf des Kindes zu ſchützen, und mehrere Bänder ſind daran ſo angebracht, daß ſich auch die Mutter damit umgürtet, und auf dieſe Weiſe ihren Liebling ſammt der Wiege tragen kann, wenn ſie reiſen, oder der Heerde als Hüterin nachgehen muß. Von dieſem Schirmdach läuft eine Schnur bis an das andre Ende der Wiege, und an dieſer Schnur wird ein Ring von Perlen aus dem Roſenkranz befeſtigt, womit das Kind ſpielt, ſo bald es ſeine, ſtets freygelaſſene Hände zu gebrauchen anfängt.

Da der Lappländer einen großen Theil des Lebens ſeine ganze Haushaltung auf Reiſen führt, ſo wird es meinen Leſern nicht unangenehm ſeyn, ihn auch auf ſeinen Wanderungen zu beobachten.

Der Küſtenbewohner wandert zwey Mal im Jahre mit all ſeiner Habe, im Frühjahr und im Herbſt, nur die Hütte läßt dieſer ſtehen, weil er wieder auf die nämliche Stelle zurückkehrt, wenn ſeine Wanderung vollbracht iſt. Der Unterhalt ſeiner Familie, und ſeiner Küche, Schaafe und Ziegen, der Fiſchfang, und die

Jagd nach Wallfiſchen und Seehunden erfordert dieſe alljährliche Veränderung des Aufenthalts. Rennthiere hat dieſer wenige: an den Küſten würden ſie ihre Nahrung minder reichlich als im Gebirge finden.

Ganz andere Bewandniß hat es mit dem Gebirgbewohner in Lappland. Dem Tartar oder Araber ähnlich, zieht er mit Sack und Pack von einer Gegend zur andern. Gegen den Sommer den Ebnen zu, gegen den Herbſt ins Gebirge zurück. Seine ganze Rennthierheerde mit ihm, die oft tauſend, wohl zwey tauſend Stück enthält. Weidend rückt er weiter, ſein Marſch iſt ſehr langſam, kaum vier Meilen legt er des Tages zurück; kaum dreyßig Meilen beträgt die ganze Strecke ſeiner Wanderung in ihren entfernteſten Punkten. Sind dieſe erreicht, ſo bleibt das Zelt ſtehen, der Aufenthalt wird langſam feſt, und nur nach den Umſtänden entfernt er ſich noch von einem Berge oder Wald zum andern.

Bey der Abreiſe aus dem Gebirge, wo er den langen Winter verbracht hat, wandert die ganze Familie zu Fuß hinter der Heerde her, welche alles Geräthe, Zelte, Vorräthe u. dgl. trägt. Hat eine Mutter einen Säugling, ſo trägt ſie ihn ſelbſt auf dieſer Wanderung in ſeiner Wiege. Winterreiſen werden in Schlitten unternommen, alles Gepäcke, der ganze Inhalt des Zeltes, ſelbſt die Steine zum Feuerheerd nicht ausgenommen, werden auf Schlitten von Rennthieren gezogen, mitgeſchleppt. Nur das kleinere Buſchwerk, womit das Innere des Zeltes belebt wird, und das Brennholz bleibt zurück, denn beydes findet der Lappländer überall in ſeinem Gebirge.

Der Zug iſt auf folgende Art eingetheilt. Im erſten Schlitten fährt, als Führer, der Hausvater; ihm

folgt im zweyten Schlitten ſeine Frau: ſie leitet ihn, ſo wie der Herr, ſelbſt, und verwahrt ihren Säugling in ſeiner Wiege neben ſich, mit gutem Pelzwerk ſo bedeckt, daß nur für den Mund eine kleine Oeffnung bleibt, wodurch das Kind athmen, und die Bruſt nehmen kann. In dieſem letzten Fall muß der Zug ſtill halten, und die Mutter ſich über ihr Kleines herkrümmen, um ihm beyzukommen. In die folgenden Schlitten ſind die andren Kinder eingepackt, und dieſen folgen die übrigen Glieder der Familie, Knechte u. dgl. zu Fuß. Ihnen liegt die Sorge ob, die Rennthiere auf ihren Wegen zu leiten, und zu bewachen.

Ein ſolcher Reiſezug, von den Schlitten, worauf das Gepäcke geladen iſt, noch vergrößert, geht Tag und Nacht fort, ſelbſt beym ſchrecklichſten Wetter, und ohne Bahn. In ſtockfinſtern oder trüben Nächten werden den Rennthieren Glöckchen angebunden, deren Ton ſie beyſammen hält, und wieder zu einander führt, wenn ſie ſich verlaufen. Die Gegend wo der Wind herkömmt, und in hellen Nächten der Stand der Geſtirne iſt alles, was den Lappländer auf dieſen Wanderungen auf der rechten Spur erhält.

Wird die Witterung allzu ſchlecht, als daß Menſchenmuth ihrer Gewalt Trotz bieten könnte, oder iſt Ruhe nothwendig, ſo ſchlägt man in Eile ein Zelt, macht Feuer, bindet die Rennthiere an nahe Bäume, und erwartet den Morgen.

Im Zeitpunkt des ruhigen Verweilens auf einer Stelle ſind die Lappländer keinesweges müßig, vorzüglich aber die Frauen mit mancherley Handarbeit beſchäftigt. Sie ſind es, welche die Felle des von den Männern erlegten Wildes zum Gebrauche zubereiten,

ihr Verfahren dabey iſt ſehr einfach. Sie reinigen ſolche, ziehen die Häute ab, und tränken nun die Felle reichlich mit Fiſchthran. Um die Sehnen von Rennthierbeinen zur Bearbeitung tauglich zu machen, halten ſie ſolche in einer gewiſſen Entfernung an das Feuer und klopfen ſie nun mit kleinen hölzernen Hämmern. Sie haben eine eigne Fertigkeit, ſie nun in Faſern zu vertheilen, welche ſo fein, wie Haare ſind, und aus denen ſie Fäden von verſchiedener Dicke drehen. Auch verfertigen Lappländiſche Frauen Zinnfäden, womit ihr Schlittengeſchirr, das Zugzeug ihrer Rennthiere, ihre Kleidungsſtücke und die Männerhandſchuhe geſtickt ſind. Eine einfache, aus dem Hirnſchädel eines Rennthiers verfertigte, mit engen und weiten Löchern, nach dem Bedürfniß verſehene Maſchiene erleichtert ihnen dieſe Arbeit. Sie färben gelb, verfertigen alle Kleider, und ſelbſt ihre Zelte und Bettdecken ſind Arbeiten des weiblichen Fleißes.

Die Männer ſchnitzen Gefäße, Schalen, Löffel, Gabeln aus Holz; auch Rennthiergeweihe und Knochen wiſſen ſie zur Verfertigung von Löffeln zu gebrauchen, und ſolche mit bunten Figuren zu verzieren, die bisweilen Genie verrathen; ſie bauen Schlitten und Kähne.

Auf Europens kälteſte Spitzen gleichſam hinverwieſen, getrennt von dem Umgang mit gebildeteren Völkern, bleibt der Lappländer ſeinen uralten häuslichen Gebräuchen und Gewohnheiten getreu, an welchen keine Mode etwas ändert. Seit dem zwölften Jahrhunderte iſt noch Alles, wie es war.

Der Mann iſt in Lappland der einzige Gehülfe ſeiner Frau in dem Zeitpunkt, wenn ſie Mutter wird;

denn Meilen weite Zwiſchenräume trennen eine Familie von der andern. Jedem neugebornen Kinde ſchenkt der Vater ein Rennthier, mit allen Jungen, die es hinfort wirft. Dieſes Geſchenk iſt eine wichtige Grundlage des Vermögens eines Kindes, wenn es erwachſen iſt, und gilt für unverletzlich, es mag die Habe der Aeltern treffen, was nur immer will. Oft iſt das Kind ſchon Eigenthümer einer ganzen Heerde, noch ehe es ſeyn vierzehntes Jahr erreicht.

Die Lappländiſchen Mütter pflegen ihren Kindern die Haare ſehr hart am Kopf hinweg zu ſchneiden; ſie dulden kein Ungeziefer darauf, ſpüren dieſem ſorgfältig nach, während ihre Männer im Walde ſind, und vertilgen es mit kleinen Meſſern.

Wenn ein Lappländer ſeinen Ueberfluß an Fellen, und andre Waaren vertauſcht, und Geld dafür erhält, ſo pflegt er ſolches in die Erde zu vergraben, ohne den Seinigen, ſelbſt wenn er ſtirbt, den Ort anzuzeigen, wo es verborgen liegt Ein Aberglaube iſt Schuld an dieſer ſonderbaren Gewohnheit. Wer weiß, ob ich einſt, ſpricht der Lappländer, in jenem Lande jenſeits des Grabes keinen nützlichen Gebrauch davon machen kann?

Zu den Eigenthümlichkeiten der Bewohner Lapplands gehört auch die Art, wie der Mann um eine Braut wirbt.

Er theilt ſeiner eignen Familie den Gedanken mit, und dieſe begleitet ihn hierauf in Maſſe zu den Aeltern ſeiner Auserwählten. Man nimmt etwas Branntwein, und einige kleine Geſchenke für die künftige Braut mit. Einer wird Sprecher. Dieſer tritt zuerſt

in die Hütte, oder in das Zelt; der künftige Bräutigam wartet außen. Ungeſäumt füllt der Sprecher ein großes Glas mit Branntwein und reicht es dem Vater des Mädchens, nimmt es dieſer an, ſo iſt ſeine Einwilligung in die Heirath klar. Der Trunk geht herum, und auch der Bräutigam erhält Theil daran, und tritt nun herein. Der Sprecher ſpricht, und auch der Bräutigam, der, wenn nun Vater und Mutter förmlich eingewilliget haben, näher kommt, und ſeine kleinen Geſchenke, einen Gürtel, ein Band u. dgl. abgibt. Damit iſt die Sache abgethan. Die Hochzeit ſelbſt wird ohne Lerm bey einem einfachen Mahl, woran beyderſeitige Verwandte Theil nehmen, vollzogen, und ein Jahr lang bleibt der Neuvermählte bey den Aeltern ſeiner jungen Frau. Nach dieſem Zeitraum, unterſtützt von den Geſchenken der Aeltern, die in Haushaltungs-Bedürfniſſen beſtehen, baut er ſich eine Wohnung, und iſt nun auf ſeinen eignen Fleiß eingeſchränkt.

Der Menſch kann nicht immer arbeiten: die Organe erſchlaffen, gönnt er ihnen gar keine oder zu wenig Ruhe. Jedes Volk, unter welchem Himmelsſtrich es hauſen mag, hat daher Spiele und Vergnügungen, denen es ſeine der Erholung angehörende Stunden widmet. Auch der Lappländer kennt die Freuden des Umgangs mit andern ſeines Gleichen, auch er hat Spiele und Ergötzungen, aber ſie ſind von andrer Art als die unſrigen.

Eigentliche Ruhetage, wo alle Arbeit eingeſtellt wird, gibt es in Lappland nicht: Ermüdung führt dort Ruhe unmittelbar herbey, und iſt der Maaßſtab derſelben. Gleich dem Wilden, der Hordenweiſe die waldigen Einöden von Amerika durchirrt, und nicht

eher der Ruhe genieſst, bis ihm die Ausbeuten ſeines Fiſchfangs und ſeiner Jagd hinlängliche Nahrung für einige Zeit verſchafft haben, ſo gönnt auch der Bewohner Lapplands ſich keine Erhohlung, ſo lange noch irgend eine Beſchäftigung ſeines Haushaltens ihn abruft. Aber auch ſeine Spiele ſind eine Art von Arbeit, und beſtehen hauptſächlich in Uebungen des Körpers. Mehrere treten zuſammen, um nach einem Ziele zu werfen: wer dieſem am nächſten kommt, erhält als Preis eine kleine Münze, oder etwas Taback u. dgl.

Auch ſpielen ſie Ball. Einer wirft dieſen, und der andre ſucht ihn, ſo bald er auf den Boden fällt, mit einem Stabe weit hinweg zu ſchleudern, aber die übrigen Spielenden bemühen ſich zu verhindern, daſs der Ball lange nicht niederfällt.

So klein und ſtockig der Lappländer ſeyn mag, ſo iſt er dennoch ſehr gewandt, und beſitzt Kräfte genug zu verſchiednen gymnaſtiſchen Spielen, die er ſehr liebt. Er weiſs, daſs durch Uebung die Kräfte ſich mehren und der Leib erſtarkt, darum beginnt der junge Lappländer ſchon ſehr früh, ſelbſt ſeine Spiele ſo einzurichten, daſs jener Zweck dabey erreicht wird. Er ſpringt über einen Stock, den ihm ſeine Kammeraden in horizontaler Richtung vorhalten, und wird dadurch nach und nach geſchickt, groſse Sprünge über angelaufne Bäche und über Felſenſtücke ohne Gefahr zu machen. Andre ſuchen ſich am Gürtel zu ergreifen, und in die Höhe zu heben; andre ringen, und dieſes Spiel üben ſie hauptſächlich im kalten Winter, wenn ſie auf Reiſen wegen allzuſchlimmer Witterung raſten, oder irgendwo verweilen müſſen, um ihren Rennthieren Zeit zu laſſen, unter dem Schnee ihr Futter hervor zu ſuchen.

In der Regel erreichen die Lappländer ein hohes Alter; hundertjährige Greiſe ſind keine große Seltenheit: aber häufig findet der Beobachter Männer von ſiebenzig, achtzig und ſelbſt von neunzig Jahren, die noch die höchſten Berge erklettern, beſchwerliche Waldwege bewandern, ihren Kahn noch mit voller Leichtigkeit lenken, und die gewohnten Verrichtungen ihres Hausweſens mit faſt jugendlicher Thätigkeit beſorgen. Selten bekommen ſie graue Haare, außer in ſehr hohem Alter.

Fühlt ein kranker Lappländer das Herannahen des Todes, ſo beſchickt er irgend einen Wahrſager, deren es dort mehrere gibt, um zu erforſchen ob er geneſen oder ſterben werde. Erfolgt die letztere Antwort, ſo ermahnen ihn ſeine Freunde, an Gott und den Erlöſer zu denken. Iſt der Kranke todt, ſo verlaſſen alle bisherigen Bewohner die Hütte, worin der Leichnam liegt, aus Aberglauben, die Seele des Abgeſchiedenen verweile noch darin, und könne ſie beſchädigen. Nach einigen Tagen kommen ſie wieder, wickeln den Leichnam in ein Stück feines Zeug, wenn er im Leben gut und angeſehen oder reich war: iſt alles dieß nicht, ſo verſieht ein grobes Stück Tuch die nämlichen Dienſte. Andre werden auch in ihre beſten Kleider gekleidet, und von einer dazu bedungenen Perſon in einen Sarg gelegt, der einfach genug iſt: ein ausgehölter Baumſtamm, deſſen Hölung oft nicht durch menſchliche Nachhülfe zugerichtet worden, ſondern durch Länge der Zeit entſtanden iſt. In waldarmen Gebirgen wird der eingewickelte Leichnam in einen Schlitten gepackt, und ſo zur Erde beſtattet. Gern wählen ſie eine abgelegene Waldgegend, weit von der Hütte, zum Begräbnißpatz, der Schlitten wird umgeworfen, ſo daß die Leiche darunter liegt, und nun mit Raſen und Aeſten

bedeckt, damit dieſe noch einige Zeit friſch bleibe, und keine Beute wilder Thiere werde. Iſt eine Felſenhöhle in der Nähe, ſo wird die Leiche darin beygeſetzt, und die Oeffnung mit Steinen verſperrt.

Man legt Feuerzeug und ein Beil mit in den Sarg eines Mannes, an die Seite eines Weibes, Nadel und Scheere: denn der Lappländer glaubt, jenſeits mögten dergleichen Werkzeuge zur Haushaltung und Arbeit nützlich ſeyn. Lappländer die wegen ihrer weiten Entfernung von einer Kirche, noch im Stillen an allen heidniſchen Gebräuchen ihrer Voraltern hängen, pflegen auch wohl einige Lebensmittel in den Sarg zu legen. Je größer der Einfluß eines nahen Religionslehrers auf ſie iſt, deſto mehr fügen ſie ſich in allen den Gebräuchen der chriſtlichen Kirche, und manche gehen darin ſo weit, daß ſie ſogar die Erlaubniß erkaufen, ihre Verſtorbenen in der Kirche ſelbſt begraben zu dürfen. Schwer iſt es aber jemand zu finden, der ſelbſt für Bezahlung das Grab macht, denn der Aberglaube bringt ſie in den Wahn, als verfolge die Seele des Verſtorbenen den, der die Grube gräbt.

Die nächſten Verwandten folgen in Trauer, welche darin beſteht, daß jeder ſeine allerſchlechteſten, armſeligſten Kleidungsſtücke anlegt. Man legt den Schlitten des Verſtorbenen umgeſtürzt bey dem Grabe hin, und darunter alle ſeine Kleider, ſeine Decke, und ſogar die Rennthierhaut, worauf er zu ſchlafen pflegte. Drey Tage nach dem Begräbniß verſammeln ſich die nächſten Freunde des Verſtorbenen zu einem Gaſtmahl, wobey die vorzüglichſte Schüſſel das Fleiſch eines Rennthiers iſt, das den Leichnam zum Grabe führte. Alle Knochen dieſes dem Todten zu Ehren geſchlachteten Thieres werden in eine Art von Koffer gepackt, oben auf

werden einige Züge eingeſchnitten, welche den Verſtorbenen andeuten ſollen, und der Koffer mit ſeinem ſeltſamen Inhalt wird nun, nahe bey dem Grabe, eingeſcharrt. Iſt Branntwein bey dieſem Schmauſe vorräthig, ſo trinken die Gäſte die Geſundheit Saliga i[illegible], oder des Glücklichgewordenen. Bey reichen Leuten wird dieſer Schmaus am Jahrestag des Todes mehrere Mal wiederholt, ein Rennthier geſchlachtet, und das Knochenwerk eben ſo, wie das erſte Mal, vergraben.

Sie erhalten viele Jahre das Andenken eines ſolchen Verwandten, beſuchen bisweilen ſein Grab, öffnen an der Seite die Erde ein wenig, und legen etwas Taback, oder was ſonſt dem Verſtorbenen im Leben Freude machte, in die Öffnung, die ſie ſodann wieder ſchließen. Sie ſtehen in den Wahn, das Glück der beſſern Welt beruhe auf herrlichen Mahlzeiten und Trinkgelagen, und glauben auch ihre Rennthiere würden einſt beſſeres Futter bekommen.

Taf. VI

Sitten und Gebräuche der Beduinen in Arabien.

Taf. II. Fig. 5—9.

Die Wüſte von Arabien iſt das Vaterland der Beduinen. Sie ſind den Sitten ihrer Voraltern in den älteſten Zeitperioden getreu geblieben, haben ihre Freyheit zu bewahren gewußt, und leben im Hirtenſtande, welchen der ungeheure Erdſtrich, den ſie bewohnen, vorzüglich begünſtigt. Dieſer grenzt an das glückliche und peträiſche Arabien, an Syrien, an den Euphrat, durch ihn an Dſcheſira und an Irak Arabe. Von dieſen Angrenzungen an bekannte und bebautere Länder haben die verſchiednen Theile der großen Wüſte die Benennungen der Wüſte von Syrien, der Wüſte von Dſcheſira und der Wüſte von Irak erhalten.

Viele Eigenthümlichkeiten zeichnen die Beduinen von den übrigen Arabern aus, die das peträiſche und das glückliche Arabien bewohnen, und Fehllahs, Landbauer und Hadheſi Städtebewohner genannt, von den Beduinen aber verachtet werden, weil ſie aus Drang nach Lebensbequemlichkeit ihren Nacken unter den Willen ihrer Beherrſcher ſchmiegen und der freyen Lebensweiſe entſagt haben.

Die Beduinen ſind ſchlank, von mittler Größe, nervig, grob von Knochen, ſehr braun von Farbe, braunroth, faſt ſchwarzbraun. Ihre Züge ſind regelmäßig, ſtark; ihre Augen liegen zwar tief, ſind aber groß, hell, ſchwarz und lebhaft ohne heiter zu ſeyn. Das Haupthaar laſſen viele wachſen und zwanglos herabhängen, andere ſcheeren den Kopf bis auf eine lange ſtarke Locke auf dem Wirbel. Der Bart über der Lippe wird abgeſchoren, der Bart am Unterkinn aber mit Sorgfalt gepflegt, mit großer Ehrfurcht bewahrt, im Geſpräche oft ſelbſtgefällig geſtreichelt, beym Gruße ſogar geküßt. Was von den Haupt- und Barthaaren zu ſehen iſt, wird mit einer glänzend rothen Farbe angeſtrichen.

Unter den Frauen und Töchtern der vornehmern Beduinen, welche ſich der Sonne weniger ausſetzen, hat man faſt eine ſo weiſſe Hautfarbe bemerkt, als bey den Engländerinnen und Franzöſinnen. Weiber und Männer geben ihren Lippen und Armen eine aus Fiſchgalle zubereitete, Usciam genannte, violette Farbe, welche in die Haut eindringt. Sie ſtechen mit Nadeln allerley Bilder in Punkten auf die gedachten Körpertheile, worein ſich jene Farbe feſter ſetzt und bleibend zeigt. Es gehört zur Zierde vornehmer Frauen, kleine ſchwarze Flecke an den Seiten des Mundes, auf der Stirn, am Kinn, auf den Wangen anzubringen, Hände und Arme künſtlich zu punktiren, den Nägeln eine rothe, den Augenwimpern eine ſchwarze Farbe zu geben, und die Augenwinkel durch ſchwarze Linien gleichſam zu verlängern, wodurch die Augen ſelbſt ſcheinbar größer werden. Ein Mädchen unter den Beduinen, das ſehr ſchön heißen ſoll, muß ſich durch große, hervorſtehende, ſchwarze Augen, den Gazellen, oder Antilopen ähnlich, auszeichnen.

Die Männerkleidung dieſes Hirtenvolkes beſteht in einem langen, meiſten Theils blauen Hemd ohne Aermel, unter welchem noch ein kurzes Gewand getragen wird, das nur bis auf die Mitte der Lenden reicht, auch keine Aermel hat, und mit einem Gürtel gegürtet iſt. Ueber das Hemd wird die Abe gelegt, ein ſehr einfaches Gewand aus feinem, oder grobem wollenen Zeuge, oft weiß, oft weiß und ſchwarz geſtreift, oft ganz ſchwarz. Es iſt lang, faſt wie ein Sack geformt, an welchem ſich, auſſer ſeiner Hauptöffnung, unten drey Löcher befinden, wodurch der Kopf und die Arme geſteckt werden. Die Arme bleiben ſtets nackend. Die Abe iſt weit und bequem, nützlich als Hülle in ſchlimmer Witterung, weil der dazu verwendete Stoff kein Waſſer durchläßt, nützlich in der drückendſten Hitze, weil durch die Dichtheit des Gewebes die Sonnenſtrahlen in ihrer Kraft gehemmt werden, und doch die Luft freyen Durchzug behält.

Weder Männer noch Weiber tragen Beinkleider; auch iſt überhaupt der Schnitt der Frauenkleidung der nämliche, wie bey den Männern, nur daß jene ſich verſchleyern, wenn ſie ausgehen.

Viele Beduinen winden ein großes Stück Zeug um den Leib als ihre einzige Bekleidung, viele gehen ganz nackend. Arme wickeln ein rohes Stück Leder um die Füße, und befeſtigen ſolches mit Schnüren: Reiche ſchmücken den Fuß durch Stiefeln von gelbem Saffian. Dieſe ziert auch ein Turban, der aus einer rothen ſammtnen Mütze beſteht, um welche ein feines Neſſeltuch gewunden wird, das oft künſtlich ausgenäht iſt. Ein Theil dieſes Tuchs bleibt los über die Schulter herabhängen und wird zum Schutz gegen die aus-

trocknende Gewalt des Windes um Mund und Naſe geſchlagen. Arme Beduinen umwinden den Kopf mit einer wollenen Binde.

Auch iſt der weibliche Kopfputz, nur in Anſehung der Ausſchmückung vom männlichen verſchieden; denn bey vornehmen Frauen dieſer Stämme ſieht man oft Perlen und edle Steine am Turban angebracht, Ringe von Gold mit Edelſteinen beſetzt, an Ohren, Fingern und Zehen, und bey vielen geht die Verſchönerungsluſt ſo weit, daß ſie den Naſenknorpel durchbohren und einen goldnen, mit edeln Steinen beſetzten Ring hindurch ſtecken.

Der Beduine iſt ein kriegeriſcher Hirt, frey und rauh erzogen, die Heerde ſein Reichthum, das Waffengeräthe ſein gleichſam angeborner Schmuck, ſein Haus ein Zelt. Ein Land, wie ſein Vaterland würde einer andern Bewohnungsart große Hinderniſſe in den Weg legen.

Unermeßliche Sandebenen bilden den größten Theil der arabiſchen Wüſten; nur der Horizont beſchränkt, wie auf dem Ozean, den Ausblick in die Ferne. Vergebens ſucht das Auge einen Gegenſtand, worauf es verweile; das Herz des Fremdlings fühlt ſich auf dieſer einförmigen Oberfläche, von grauer Farbe, beklommen, und freut ſich kaum über den Anblick eines Hordenlagers, deſſen Mannichfaltigkeit an Gegenſtänden zur Abwechslung dient. Tiefe Stille herrſcht in dieſem Lande: nur wenige Vögel durchſtreichen die Luft, und, die Heerden der Bewohner abgerechnet, dient es in ſeinen weiteſten Strichen nur wenigen vierfüßigen Thieren zum Aufenthalt. Der Mangel an trinkbarem Waſſer iſt groß, drückend, ſo

wie die Hitze in dem größten Theile des Jahres, und der Wind, der, im Sommer aus Nordweſten, im Winter aus Süden wehend, eine faſt unerträgliche Trockenheit an allen Lebenden verurſacht, wodurch die Haut kraus wird, die Schweißlöcher ſich verengen, verſchließen, und bey einem hohen Grad äußerer Hitze, kein Schweiß erfolgen kann. Menſch und Thier erliegen unter dem Druck dieſer gewaltigen Winde, von welchen der Samum oder Samiel augenblicklich tödtet und in Aſche verwandelt, was er ſtehend antrifft. Von Ferne ſchon verkündigen ſein Annähern glühendheiße Staubwolken, die in Wirbeln aufſteigen: ihn wittern die Heerden, und wenn er kommt, wirft ſich alles auf den Boden nieder, das Geſicht gegen die Erde gekehrt; denn ſein verderblicher Gang berührt dieſe nicht, ſondern iſt nur drey Fuß hoch über derſelben fühlbar.

Auch der dürreſte Sandboden Arabiens iſt nicht ganz kahl und nützlos: viele ſtachliche Krautarten und niedrige Dorngeſträuche bedecken ihn, und dienen den Kameelen zum Futter; wo nur irgend die hervorbringende Kraft der Natur rege werden und ſich entwickeln kann, wächſt Gras, das die Viehheerden der Bewohner nährt. Unter den Dornſtauden iſt die Staude Algul eine der merkwürdigſten, weil von ihr das Manna ausſchwitzt.

Fruchtbar ſind die waſſerreichern Gegenden in der Wüſte, nahe dem Euphrat: dort ſind die Weideplätze koſtbar; dort erheben ſich Palmen, Tamarisken, Cypreſſen, wilde Kirſchen, und in den fruchtbarſten Lagen gedeihen ohne Pflege Citronen, Pomeranzen, Granatäpfel, Feigen, Oliven, Trauben.

Am häufigſten zeigen ſich unter den vierfüßigen Thieren des Landes die Gazellen und die Pharaons-Ratze; ſeltner Löwen, Tiger, wilde Eſel, Wölfe, Hyänen, Schakals. Auch Strauße hat man unter den Vögeln, welche in der Wüſte beobachtet wurden, bemerkt.

Von der früheſten Jugend an wird der Beduine dieſen Eigenthümlichkeiten ſeines Landes gemäß erzogen; ſein Körper wird abgehärtet, er muß Durſt und Hunger gelaſſen ertragen lernen; die altväterlichen Waffen, Bogen und Pfeile, den Degen und Dolch, und vor allem andern die Lanze, welche bisweilen zehn Fuß lang iſt, zu führen wiſſen, und ſeine Heerde pflegen und beſchützen: dieſe Fertigkeiten ſind es, die ihn zum Herrn des Landes machen, das er bewohnt. Von dem Knabenalter an iſt er zu Pferde, und niemand reitet kühner, gewandter als er: ſelbſt ſeine Spiele ſind Uebungen für das reifere Alter, welche ihn dem Zweck ſeines männlichen Lebens näher führen; er ſpringt, läuft, ringt, und der Jüngling legt nicht einmal beym Tanze ſeinen Speer aus der Hand, denn ſein Tanz ſelbſt ahmt Kampf und Gefecht nach.

Er hat eine Heimath, woraus ihn noch kein Eroberer verdrängen, worin ihn noch nie ein Sieger unterjochen konnte, und dieſes Eigenthum des Landes iſt ſein Stolz, den der Großvater ſchon früh auf Enkel und Enkelinnen vererbt, und womit er jedem, der nicht ſeines Stammes iſt, läſtig wird. Das ganze Volk theilt ſich in Stämme, und jeder Stamm hält auf das innigſte zuſammen, folgt ſeinem Stammsführer, oder Schech, wovon mehrere unter einem Emir ſtehen, überall hin, und wird nach Patriarchenſitte von ihm geleitet.

Kameele, Dromedare, Pferde, Kühe, Ochſen, Schafe, Ziegen machen den Reichthum der Beduinen aus, und mancher beſitzt eine große Anzahl von dieſen nützlichen Hausthieren. Sie ſind es, die ihn und ſeine Familie nähren und kleiden, und ſelbſt ſein Haus nimmt er von ihnen. Zu der Familie eines Beduinen gehören oft mehrere Frauen, (denn viele Weiber gehören zur Landesſitte,) viele Kinder und Sklaven, die er auf Streifzügen gemacht hat. Wer nicht zu ſeinem Volke, oder Stamme gehört, iſt ſein Feind, wenn er nicht Schutz ſucht, und durch Bezahlung eines Tributes erhält. Daher iſt der Beduine ein eben ſo raſcher Krieger, als ein emſiger Hirt, und, überall auf ſeinen Ebnen von dem flüchtigſten Pferd umhergetragen, gleich bereit die Hyäne, oder den Wolf von dem Raub ſeiner Heerden abzuwehren, als den reiſenden Kaufmann anzufallen, auszuplündern und zum Sklaven zu machen. Iſt der Weidefleck vom Vieh abgegraſ't, wird der Gewinn aus dem Stegreif ſparſamer, ſo zieht der Stamm von dannen, und ſucht andre Stellen, wo wieder Waſſer und Weide zu finden iſt. Der neugewählte Platz iſt dann noch nicht bekannt, und unwiſſende Reiſende fallen den Laurern in die Hände.

Zu einer ſolchen Lebensweiſe gehört ein Haus, oder Zelt, wie es meine Leſer auf der zweyten Tafel No. 5. erblicken; ein Zelt, niedrig, aber lang, meiſten Theils in der Mitte, der Länge nach, mit einer Scheidewand verſehen, und von einem großen Stück Tuch gedeckt, das aus ſchwarzen Ziegenhaaren von dem weiblichen Theil der Beduinen verfertigt wird. In der einen Abtheilung wohnen die Frauen und Mädchen, in der andern der Beſitzer. Die Sklaven liegen bey der Heerde. Das Geräthe iſt ſehr einfach. Stühle, Tiſche, Kommoden ſind wandernden Hirtenvölkern ſelten

bekannt: was nicht zum höchſten Bedürfniß gehört, wird aus der Haushaltung verwieſen, denn es beſchwert die Laſtthiere, erſchwert das Aufbrechen von einem Ort zum andern, und entzieht nöthigeren Gegenſtänden den Raum. Dieſe beſtehen in ledernen Schläuchen, um Waſſer einzuſammeln, in Säcken mit Korn, Reis und andern Vorräthen, in kupfernen und ſteinernen Töpfen, in einigen Platten zum Brodbacken, Kaffeekeſſeln, und vorzüglich in einer Handmühle, um Mehl zu bereiten. Einige Säcke dienen zur Aufbewahrung der Kleider.

An der dem Winde entgegengeſetzten Seite iſt jedes Zelt der ganzen Länge nach geöffnet, und da der Wind in Arabien viele Monate lang nicht ändert, ſo wird ſelten eine Verwandlung des Eingangs nothwendig. Der ganze Stamm wohnt ſtets beyſammen, das Zelt, oder, (wenn er reich und vornehm iſt) die Zelter des Oberhauptes ſtehen in der Mitte, und werden überall, wo es nur immer der Boden zuläßt, in einem Kreiſe von den Zeltern der Gemeinen umgeben. Viele Hunde ſind abgerichtet, die ganze Nacht hindurch die Runde um den äußern Bezirk zu halten, und für die Sicherheit der Horde zu wachen.

Am Tage ſind von den männlichen Bewohnern nicht viele zu Hauſe, ſie treibt Jagd und Luſt am Krieg und Raub hinaus, und ſo durchſtreifen ſie zu Pferd, das kurze Schwerd ſehr hoch an der Seite tragend, die mächtige Lanze auf der Schulter, alle Gegenden, wo ſie Beute wittern. Ihr Angriff iſt geflügelt, aber nicht ausdauernd; herzhafte Gegenwehr, beſonders von einer Anzahl wohlbewaffneter Europäer ſchreckt ſie ſchnell und wirft ſie zurück. Nicht ſowohl tödten iſt ihre Abſicht, als plündern, und nur alsdann mögte der Ueberwundene in Gefahr ſeyn, nach der Plünderung ermordet

zu werden, wenn ſeine muthvolle Vertheidigung mehreren Beduinen das Leben gekoſtet hätte. Aber einzeln iſt der Beduine kein Räuber, der ganze Stamm kämpft, raubt, ohne zu wähnen, es ſey Unrecht. Er lebt in offnem Kriege mit allen Fremden, verlangt, ſie ſollen ſeinen Schutz ſuchen, ſein Gebiet nicht ohne Tribut durchziehen, und nimmt nun alles, wo er bey gehöriger Vorſicht mit einer Abgabe zufrieden geweſen wäre. In der Horde ſelbſt beraubt keiner den andern; nicht in Städten und Dörfern ſtiehlt auch der ärmſte Beduine: aber in Maſſe, unter ſeinem Emir, oder Schech iſt er ein gefährlicher Plünderer.

Während die Männer ihr ruheleeres Leben umhertreibt, ſteten Gefahren preis gegeben; während andre, beſonders Knechte, die Heerden hüten, pflegen, melken, u. dgl. ſitzen die Weiber und Mädchen im Zelte, auf dem Boden mit der Wartung der Kinder, mit Beſorgung des Hausweſens beſchäftigt. Sie mahlen, mühſam genug, Korn auf kleinen Handmühlen, ſpinnen Kameel- und Schaafwolle und Ziegenhaare, und weben daraus Tücher, woraus andre die nöthigen Kleider und Decken verfertigen. Auch die Vornehmſten ſind nicht von der Pflicht frey, an dieſen Hausarbeiten Theil zu nehmen, wovon einige ſchwer und beläſtigend ſind. Auch iſt ihnen die Bereitung des Brodes, die Beſorgung des Geflügels, der Hühner und Tauben, übergeben.

Das Brod iſt ein dünner Kuchen, ohne Sauerteig, einen Finger dick, und kaum länger als einige Tage genießbar. Es wird auf eine ſehr einfache Art gebacken. Man erhitzt den Boden durch Feuer, reinigt ihn ein wenig, legt ſodann den Teig auf die heiße Stelle, und ſtreut Kohlen und Aſche darüber: andre

unterhalten Feuer unter einem großen umgeſtürzten ſteinernen Krug, legen den Teig oben auf, und backen ihn ſo bey einem Feuer von getrocknetem Kuhmiſt. Reichere haben kupferne hohl ſtehende Platten, auf welche die Brode gelegt werden und backen, während unten ein Feuer unterhalten wird.

Die Beduinen ſind ſehr einfach in ihrer Koſt und ſehr mäßig, obgleich ihren Gerichten die Mannichfaltigkeit nicht fehlt. Sie beſtehen aus Milch, Käſe, Honig, Reis, Hülſenfrüchten und aus Fleiſch von Kameelen, Kühen, Ziegen, Schaafen, Hühnern, Tauben, und in einigen Gegenden auch aus Fiſchen. Ihr Getränk iſt Waſſer und Kaffee, der dort einheimiſch iſt. Sie eſſen und trinken wenig, und verweilen nie lange bey der Mahlzeit.

Zwar ſind es Räuber, dieſe kriegeriſchen Hirten, aber dennoch nicht grauſam, und ſelbſt gegen diejenigen menſchlich, die das Joch der Sklaverey drückt. Ich darf es nicht mit Stillſchweigen übergehen, was ſelbſt der neueſte Beobachter dieſer Araber, De Non, welcher im Gefolge der franzöſiſchen Heere in Aegypten war, von ihnen, die er nicht liebt, ſagt, und durch ein Beyſpiel belegt. Ein Stammsoberhaupt hatte einen franzöſiſchen Offizier zum Gefangenen gemacht, und in die Reihe ſeiner Sklaven geſtellt. Nie quälte er ihn, nie belud er ihn mit allzu großer Arbeit: das Loos des Gefangenen war leidlich. Aber jetzt wurde die ganze Horde von den Franzoſen überfallen, alles geplündert, alles zerſtreut; der vorher reiche Emir entfloh kaum noch mit ſeinem franzöſiſchen Sklaven. Sie irren in der Wüſte umher und hungern: am zweyten Tage ihrer Flucht zieht der Beduine ein Brod unter dem Kleide hervor, und theilt es mit dem Sklaven;

„ich weiß nicht,“ ſagte er, „wenn wir wieder eines zu eſſen bekommen, aber niemand wird mich tadeln, daß ich es mit einem Feinde theile, den ich mir durch gute Behandlung mehr als durch meine Gewalt zu eigen gemacht habe.“

Wer ſich den Schutz und die Freundſchaft eines Beduinen erworben hat, findet an ihm den redlichſten Gefährten, voll Treue und Dienſteifer, und durch ihn wird er Freund und Bruder des ganzen Stammes, und aller, die mit dieſem Stamm in Frieden leben. Unterſchied in religiöſen Meinungen hat keinen Einfluß auf die Geſinnungen des Beduinen gegen andre: er ſelbſt iſt Anhänger des Muhamed, aber ſein Schützling ſey Chriſt, Jude oder Muhamedaner, er wird ihn treu zu bewahren ſuchen, und nie kränken. Er iſt ſehr gaſtfrey: iſt das Mittagseſſen bereitet, ſo nimmt jeder Anweſende Theil daran, er gehöre zur Familie, oder ſey Fremdling. Gegebenes Wort iſt dem Beduinen heilig: nur in ſeiner Rache bey Beleidigungen kennt er keine Grenzen, und ein Mord, an einem Mitglied ſeines Stammes, ſeiner Familie verübt, wird auf das furchtbarſte an den Urhebern, bis auf ihre entfernteſten Angehörigen geahndet, und ſo lange bis wieder Blut fließt, iſt an keine Ausſöhnung zu denken.

Wer auf Reiſen in der Wüſte Beduinen antrifft, eilt ihre Zelter ſo bald als möglich zu erreichen, und um Schutz zu bitten; iſt er ganz nahe gekommen, ſo wird ihm eine freundliche, gaſtfreye Aufnahme nie verweigert. Aber dennoch hat ſelbſt die Ertheilung des Schutzes den Schein einer kriegeriſchen Unternehmung. Aus dem friedlichen Lager ſprengen mehrere Krieger zu Pferd mit eingeſenkter Lanze hervor, die Ankommenden ſteigen von ihren Kameelen, und eilen, ebenfalls mit

der Lanze bewaffnet, den Streitern entgegen. Man mengt ſich, wie zum Kampfe, unter einander, und beyde Theile erheben ein großes Geſchrey. Aber damit iſt es nicht böſe gemeint; man geht zuſammen ins Lager, und alles iſt wieder ruhig.

Im Zelte iſt die hinterſte Stelle die vornehmſte: ſie wird dem Gaſte eingeräumt.

Zu den häuslichen Arbeiten des weiblichen Theiles dieſer Stämme gehört auch die Verfertigung künſtlicher wollener Teppiche von bunter Farbe, welche oft ſo ſchön ſind, daß ſie einer europäiſchen Fabrike Ehre machen würden. Dieſe, und der Ueberfluß an Vieh, beſonders an jungen Kameelen ſind Gegenſtände des Tauſchhandels der Beduinen mit andern Völkern, die ihnen dafür Getreide, Datteln, Reis, Waffen und andre Nothwendigkeiten zuführen. Gewöhnliche Eiſenwaaren ſchmieden ſie ſelbſt; aber der gänzliche Mangel an Holz und Kohlen zur Heizung des nöthigen Schmiedeofens erſchwert dergleichen Arbeiten. Man bereitet Kohlen aus Diſtelwurzeln, und brennt, ſtatt Holz, getrockneten Kameel- und Kuhmiſt. Der Blaſebalg in dem Schmiedezelt iſt eben ſo einfach, als der Meiſter und der Ofen, woran jener arbeitet. Vier Felle, in Form von Blaſen, mit einer kleinen Oeffnung, werden von zwey Kindern zuſammengedrückt, und dienen gut genug als Blaſebalg, welcher, wenn er unſern Blaſebälgen ähnlich wäre, große Vorrichtungeu und vielen Raum bey den Wanderungen erfordern würde. So weiß der Menſch ſich zu helfen, und kann er ſeine durchdachten Zwecke nicht auf die leichteſte Art erreichen, ſo ſind ihm auch beſchwerlichere Mittel willkommen.

Die älterliche Liebe iſt bey dieſen Volksſtämmen

groß und ehrenwerth: ihre Kinder ſind ihnen ſehr am Herzen, und ſie ſind ſogar ſo ſtolz auf den Beſitz derſelben, daß Vater und Mutter ihre bisher geführten Namen, nach der Geburt des erſten Sohnes, abzulegen, und ſich mit dem Namen dieſes Neuankömmlings zu bezeichnen pflegen. Haſan heißt nicht mehr Haſan, ſondern er nennt ſich den Vater des Ali, wenn er ſeinem Sohn dieſen Namen gab. Von da an pflegt er auch des männlichen Bartes noch ſorgfältiger, um ihn größer und ſich dadurch ehrwürdiger zu machen. Auch unterſcheidet ſich jeder Stamm von dem andern durch den Namen eines alten Stammvaters, von welchem ſich jedes einzelne Mitglied Sohn nennt. Daraus entſteht ein ſchönes Band, denn jeder iſt Bruder des andern.

Von allen Beobachtern wird es als ein intereſſanter Anblick geſchildert, einen Beduinenſtamm auf ſeiner Wanderung zu einem neuen Weideplatz zu finden. Große Heerden bezeichnen von weitem die Annäherung des Zuges. Voraus reiten einige Krieger mit Lanzen bewehrt. Es folgen Kameele und Dromedare, mit Zeltdecken, Zeltſtangen, Haushaltungs-Geräthen, und zahmen Hühnern, Faſanen und Tauben beladen. Dieſe fliegen alle ſelbſt auf den Rücken der Laſtthiere, ſobald das erſte Zeichen zum Aufbruch gegeben wird, und bleiben ruhig ſitzen. Durch ihr Geſchrey geben ſie ihre Verwunderung über dieſen ſonderbaren Standpunkt zu erkennen. Weiber und Kinder ſind auf Kameele gepackt, und ihr Geſpräch und Geſchrey ertönt in ſonderbarer Miſchung mit dem durchdringenden Rufen, Schreyen, Blöken, Wiehern, Bellen ſo vieler Thiere, woraus die Heerden beſtehen.

Von ihren Kindern umgeben ſitzt das Weib oft

in nicht geringer Verlegenheit, wie ſie ſolche bewahren, ihr Weinen ſtillen, ihre Klagen beſänftigen, ihre Balgereyen ſchlichten ſoll. Rüſtige Knaben gehen auch zu Fuß neben den Vätern her, helfen die Heerde antreiben. Manche Weiber ſetzen auch auf den Kameelen ihre angefangenen Arbeiten fort, ſtricken, ſpinnen, mahlen Korn auf der Handmühle. Dieſer ganze große bunte Haufe iſt mit Männern zu Pferd, mit langen Speeren bewaffnet, umgeben, ihre rauhe Stimme miſcht ſich in die Töne der übrigen neben ihnen wandelnden Geſchöpfe: ein Theil ſucht Ordnung im Zuge zu erhalten, oder herzuſtellen, ein andrer zieht eine Art von Schutzwehr um die wandelnde Stadt, und belauert die Fernen, um Gefahr zu erforſchen, ſtets gerüſtet, ſie muthig und männlich abzuwehren. Wird der Zug von Feinden angegriffen, ſo drängt man die Heerden enge zuſammen, und wer waffenfähig iſt, rennt hervor, und folgt dem Wink des Stamms-Oberhauptes, das die geordneten Reihen raſch dem Angreifenden entgegen führt.

Bey dem neuen Weideplatze, der oft mehrere Tagereiſen vom vorigen entfernt liegt, wird die leichte Stadt wieder errichtet, die Zelter umgeben wieder im Kreis das Zelt des Schechs, es werden Brunnen gegraben, die ohne Einfaſſung und nur ſechs Fuß tief ſind, und alles geht wieder im alten Gleiſe.

Daß bey dieſer unſtäten, rohen Lebensweiſe die Erziehung der Kinder nicht gewinnen könne, iſt leicht einzuſehen, und in Wahrheit, der Beduine kümmert ſich ſehr wenig um die geiſtige Ausbildung derſelben. Die Knaben, welche bis in ihr fünftes Jahr unter der Obſorge der Mütter bleiben, treten von dieſem Zeitpunkt an dem Vater näher, ſind faſt immer um ihn,

und theilen ſeine Verrichtungen, ſobald ſie Kräfte dazu haben. Von dieſem anhaltenden, faſt ununterbrochenen Verweilen unter den Augen des Vaters rührt ein ernſthaftes, geſetztes Benehmen her, welches bey den Söhnen ſchon in früher Jugend bemerkt wird, und ihnen ſtets eigen bleibt. Die Töchter, zur Dienſtbarkeit durch ihr Geſchlecht ſchon beſtimmt, lernen von ihren Müttern die Geſchäfte des Hausweſens führen und gehorchen; die Frau gehört dem Manne als Eigenthum; er kauft ſeine Braut, und hat nach den Grundſätzen der muhamedaniſchen Religion, das Recht mehrere Frauen zu haben.

Zu den Verrichtungen der Frau gehört bey den Beduinen auch die Beſorgung und Heilung der Kranken. Bey einer äußerſt mäßigen Lebensart und einfachen Koſt gibt es wenige Kranke unter dieſen Hirtenſtämmen, und Hausmittel ſind meiſtens von ſchnellem Erfolg; leicht verſieht unter ſolchen Umſtänden die beſorgte Hausfrau die Stelle des Arztes, der in Arabien gewöhnlich nichts verſteht, und nicht geachtet iſt. Die Mutter impft auch ihren Kindern die Pocken ohne Unterweiſung ein, und ritzt oft nur die Haut des kleinen Armes mit einem Dorn, um das Gift durch die verurſachte Wunde mitzutheilen.

Als Anhänger der Lehre des Muhamed laſſen die Beduinen ihre Knaben beſchneiden, aber nicht eher, als bis ſie ſchon verſtändig ſind. Alljährlich wird ein Tag beſtimmt, um die Beſchneidung feyerlich an einer Anzahl Knaben, welche das erforderliche Alter erreicht haben, vorzunehmen. Jeder Vater bringt ſeinen Sohn ſelbſt in die Verſammlung, und ſetzt ihn, wenn die Reihe an ihn kommt, auf ſeine Kniee, damit der Barbier deſto ſicherer verfahren, und der Knabe, vom Va-

ter gehalten, nicht widerſtreben kann. Alle Freunde und Verwandte ſind dabey im Zelte verſammelt. Man ſteckt den Knaben Honig und Zuckerwerk in den Mund, um ſie angenehm zu zerſtreuen, und läßt die Trommel laut werden, damit niemand das Geſchrey der Leidenden höre. Die Knaben ſind auf das beſte gekleidet, und erhalten kleine Geſchenke, um den Schmerz zu vergeſſen. Die anweſenden Freunde und Verwandte wünſchen den Vätern Glück, und ein Schmaus endigt das Feſt.

Muhamed befiehlt ſeinen Glaubensgenoſſen häufige Gebete und viele Faſten; die Beduinen folgen dieſem Gebote ſtreng, nur weit zwangloſer, als die Türken. Im Lager iſt keine Moſchee und auch kein Zelt, welches ſtatt dieſer dienen könnte Jeder betet, wann und wo er will: es iſt niemand, der zum Gebet zuſammen ruft. Nur im Monat Ramadan, wo bey den Muhamedanern große Faſten eintreten, laſſen die Stamms-Oberhäupter in der Mitte des Lagers Teppiche ausbreitin, und beten gemeinſchaftlich mit dem Volke. Iſt ein Gelehrter gegenwärtig, ſo verſieht er die Stelle eines Imans oder Prieſters, und ermahnt das Volk. Bey wichtigen Ereigniſſen bringt der Beduine der Gottheit ein Opfer. Auch damit iſt er an keinen beſondern Ort gebunden: es ſey im Zelte, oder im Freyen, ſo beſteht das Opfer darin, daß Ochſen oder Schaafe, während eines Gebetes, geſchlachtet werden. Man zieht die Haut ab, und theilt den Armen das Fleiſch aus.

Bey der Verheirathung ſind auch bey den Beduinen mehrere Eigenthümlichkeiten bemerkbar. Da die beduiniſchen Frauen und Mädchen ſtets verſchleyert gehen, ſo fällt es einem jungen Manne ſchwer, ſich eine Braut auszuwählen, von deren Schönheit er ſich durch den Anblick überzeugen kann. Er ſieht ihren Wuchs,

Anſtand, hört auch wohl ihre Stimme, aber das Geſicht bleibt ihm verborgen. Oft nimmt er daher zur Liſt ſeine Zuflucht, und verſteckt ſich hinter einem Gebüſche am Waſſerplatze, wo die Mädchen gewöhnlich den Schleyer lüften, und zuſammen plaudern. Oft auch verbirgt ſich der Eheluſtige in das Zelt von einer Verwandtinn, die das Mädchen mit ihrer Mutter einladet, und ſo Gelegenheit gibt, daß jener ſie ſehen kann. Er läßt ſie nun von ihrem Vater zur Ehe begehren Einer ſeiner Verwandten übernimmt die Stelle des Brautwerbers. Dieſe muß gekauft werden; ein wohlhabender Mann läßt fünfzig Schaafe, oder ſechs Kameele, oder zwölf Kühe bieten: ein armer etwa ein Füllen, oder ein Mutterpferd. Iſt der Handel geſchloſſen, ſo wird er bey armen Leuten vor Zeugen beſtätigt, bey reichen ſchriftlich verfaßt und unterſchrieben. Die Aeltern der Neuverlobten bringen den Tag feſtlich hin.

Am Tage der Hochzeit wird die Braut von ihren Verwandten und Freundinnen aus dem Lager in das nächſte Dorf begleitet, wo eine Badeſtube iſt; dort wird ſie gebadet und in ihre beſten Kleider gekleidet; man beräuchert ihr Haar mit wohlriechenden Harzen, färbt die Augenlieder und Augenbraunen ſchwarz, beſtreicht das Geſicht mit einer Salbe, und ſtreut nun fein geriebene Farbe mit Goldſand darauf; man mahlt die Nägel roth, und verziert den ganzen Leib mit Schnörkeln, welche mit einer Art von Tinte gemacht werden, und Blumen, Brunnen, Zelte, Bäume, Gazellen u. dergl. vorſtellen ſollen. Goldne und ſilberne Ringe, Spangen, Münzen, werden nicht geſpart, die Braut wird mit allem behängt, was glänzt und prunkt, auf ein Kameel, oder Mutterpferd geſetzt, deſſen Decke Laub- und Blumengewinde zieren, und ſo an den Ort

geführt, wo das Hochzeitfeſt gefeyert werden ſoll. Die Gefährtinnen ſingen das Lob der Braut und die guten Hoffnungen der Zukunft.

Der Bräutigam wird von den Männern in ein Bad geführt, mit ſeinen beſten Kleidern geſchmückt und zu Pferd der Braut zugeführt Aber ſtill und ernſthaft wandelt dieſer Zug, denn der Beduine wird ſelbſt in ſeiner Freude nie laut. An dem zur Hochzeit beſtimmten Ort nehmen die Männer ein Zelt, die Weiber ein andres ein, und erfreuen ſich mit Speiſen und Getränken Ruhe und ſittliche Freude herrſcht auch hier im Zelte der Männer, indeß das andre von lautem Jubel, Geſang, Tanz, und von dem Lerm einer Trommel ertönt, welche den Tanzenden den Takt gibt. So kommt unter Jubel der Abend. Nun geht der Bräutigam in das hochzeitliche Zelt, allein, und erwartet ſitzend ſeine Braut, ſie wird ihm von den Weibern zugeführt. Er ſieht ſie an und bleibt ſtumm: auch die Braut ſpricht nicht. Endlich wirft ſich die Braut vor dem Bräutigam auf ein Knie nieder, und dieſer legt ihr eine Gold- oder Silbermünze auf die Stirn. Die Weiber treten nun mit ihr ab, kleiden ſie anders an, und wiederholen den Beſuch bey dem Bräutigam, der ſich ſtets auf die nämliche Art beträgt. Erſt bey dem dritten Beſuche ſteht er auf und umarmt ſeine Geliebte. Die ganze Nacht hindurch und den folgenden Tag dauert das frohe Feſt, an welchem alle Verwandte Theil nehmen, ausgenommen den Vater der Braut, der am Abend hinweg geht.

Den Weibern der Beduinen ſteht niemand bey der Geburt eines Kindes bey, das freye Feld, oder ihr Zelt iſt der Ort der Entbindung, und wenige Minuten nachher tragen ſie ihr Kind an die nächſte

Quelle, um es zu waſchen. Bisweilen in eine kleine Windel gewickelt, oft aber nackend wird der Säugling auf eine Matte gelegt, die ihm ſtatt der Wiege dient, und wo er Freyheit und Raum hat, ſich zu bewegen.

Die Beduinen ſind ſehr eiferſüchtig auf den unbeſcholtnen Ruf ihrer Familie, und rächen eine Beleidigung von dieſer Art ſehr hart. Man hat Beyſpiele geſehen, daß Väter ihre Töchter, Brüder ihre Schweſtern tödteten, weil ſie ihre Unſchuld verloren, und dadurch ihre Familie entehrt hatten. Kein Beduine ſpricht leicht von ſeiner Frau, oder ſeinen Töchtern; kein andrer fragt nach ihnen, als etwa in dem Ausdruck: was macht dein Haus und die darin wohnen? Und eben ſo erwiedert auch der Befragte: mein Haus und die darin wohnen befinden ſich wohl. Ueberhaupt iſt nichts anſtändiger, ſittlicher, abgemeſſener, als die Geſpräche der Beduinen bey ihren Zuſammenkünften. Nie verläumden ſie, und ſprechen nur von wirklich Laſterhaften böſe; ſie ſind ſehr höflich, ſehr nachſichtig gegen Fremde, und widerſprechen ſelbſt einer offenen Lüge niemals.

Eine beſondre Achtung hat der Beduine für Salz und Brod. Bittet er einen Bekannten, der bey ihm ſpeiſ't, um einen Dienſt, ſo wird er gewiſſe Gewährung ſeiner Bitte erwarten, wenn er hinzufügt; willfahre mir um des Salzes und Brodes willen, das zwiſchen uns iſt! Streitigkeiten, die bis zu Schimpfwörtern und Schlägen führen, ſind ſehr ſelten unter ihnen. Da ſie ſich nie betrinken, ſo fällt eine häufige Veranlaſſung zu Zänkereyen hinweg. Nur die Blutrache iſt durch nichts als Blut zu verſöhnen. Sie warten oft lange auf die rechte Gelegenheit, Rache

an dem Mörder eines Verwandten, oder an ſeiner Familie zu nehmen.

Der Gruß der Beduinen iſt: Friede mit dir! Beyde Theile reichen ſich wiederholt die Hand, ſtoßen die rechte Seite des Kopfes öfters an einander, küſſen ſich den Bart, und fragen oft: wie lebſt du? Wie befindet ſich dein Haus, und was darin iſt? Wie leben deine Kameele, Pferde, Ochſen, Schaafe u. ſ. w. ſelbſt die Hunde nicht zu vergeſſen.

Zu den Zeltgenoſſen des Beduinen gehört gewöhnlich auch ſein liebſtes Mutterpferd mit dem Füllen, denn mit beyden geht er um, wie mit ſeinen Kindern. Und in der That, es giebt unter der prächtigen arabiſchen Pferde-Raçe Mutterpferde von ſo ausgezeichneten guten Eigenſchaften, daß ſie eine Art von inniger Theilnahme und Vertrauen wohl zu verdienen ſcheinen. Drey Tage und drey Nächte trug bisweilen ein ſolches Pferd ſeinen Herrn auf der Flucht, ohne Futter, oft ſogar ohne Waſſer zu bekommen. Im Zelte gehen ſie ſo behutſam umher, und treten ſo ſorgfältig auf, daß kein Kind von ihren Schritten beſchädigt werden kann. Auf dem Bauch, am Halſe des guten zahmen Thieres liegen und ſchlafen die Kinder ohne Gefahr: es regt ſich nicht, gleichſam aus Furcht die Schlafenden zu beunruhigen. Die ganze Familie liebkoſ't es, und niemand ſchlägt oder mißhandelt ein ſolches Pferd: man ſpricht mit ihm, und es ſcheint den Menſchen zu verſtehen. Der Beduine gewöhnt ſein Pferd an die Lanze, und ſobald er dieſe in die Erde ſteckt, darf er ſicher ſeyn, daß das Pferd, unangebunden, dennoch die Stelle nicht verläßt, ſondern beſtändig um die Lanze hergeht. Mancher Beduine konnte um keinen Preis vermogt wer-

den, ſein Mutterpferd zu verkaufen. Reiſende haben uns bisweilen die Geſpräche aufgezeichnet, welche Beduinen mit dergleichen Lieblingspferden hielten. Sie umarmten ſie, trockneten ihnen mit ihrem Schnupftuch die Augen und ſegneten ſie feyerlich. „Mein Augapfel, meine Liebe, mein Herz, dich ſoll ich verkaufen? Ich bin ein armer, unglücklicher Mann, du weißt es, meine Gazelle, mein Schätzchen; ich erzog dich in meinem Hauſe, wie meine Tochter, ſchlug dich niemals, zankte nie mit dir, und ſollte dich nun von mir laſſen! Gott erhalte dich, du gutes, ſchönes, liebenswürdiges Thier!“

Von den Eigenheiten der Beduinen in ihrer Haushaltung betreffen einige noch die Art zu ſpeiſen, die ich nicht unberührt laſſen darf. Der Tiſch iſt ein rundes Leder, das auf der Wanderung auch als Sack dient, denn es kann durch Schnüren zuſammen gezogen werden. Er liegt platt auf der Erde, und rund um ihn her ſetzen ſich die Gäſte, ſo daß die Schulter des einen gegen die Bruſt des andern gekehrt iſt. Jeder wendet die rechte Hand gegen die Schüſſel, und ſtützt ſich mit der Linken. Aus der hohlen Hand wird die Suppe gegeſſen: den Pilau ergreifen und ballen die Gäſte mit der Hand, und ſtopfen den ganzen Mund damit voll. Dieſes Gericht beſteht aus Reis, der eine kurze Zeit in Fleiſchbrühe, mit Safran, Roſinen, Erbſen und gehackten Zwiebeln gekocht wird, doch nicht ſo, daß er aufſpringt. Man läßt ihn wohl verdeckt abkühlen und aufquellen. Es wird Butter drüber gegoſſen, auch wohl Zucker hinzugefügt, und die ganze Maſſe in Form einer Pyramide in einer Schüſſel aufgetragen. Hat ein armer Beduine keinen Leuchter, wenn er mit ſeinen Freunden das Abendeſſen verzehrt, ſo ſteckt er das Licht auf die

Spitze des Pilau, ohne durch den abfließenden Talg den Appetit zu verderben. Bleibt vom Pilau etwas an der Hand oder an dem Barte hängen, ſo ſchüttelt es der Gaſt ohne Umſtände in die Schüſſel ab. Wer ſatt iſt, ſteht auf und macht andern Platz, die noch nicht beykommen konnten, und indeſſen gewartet haben. Die letzten leeren die Schüſſeln und tragen ſie ab.

Die vorzüglichſten Zeitvertreibe der Beduinen ſind Jagd, Reiten und militäriſche Uebungen zu Pferd. Ohne Karten und Würfel zu kennen, haben ſie einige kleine Spiele mit Bohnen und Steinchen, aber ſie ſpielen nie um Geld oder etwas anderes. Die Weiber beluſtigen ſich bey Zuſammenkünften mit Geſang, Muſik und Erzählungen.

Einfach und Geräuſchlos iſt auch das Benehmen eines Beduinen bey dem Tode ſeines Freundes oder Verwandten, und ſehr einfach die Art der Beerdigung.

Der Todte wird gewaſchen, in ein Tuch eingenäht, und von vier oder ſechs Männern auf einer Bahre zu dem Begräbnißplatze getragen, der ſtets entfernt vom Lager etwas erhaben liegt. Das Grab iſt eine Grube, die den Leichnam faßt, und mit Erde und großen Steinen wohl überdeckt wird, damit Raubthiere nicht nachgraben können. Kein Beduine beweint einen Todten; „ſeine Stunde iſt gekommen,“ ſagt er, „Gott erwies ihm Barmherzigkeit, und im Paradieſe ſeh' ich ihn wieder!“ Deſto lauter ſind die Klagen der Weiber, die der Leiche folgen: ſie ſchreyen, zerkratzen, zerraufen ſich, und ſehen Raſenden ähnlich. Nach Muhameds Lehre dürfen ſie das Paradies nicht betreten, und alſo ihre Freunde jenſeits

nicht wieder ſehen. Andre, die dem Verſtorbenen nicht verwandt waren, und nur der Ehre wegen mitgehen, ſind ſtiller, weinen und rühmen jenen in Geſängen. Ein Trauermahl im Zelte der Leidtragenden endet am Abend die ganze Todtenfeyer.

Auf der Tafel II. deutet No. 5. auf die Anſicht des dort dargeſtellten Beduinenzeltes, 6. bezeichnet eine Zeltgenoſſinn, die mit der Handmühle beſchäftigt iſt; 7. einen Beduinen in ſeiner Rüſtung: 8. ein Mädchen, das Waſſer zu ſchöpfen ausgegangen iſt, und den Schleyer fallen ließ; 9. eine verſchleyerte Frau, die ihr Kind auf eine eigne, bey jenen Hirtinnen übliche, Art mit ſich ſchleppt.

Taf. III.

Gebräuche und Sitten eines Santons in Aegypten.

Taf. III. Fig. 10—12.

Der Beobachter erſtaunt über die mannichfaltige Weiſe, durch welche die verſchiedenſten Völker des Erdbodens, unter ſo ſehr verſchiednen Himmelsſtrichen, einen und denſelben Zweck, häusliches Wohlbefinden zu erreichen bemüht ſind. Der Polar-Menſch wie der Bewohner glühender Zonen baut, gräbt, errichtet ſich das, was er ſein Haus nennt, und worin er ſich ſelbſt auf die möglichſt bequemſte Art anzugehören ſucht: er iſt Gatte und Vater, und wirkſam als dieſer, duldet, genießt, freut ſich und trauert; der Beobachter ſieht ſein Streben und Handeln, es ſey auch noch ſo beſchränkt in der Wirkung auf das Ganze, und lernt den Menſchen in ihm ehren und lieben. Aber er erſchrickt bey dem Gedanken, daß er doch irgendwo auf Menſchen ähnliche Geſchöpfe trifft, denen jener Sinn für ein eignes Hausweſen gänzlich fehlt. So ein Geſchöpf habe ich auf der dritten Tafel No. 11. abgebildet. Es iſt ein Santon in Aegypten, ein Einſiedler-Mönch, der ſich aus Wahn, höher als andre ſich zu erheben, unter die allerelendeſten herunter ſetzt.

Auch bey den Muhamedanern gibt es Mönche, die ſcheinen wollen, was ſie nicht, oder höchſt ſelten ſind, keuſch, gelehrt, Denker, Weiſe. Das Gute haben ſie, daß jeder den Charakter, welchen er zu behaupten

ſucht, durch ein äußeres Kennzeichen kund macht. Der Gelehrte trägt Schreibfedern am Turban oder was es ſonſt iſt, womit er den Kopf deckt; wer das Gelübde der Armuth gethan hat, trägt ein Kleid von bunten Lappen kümmerlich zuſammen geheftet: der andre, mit großen Ringen in den Ohren, bezeugt öffentlich, er gehöre den Geiſtern an, die ihm Geheimniſſe zufliſtern; und jene Ketten an Hals, Armen und Beinen bedeuten, der Betrüger der ſie ſchleppt, ſtehe im Umgang mit heftigen Geiſtern, die ihn leiten und treiben, und ihn lehren Wunder zu thun, und in die Zukunft zu blicken.

Der hier Abgebildete iſt ein Santon der elendeſten Klaſſe. Nackend, bis zum Abſcheu und Eckel, ſitzt er ganze Tage, und gibt ſein abgezehrtes Geripp den Strahlen der Sonne preis: er hat kein Gewand und will keines haben; er gehört niemand an; es iſt niemand, für den er ſich erheitere, kleide, reinige, für den er arbeite und in deſſen Glück er ſein eignes begründe: ihn nährt der Aberglaube, ihm geben Beeren und Feldfrüchte und noch weit ſchlechtere Nahrungsmittel Sättigung, er iſt höchſt elend und ſtolz auf ſein Elend. Er hat keine Geräthſchaften; der ganz Nackende genießt den Thieren gleich die Speiſen, die ihm entweder als Almoſen zufließen, oder die ihm unter einem warmen Himmel die Natur ſelbſt auftiſcht: die hohle Hand iſt ſeine Trinkſchale, die Finger benutzt er ſtatt Gabel und Meſſer. Er hat kein Zelt, kein Haus, keine Hütte: die Erde iſt ſein Bette. Jenes Gebäude No. 10 im Mittelgrunde des Blattes errichtete vielleicht kindliche Liebe und Dankbarkeit einem Vater, einem Freund; es iſt ein arabiſches Grabmal, öde und einſam: aber dieſer Santon findet ſeine Lagerſtelle darin, und entweiht es durch ſein Naheſeyn.

Gebräuche und Sitten eines Nubiers.

Taf. III. Fig. 12 — 16.

Nubien grenzt weſtwärts an Nigrien, ſüdwärts an Abiſſinien, oder Habeſh, oſtwärts an den arabiſchen Meerbuſen. Es liegt zu beyden Seiten des Nils, und wird von Aegypten durch eine ungeheure Wüſte getrennt, welche nach den neueſten Beobachtungen zu den gefährlichſten gehört, die man ſich denken kann. Eine Reiſe durch dieſe Wüſte dauert mehrere Monate, und jeder Tag erneuert die Gefahren derſelben. Man kann von Kahira, der Hauptſtadt Aegyptens, bis nach Sennaar, der Hauptſtadt des Landes, an tauſend engliſche Meilen rechnen. Unerträglich heiß, unangebaut, keines Anbaues fähig, verlaſſen, gleichſam vermieden von allem, was Leben hat, häufig ganz kahl, kieſig, felſig, mit Sand überlegt iſt dieſer ungeheure Erdſtrich; nicht eine fortdauernde Ebene, oft durch eben ſo kahle Felſengebirge unterbrochen. Wird da und dort etwas Grün ſichtbar, ſo beſteht es aus eckelhaft bittern Pflanzen, die weder Menſchen noch Thiere nähren können. Das Waſſer iſt meiſtens unrein, ſalzig, ein Aufenthalt der häßlichſten Würmer und Inſekten. Der Wind weht todbringend, ſtört den Sand auf, und dieſer fällt über ganze Karavanen her und verſchüttet ſie. Die Kameele ſterben vor Durſt, und überall liegen die ſchauerlichen Ueberreſte davon, dem Wandrer ein trauriges Bild ſeiner eignen Gefahr. Und doch wagt ſich der kühne Menſch durch dieſe öden Flächen hindurch, um ſeinen

Durſt nach Kenntniſſen zu ſtillen, und die Naturgeſchenke des einen Landes dem andern, das ſie entbehrt, zuzuführen.

Nubien ſelbſt hat, untermiſcht mit dürren, verbrannten Lagen, auch fruchtbare Gegenden, beſonders an den beyden Ufern des Nils, deſſen ſteigendes Gewäſſer die Bewohner auf die nahen Felder leiten, und ſie dadurch fruchtbarer machen. Der Regen hält nicht eine feſte Zeitperiode, wie in andern Gegenden von Afrika, und bleibt er aus, ſo iſt Noth allgemein. Schwillt der Nill gehörig an, und erfolgt Regen im September, ſo iſt das Bauland reich an Weizen, Gerſte, Tof, (einer Gattung Hirſe), an Reis, Wein, Melonen, Zuckerrohr, Taback, Flachs. Man findet dort große Heerden von Ochſen, Schaafen, Kameelen, Ziegen: auch ſind wilde jagdbare Thiere in den waldigen Lagen, wo beſonders ſehr ſchöne Akazien gedeihen. Entfernter von den angebauten Landſtrichen findet der Jäger Löwen, Panther, Elephanten, Giraffen, Affen, und der Nil nährt Krokodille. Die Waldungen ſind mit Papageyen und andern bunten Vögeln belebt; in den Ebenen halten ſich viele Kraniche und Störche auf. Unter den Fruchtbäumen des Landes ſind die Palmen vorzüglich und wohlthätig für die Einwohner. Dieſe ſind urſprünglich ſchwarz und Anhänger des Muhamed.

Ihre Kleidung beſteht in einem langen Hemde, von blauem Zeuge, das vom Halſe bis zu den Füßen reicht. Ein Turban bedeckt bey wohlhabenden Leuten den Kopf. Um den Leib wird meiſtens ein Gürtel gezogen, der das Hemde zuſammen hält. Arme Leute gehen faſt ganz nackend. Die Füße ſind mit Sohlen verwahrt, welche mit Schnüren befeſtigt werden. Bey den Frauen bedeckt das Hemde auch den Hals, und ſchließt am Kinn an. Es hat lange Aermel, und iſt oft von Seide, oder feinem Baumwollenzeug. Man

flicht die Haare vielfach und behängt die Locken mit Ringen von Metall und Elfenbein, die zuſammen eine Art von Kranz bilden. Läſtig große Ringe hängen an den Ohren, an dem Naſenknorpel, und umſchließen Hände, Arme und Füße.

Männer und Weiber pflegen ſich mit Kameelfett zu ſalben, um die Haut geſchmeidig zu erhalten. Sie wechſeln täglich ihre Hemden, und bekleiden ſich zur Nachtzeit mit einem andern, das in Fett getaucht iſt, und ihnen als Bedeckung dient, und der Hitze wehrt. Ihr Bett beſteht aus einer gegerbten Ochſenhaut, die mit Fett ſtark beſchmiert, und kühl, aber höchſt ſchmutzig und übelriechend iſt.

Dieſe Schilderung berechtigt meine Leſer zu dem Schluß, daß auch das übrige Geräth und die Wohnung des Nubiers ſelbſt mit ſeiner ſaubern Schlafſtelle im Verhältniß ſtehe. Und in der That ſie iſt ärmlich und wenig Bequemlichkeit verſprechend. Das nubiſche Haus iſt von Erde erbaut, mit Stücken Holz von Palmbäumen untermiſcht, die beſonders zu Einfaſſungen der Thüre und andrer Oeffnungen und Abtheilungen dienen. Nicht alle Theile des Hauſes ſind bedeckt, und wo dieſe Bedeckung Statt findet, ſo beſteht ſie aus langen Büſcheln von Durraſtroh, wovon der Beſitzer auch noch beliebigen Gebrauch als Holz für ſeine Küche macht. In einem Lande, wo der Regen ſelten iſt, braucht man kein eigentliches Dach, welches in dem niedrigen Hauſe nur die Hitze vermehren würde. Willkommner und wohlthätiger ſind nahe Palmbäume, welche Kühlung und Schatten gewähren, und die Bewegung der Luft vermehren. Der Nubier baut ſich daher unter ihrem Schutze an, und drängt noch über dieß ſeine Wohnung, wo er kann, an Felſen hin, die ihr Feſtigkeit geben.

Ein neuerer Beobachter hat bey dieſen von Palmen ganz umpflanzten nubiſchen Wohnungen die Bemer-

kung gemacht, daß ſie gleichſam unſichtbar, wenigſtens völlig unkenntlich werden, ſobald die Sonne in ihrem höchſten Standpunkte keine Schatten an den Körpern mehr angibt, und die Formen dadurch anders bezeichnet werden, als gewöhnlich.

Es macht einen eignen Eindruck, ſich um Mittag unter den Wendekreiſen ſich ſelbſt und die Gegenſtände umher als einen Mittelpunkt des Lichtes, deſſen Strahlen wie in einem Brennpunkt zuſammen getretten ſind, zu erblicken; zu ſehen, wie die Natur, alles Schattens jetzt beraubt, ſich zuſammen drückt, ebnet, ſenkt, und nirgends Vorſprünge und Erhabenheiten zeigt. Alles ſcheint dadurch ſeine Geſtalt zu verändern, und wird unkenntlich, und es geſchieht dem Wanderer nicht ſelten, daß er am hohen Mittage ein nubiſches Dorf ſucht, ob er gleich ganz nahe dabey ſteht, und die Stelle recht gut kennt.

Das Bedürfniß allein macht die Eintheilung der Kammern und Zimmer in einem nubiſchen Hauſe. Eines ſieht daher dem andern völlig ähnlich, wenn gleich oft verſchieden von einander. Von Grundſätzen der Baukunſt iſt keine Rede. Das Hauptzimmer, auch beſtimmt, Beſuche anzunehmen, und der Aufenthaltsort des Herrn vom Hauſe, iſt das kleine offne Behältniß im Mittelgrunde. Weder Stuhl noch Tiſch iſt vorhanden, der Herr ſitzt auf ebner Erde, und pflegt ſich mit der Tabackspfeife im Munde den lieben langen Tag in Müſſiggang, ſelten von Sorgen für die Zukunft angefochten. Die Wohnung der Frauen und Kinder hat der eiferſüchtige Schwarze in der elenden Kammer unter ſeinem Zimmer angelegt. Wie leicht verwehrt er hier den Aus- und Eingang. Dieſe Kammer iſt ſo niedrig, daß man nur ſehr gebückt hinein kommen und gebückt darin verweilen kann. Es iſt zugleich die Schlafſtube. Seitwärts befindet ſich an der Wand des ganzen Gebäu-

des, die Küche: einfach ohne viele Geräthſchaften. Man wählt eine Stelle, in dem Winkel von zwey Wänden, damit das Feuer gegen zwey Windſeiten Schutz habe, und durch die beyden andern offnen Stellen keine Unbequemlichkeit in Anſehung des Rauches entſtehe. Einige Töpfe und Schüſſeln ſind alles, was der alte bärtige Mann, den wir am Feuer erblicken, braucht, um ſeine Kochkunſt geltend zu machen.

In eignen, ſonderbar geformten Behältniſſen von Lehm wird der Vorrath an Korn verwahrt. Man hohlt davon nach Bedürfniß heraus. Andre ähnliche Behältniſſe, (No. 15. Taf. III.) dienen zum Aufenthaltsort für Tauben und Hühner. Größere Vorräthe von Getreide werden bey reichen Ernten in der Erde verwahrt. Man gräbt Gruben, füttert ſie mit Lehm, füllt ſie mit Korn, und bedeckt ſie ganz mit Lehm. Bey Mißwachs werden die Gruben geöffnet, und ſind wohlthätig für den ganzen Staat.

Es gibt Gegenden, wo die Einwohner aus Grasſamen Mehl und Brod bereiten, das aber höchſt erbärmlich iſt. Sie ſäen regelmäßig Gras, um dieſes Gebrauches willen: aber Ochſen, Schaafe, Ziegen haben ſie in großen Heerden, und Milch im Ueberfluß.

Die Nubier eſſen Kameel- und Rindfleiſch, eben ſo das Fleiſch von Vögeln, nur Schweinfleiſch genießen ſie heimlich, ſo wie ſtarke Getränke, die verboten ſind. Brod von einer Art Hirſe iſt die gewöhnlichſte Speiſe, aber auch von Weizen wird für wohlhabende Leute und Fremde Getreide gebacken. Das Pflanzen- und Thierreich ſpendet überdieß dem Nubier in mehreren Gegenden ſeines Landes die vortrefflichſten Beyträge zur Nahrung, ſo wie es überhaupt reich an Produkten iſt, die, wenn ſie verarbeitet würden, zu dem Wohl des Staates beytragen könnten. Man kann ſich nicht leicht einen roheren Menſchen denken, als die Bewohner dieſer Ge-

genden. Sie haben keinen Begriff von Schaam, keinen Sinn für Religion, und ſind ohne alle Geiſtesbildung. Die Erziehung iſt gänzlich vernachläſſigt. Die Frauen ſind gekaufte Sklavinnen, und werden mit Strenge bewacht und gezüchtigt, wenn ſie fehlen. Geld gibt es keines im Lande: man tauſcht alles gegen einander. Goldſtaub, Elfenbein, Gummi, Straußfedern und Sklaven ſind die Hauptgegenſtände des Handels mit den Ausländern, die dagegen Fabrikwaaren aus Europa bringen.

Gierig nach Gewinn, und ihres vaterländiſchen Bodens nicht froh, wandern alljährlich große Schaaren von Nubiern nach Aegypten, um dort als Knechte in den Städten zu dienen. Man bezahlt ſie ſchlecht, ſie ſind unwiſſend im hohen Grade, aber getreu ihrer Herrſchaft. Ein blaues Hemde macht ſie kenntlich. Ihr Haar iſt geflochten und geöhlt. Krokodilfleiſch iſt ein Leckerbiſſen für ſie, ſie glauben es durch eine höchſt elende Brühe, die ſie dazu bereiten, noch ſchmackhafter zu machen. Hat einer zwölf Piaſter bey der kümmerlichſten Lebensart erworben, ſo geht er in zahlreicher Geſellſchaft eben ſo glücklicher Landsleute zurück in das Vaterland, baut ſich an, und gilt dort für wohlhabend.

Der Nubier iſt zu träge, als daß er auf Verbeſſerung ſeines innern und äuſſern Zuſtandes einigen Fleiß verwenden ſollte. In den bewohnten Gegenden iſt die Natur ſelbſt zu freygebig gegen ihn: wer im September ſäet, kann im November ernten. Auch drückt die ſchreckliche Hitze den Menſchen, und hemmt die Thätigkeit. Nur in einigen Gegenden werden baumwollene Zeuge, wahrſcheinlich von den Weibern, verfertigt, die, dem Charakter eines ſolchen Volkes gemäß, überhaupt den meiſten Antheil an den Arbeiten des Hausweſens haben, das aber ſehr einfach iſt.

Die Entfernung Nubiens von andern, dem europäiſchen Verkehr näher liegenden Ländern iſt zu groß,

der Weg zu gefahrvoll, als daß er häufig von Europäern betreten werden könnte, und die dahin kamen, hat die Wißbegierde noch weiter getrieben, und über der Anſicht des Ganzen haben ſie die Erforſchung der einzelnen charakteriſtiſchen Züge überſehen: ſo daß uns in Anſehung der Gewohnheiten, Lebensart und Sitten der Einwohner vieles noch dunkel bleibt. Bruce und andre ſind ſo ſchnell, wie möglich, das Land durchzogen, haben ſich am Hofe des Königes verweilt, und von ihm und ſeinen Miniſtern und Frauen vieles erzählt, was, wenn es auch keine Mährchen ſind, doch nicht dem genügen kann, der den Zuſtand und die Haushaltung eines Volkes nicht nach den Gebräuchen im Serail des Königes zu beurtheilen gewohnt iſt. Aber gewiß, in Ländern, wie dieſes und andre des innern Afrika, iſt die Gefahr des europäiſchen Beobachters allzu groß: überall umgeben ihn Gefahren, überall erregt er Verdacht, und muß nur mit halben Blicken ſich zu unterrichten trachten, weil er allzu genau und feindlich beobachtet wird, und ſich nirgends der Achtung erfreuen darf, welche einem ſolchen Muth und ſolchen Verdienſten gebührt. Wie mancher hat ſeine Wißbegierde mit dem Leben bezahlt, und wie viel Elend mußte nicht jeder erdulden, der auch ſo glücklich war, Europa wieder zu erreichen.

Anſicht eines Dorfes und ſeiner Bewohner auf der Inſel Vancouver.

Taf. IV. Fig. 17 — 21.

Die Inſel Vancouver liegt ganz nahe der nordweſtlichen Küſte von Amerika. Als der Gedanke einer möglichen Durchfahrt im Norden dieſes großen Welttheils die Seefahrer beſchäftigte, und ihnen den Muth gab, ſo weit, als menſchliche Kräfte im Kampfe mit dem Ozean, ſelbſt da, wo er durch ungeheure Eismaſſen den Zugang verſchließt, ſiegreich bleiben können, vorzudringen, wurde ein Theil dieſer Inſel, der den Namen Nutka hat, entdeckt, und ſeine Bewohner wurden der Gegenſtand der Neugierde und des Unterſuchungsgeiſtes. Man hielt Nutka für einen Theil des feſten Landes von Amerika, bis Vancouver mit Gewißheit fand, daß es auf der Südweſtſeite einer ſehr großen Inſel liege.

Nutka ſelbſt gibt mit ſeinen Bewohnern reichen Stoff zu einer Darſtellung in dem folgenden Bande dieſes Werkes.

Das hier abgebildete Dorf zeichnet ſich durch ſeine ſeltſame Zierde aus, und wird ein Zeugniß für die Behauptung, daß auch der roheſte Menſch, wenn er die erſten Bedürfniſſe befriedigt ſieht, an Verſchönerung denkt. Die Bewohner ſind klein, häßlich von Bildung, den Esquimo's verwandt, arm an Ausbildung, unter einem ſo kalten nördlichen Himmel von der Natur ſpar-

ſam verſorgt, aber doch bedacht, ſich und ihre Hütte, den ihnen eignen Grundſätzen von Schönheit gemäß, auszuſchmücken. Sie mahlen ihr Geſicht buntſcheckig, roth, ſchwarz, weiß: bauen eine elende Hütte von Balken, und bringen gemahlte Zierrathen dabey an, die in der That auffallend ſind. Vielleicht ſind dieſe gemahlten Schnörkel, Zirkel und Vierecke eine Art von Bilderſprache.

Das Dorf liegt an einem Hügel, den ein Bach mit ſüßem Waſſer benetzt, der ſich in eine kleine Bucht ergießt. Gegen die Gewalt der Nordwinde ſchützt es ein dahinter liegender höherer Berg, der mit ſtarken Fichten ſehr dicht bewachſen iſt. Die Häuſer ſtehen in der Reihe da, und bilden eine Art von Gaſſen. Den Vornehmern gehören die größeren Häuſer, auch ſind dieſe häufiger geſchmückt, als die Hütten der Gemeinen.

Die Kleidung der Einwohner beſteht in groben wollenen Zeugen, die ſie ſelbſt verfertigen, und in Mänteln von Baumrinde und anderm Flechtwerk, aus dem Pflanzenreiche. Es iſt die Arbeit der Frauen Zeuge zu weben, Matten zu verfertigen, und Kleider daraus zu machen. Auch wirken ſie künſtlich Teppiche von Baumbaſt und Gras, und flechten Körbe, welche waſſerdicht ſind. Die Anzahl der weiblichen Bewohnerinnen ſcheint ſtärker zu ſeyn, als die der Männer.

Die Nahrung dieſer Indianer beſteht in dem Fleiſch von wilden Thieren, wie ſie der Norden von Amerika erzeugt, und die ihnen die Jagd verſchafft, und in Fiſchen. An Seeottern iſt die Gegend vorzüglich reich, und die Felle dieſer Jagdbeute ſind der Hauptgegenſtand des Handels dieſes Volkes mit Europäern. Schon iſt faſt keine Hütte, wo der Eigenthümer nicht im Beſitz einer oder mehrerer Flinten wäre, mit allem, was dazu gehört, und dieſe gefährlichen Waffen nicht zu

führen wußte. Der Anführer hat wohl acht Flinten im beſten Zuſtand in ſeiner Hütte. Beile, Meſſer, von verſchiedner Größe, ſind weitere Tauſchartikel der Europäer gegen Felle, und eine Art von Ueberfluß an dieſen Gegenſtänden, und der zu ſichtbare Eifer gewinnſüchtiger Seefahrer hat ſelbſt dieſe rohen Nordländer den Werth ihrer Waaren bemerken gelehrt, ſo daß ſie jetzt die geringeren Gaben, Spiegel, Glasperlen, Nägel, kleine Stücke Eiſen, im Handel keines Blickes mehr würdigen. Auſſer Gewehr und Ladungen ſind noch große Kupferbleche, und blaues Tuch die Hauptſachen, worauf ſie gern tauſchen.

Die Männer dieſes Inſelvolkes ſind auch mit ſelbſt geſchnitzten Keulen, langen Spießen, deren Spitze von Eiſen iſt, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet; denn ihre Schießgewehre ſind nicht für den beſtändigen Gebrauch. Die Verfertigung dieſer Hauswaffen und der Bau der Boote beſchäftigt die Männer, ſo wie Jagd und Fiſchfang.

In der Hütte befinden ſich wenige Geräthſchaften, die Bewohner ſitzen auf der Erde und ſchlafen auf Fellen, an Tiſche, Stühle, Betten iſt daher nicht zu denken: aber eben ſo wenig auch an ein Beſtreben, den Geiſt auszubilden, und die Kräfte zu veredeln. Reinlichkeit iſt nicht einheimiſch in dieſen Haushaltungen, und alles trieft vom Oehl und Fett, wenn gleich nicht ganz ſo wie in Nutka, deſſen Bewohner ich in der Folge meinen Leſern vorſtellen werde.

Taf. IV.

Gebräuche und Sitten der Bewohner von der Inſel Feuerland.

Taf. IV. Fig. 22 — 24.

Gewiß in die Reihe der ärmſten Menſchen des Erdbodens gehören die Stämme von Indianern, welche die Inſel Terra del Fuego, oder Feuerland bewohnen. Wenn ich meine Leſer in das Innere ihres Hausweſens einführe, ſo wird das Bild, was ſie dort erblicken, die Behauptung beſtätigen, daß der Menſch das ausdauerndſte aller Geſchöpfe ſey, fähig, durch die allereinfachſten Mittel ſein Leben zu friſten, und bey äuſſerſt geringer Bequemlichkeit an den Freuden des Daſeyns Theil zu nehmen. Wohlthätig wird zugleich ein Blick auf das eigne Vaterland, wo ein hoher Grad von Kultur die Menſchen zu höheren Anſprüchen an Glück berechtigt, und mannichfaltigere Genüſſe darbietet.

Das Feuerland liegt an der ſüdlichſten Spitze von Amerika, und wird durch einen Kanal, den man die magellaniſche Meerenge nennt, von dem feſten Lande abgeſondert. Es iſt mit Felſengebirgen bedeckt, die ihre, mit Schnee bekleideten, Spitzen in den ſeltſamſten Formen erheben. Faſt undurchdringliche Waldungen beſetzen die Abhänge und Thäler, und vermehren die Kälte, die den größten Theil des Jahres hier herrſcht.

Die Bewohner des Landes ſind von ſchmutziger Eiſenroſtfarbe, haben lange, ſchwarze Haare, und entſtellen ihre ohnehin häßlichen Geſichtsbildungen durch Be-

mahlen mit bunten Farben. Die Männer ſind groß, bis an ſechs Fuß hoch, aber grob geformt, unbeholfen, und bringen durch ihre Größe keineswegs jenen beſtimmten, angenehmen Eindruck hervor, den ein wohlgebildeter, gewandter Europäer macht. Kleiner ſind die Weiber, auch ſie, nach unſern Begriffen, aller Schönheit entbehrend. Ihre Hautfarbe iſt wie mit geöhlt, ſchwarze, weiße, rothe Streifen umziehen das Geſicht und andere Theile des Körpers. Blick, Gang, Anſtand, alles iſt matt, roh, gleichgültig. Nirgends ward bey den ankommenden Seefahrern aus Europa weniger Neugierde bey wilden Völkern bemerkt, als bey dieſen; weder der Anblick, noch der Bau und die innre Ausrüſtung der Schiffe konnte bey denen, welche ſolche beſuchten, die unerhörteſte Gleichgültigkeit verdrängen: keiner ſchien nach etwas zu fragen, keiner etwas zu wünſchen: keiner ſchien eines Begriffs von dem Gebrauch der ihm gezeigten Gegenſtände fähig zu ſeyn. Wenn ja noch etwas die Augen der indiſchen Fremdlinge auf ſich zog, und eine Art von Wunſch rege machte, ſo waren es bunte Glasperlen, keines Werthes und Nutzens. Den Kindern gleich im erſten Lebensalter, griffen ſie darnach, um Hals und Knöchel damit zu umwinden. Ein Knabe von zwölf Jahren glaubte das erhaltne Geſchenk an dergleichen kleinen bunten Kugeln nicht beſſer nützen zu können, als wenn er ſie kaute und aß, und ſo mußt er unter den heftigſten Schmerzen ſterben.

Das Haus der Feuerländer bezeichnet die niedrige Bildungsſtufe, welche ſie erreicht haben. Wenige rohe Baumſtöcke, oder äſtige Stangen werden ſo in die Erde geſteckt, daß ſie ſich oben gegen einander neigen und zuſammen laufen, ſo daß eine rohe Kegelform daran ſichtbar wird. Der achte Theil ohngefähr der ganzen Hütte bleibt offen, und dient zum Eingang und zum Durchzug des Rauches; denn an dieſer Oeffnung iſt die Stelle,

wo die Bewohner ihr Feuer anmachen. An dem übrigen Theil der Hütte ſind die Oeffnungen oder Zwiſchenräume zwiſchen den Stangen mit Laub, kurzem Geſträuche, Gras und Moos ausgeſtopft und belegt, um dadurch Wind und Wetter abzuhalten.

Die Kleidung dieſer Inſulaner beſteht aus einem Thierfell, oder auch aus der Haut eines Seehundes, welche ohne alle Zubereitung, ſo wie ſie vom Rücken des Thieres kommen, über die Schulter geworfen werden. Ein kleineres Stück Haut wird um die Füße gelegt und mit Schnüren feſt gebunden. An den Schaamtheilen tragen die Weiber ein kleines Stück Leder, und gürten noch ihren Pelzmantel um den Leib, den die Männer offen herabhängen laſſen.

Eigentliches Hausgeräthe haben ſie nicht: die Blaſe eines Thiers dient ihnen zum Waſſerbehältniß und Trinkgeſchirr; von Schüſſeln, Töpfen, von Stuhl und Tiſch iſt nichts zu ſehen. Etwas weniges Gras auf den Boden geſtreut, iſt ihr Bette.

Ihre Nahrung beſteht aus Schaalthieren, und den Weibern liegt das Geſchäft ob, ſie zur Ebbezeit am Strande aufzuſuchen, und von den nahen Klippen bey niedrigem Waſſer abzuſtoßen. Ein zugeſpitzter Stock, mit einem Widerhaken verſehen, ein Ranzen von Fell, ein Korb von grober Flechtarbeit ſind das, was die Frau bey ihrem täglichen Gang an das Meergeſtade braucht. Mit dem Stock ſtößt ſie die Auſtern und andere Schaalthiere vom Felſen und weiſ't ſolche ſich zu, in den Ranzen und Korb verwahrt ſie die Ausbeute, und kehrt damit in die Wohnung zurück, wo die Männer in träger Ruhe ihrer warten. Jagd beſchäftigt die Männer bisweilen, denn zu dieſem Gewerbe verfertigen ſie Bogen und Pfeile von Holz, deren Spitze aus ſcharfgeſchliffnen Steinen künſtlich zubereitet und geſchickt an den Schaft befeſtigt iſt.

Faſt ohne Bekleidung, unter einer Wohnung, die kaum den Namen einer Hütte verdient, dauern ſie in einem Lande aus, wo die Kälte ſo heftig wird, daß engliſche Matroſen bey einer Wanderung ins Innere der Waldungen mitten im Sommer faſt zu Tode froren, und ſcheinen ſogar mit einem Zuſtande zufrieden, der gewiß zu den allerelendeſten gehört. Sie leben ohne alle bürgerliche Verfaſſung, einer gilt was der andere, keiner hat einen höhern Rang, keiner eine beßre Hütte; eben ſo wenig ſcheinen ſie einige Grundſätze von Religion zu beſitzen, und ihre Sprache iſt ſo roh, daß ihre Töne nicht anders klingen, als wenn bey uns ein Menſch reden will, der etwas in der Kehle hat, was ihm die Luft hemmt und die Sprache erſtickt. Doch fanden die Reiſenden bey jedem Stamme eine Art von Sprecher, der bey der Annäherung ohne Aufhören Töne hervorwälzte, die höchſt widrig auf europäiſche Gehörorgane wirkten, weil ſie mit der ſichtbarſten Anſtrengung ausgepreßt wurden.

Auſſer den bunten Strichen und Schnörkeln, womit ſie das Geſicht und den Leib bemahlen, legen ſie auch Ringe um die Knöchel der Hände und Füße. Weiber ſind häufig mit dergleichen Ringen geſchmückt, welche aus kleinen Muſcheln und Knochen zuſammen geſetzt werden. Bis zur Verfertigung von Booten haben ſie ſich nicht erhoben. Wenn die Nahrung an der einen Stelle der Inſel ſparſamer zu werden anfängt, ſo ziehen ſie an eine andere, und ſchleppen ſo ihr kümmerliches Leben weiter. Da der Winter auf der Inſel höchſt hart, und drückend werden muß, ſo iſt es kaum glaublich, daß dieſe Menſchen auch alsdann hier aushalten, und nicht irgendwo in dem ihnen nahen feſten Lande von Amerika ihr Unterkommen ſuchen ſollten.

Taf. V.

Taf. VI.

Gebräuche und Sitten der Kalmücken.

Taf. V. VI. Fig. 25—40.

Zu den älteſten Ur-Völker-Stämmen des Erdbodens gehören die Mongolen, die man in zwey Hauptſtämme, eigentliche Mongolen und Dörbön-Oirät einzutheilen pflegt. Beyde ſind beſtändige Feinde von einander, ob ſie gleich urſprünglich ein Volk ausmachten. Die Dörbön-Oirät bilden wieder vier abgeſonderte Volkszweige, von denen aber zwey, Choit und Tummit gänzlich verſchwunden, wenigſtens unkenntlich geworden zu ſeyn ſcheinen, zwey, die Burjäten und Kalmücken hingegen noch beſtehen, und das Auge des Beobachters mit vollem Recht auf ſich ziehen.

Man nennt die Kalmücken auch Oelot, ihr Land heißt Kalmuckey oder Oelotey, und begreift 52,125 geographiſche Quadratmeilen; dieſer große Strich des öſtlichen Aſiens, wovon ein Theil aus ſehr hohen Felſengebirgen, der andere und größere aber aus unabſehbaren Steppen beſteht, iſt dem Ackerbau minder, als der Viehzucht günſtig; ſeine Bewohner ſind daher Hirten, die in Stämmen unter Fürſten leben, und ihren Wohnplatz nach dem Bedürfniß der Jahreszeiten und ihrer Heerden ändern. Der Boden iſt ſandig: nur in der Nähe der Flüſſe, Seen und Bäche findet man ſehr fruchtbare Gegenden, die auch den Ackerbau begünſtigen würden. Unter den gröſſeren Flüſſen des Landes ſind der Irtiſch, Obi und Jeniſei die bekannteſten.

Die Kalmücken ſind nur mittelmäßig groß: klein

ſogar, und ziemlich zart gebaut ſind die Weiber. Gebrechliche Leute gibt es unter beyden Geſchlechtern keine. Nur ihre eingebognen Schenkel und Beine, wovon das allzufrühe Sitzen auf Pferden die Urſache iſt, ſind ſehr allgemeine Fehler ihres Körpers. Größten Theils ſind ſie ſchlank und hager, und ſelbſt unter den Vornehmen, die in Ueberfluß und Trägheit ihr Leben verbringen, findet man keine dicken Perſonen. Die Farbe der Kalmücken iſt gelbbraun: ſie würde faſt weiß ſeyn, der unſrigen ähnlich, wenn man nicht die Kinder im Rauch der Filzhütten und in der Sommer-Sonnenhitze beſtändig nackend umherlaufen ließe, und bey fortgerückten Jahren nicht nackend, (die Unterkleider ausgenommen) ſchliefe. Mädchen und Weiber, welche ſich der Luft weniger ausſetzen, ſind weiß, und ſcheinen es vorzüglich, weil ſie ſehr ſchwarze Haare und Augen haben. Man hat die Geſichtsbildung der Kalmücken als höchſt häßlich verſchrien, aber mit Unrecht; es gibt ſehr häßliche, aber auch viele von angenehmer Bildung, und unter dem weiblichen Theile dieſes Volkes ſogar ſolche, die ſelbſt bey den Europäern für ſchön gelten würden. Die kalmückiſche Geſichtsbildung hat übrigens ſehr charakteriſtiſche Kennzeichen, gegen die Naſe zu etwas ſchief abwärts laufende, flach ausgefüllte Augenwinkel, ſchmale, ſchwarze, nicht ſtark gebogene Augenbraunen, eine breite, kleine, platte Naſe und erhaben ſtehende Backenknochen bey einem runden Kopf. Der Augenſtern iſt ſchwarz, die Lippe breit, fleiſchig, das Kinn kurz: bis in das hohe Alter behalten die Kalmücken ſehr weiße, herrliche Zähne. Die Ohren ſind groß, und ſtehen vom Kopfe ab. Wer bey den Kalmücken für ſchön gelten will, dem dürfen dieſe Grundzüge der Nationalgeſichtsbildung nicht fehlen. Die Haare ſind ſehr ſchwarz: der Bart ſehr dünn und ſchwach. Die Gehör- und Geſichtswerkzeuge ſind, ſo wie der Geruch, vorzüglich.

Gute Naturanlagen, Geſelligkeit, Gaſtfreyheit, Dienſtfertigkeit, Treue, Neugier und froher Sinn, welcher auch die ärmſten faſt nie verläßt, ſind es, welche die Kalmücken vor andern mongoliſchen Völkerſchaften und vor den Tatarn und Kirgiſen vortheilhaft auszeichnen. Aber ſorglos, leichtſinnig, leichtgläubig, argwöhniſch, dem Trunk und der Wolluſt ergeben, verſchlagen und träge ſind ſie auch. Doch iſt der Kalmücke weniger dem Müßiggang ergeben, als andre Aſiaten, und wo er ſich zur Arbeit verdingt, iſt er unermüdet fleißig. Er legt ſich ſpät zur Ruhe, und ſteht mit der Sonne vom Schlafe auf.

Die männliche Kleidung der Kalmücken beſteht aus einem Oberkleid, welches bis auf die Wade reicht, lange, oben ſehr weite, nach der Hand zu ganz enge Aermel hat, und aus Tuch oder Baumwollenzeug gemacht wird; aus einem oder mehreren übereinander angezogenen leichten Unterkleidern, welche nur bis an die Kniekehlen reichen und bey Wohlhabenden von Damaſt ſind. Sie ſchließen eng an, werden auf der Bruſt mit kleinen Knöpfen zugehalten, und mit einer Leibbinde gegürtet. Ein kurzes Hemde, vorn ganz offen, kaum über die Hüften herabfallend wird nur von Reichen auf bloſem Leibe getragen; Beinkleider von Leinewand decken den Leib von den Hüften an, und Halbſtiefeln, worein jene reichen, die Füße. Der Arme hat rohe, lederne Beinkleider, und, ſtatt aller Bekleidung, einen Pelz auf bloſem Leibe, wovon er im Sommer die rauhe Seite auswärts, im Winter einwärts trägt. Der Winterpelz des Reichen, eben ſo zugeſchnitten, wie das Oberkleid, iſt theils von Lämmer- theils von edleren Fellen verfertigt. Der gelben Farbe wegen tragen Geiſtliche Fuchspelze. Bey Reiſen im Winter ſind noch Ueberpelze von den Fellen der Füllen, und grobe weite Ueberröcke und ſehr weite, lange Ueberhoſen bey den Kalmücken gebräuchlich.

Gelblich, röthlich, grau und blau ſind dabey die gewöhnlichſten Farben.

Auch die Weiber tragen weite Beinkleider: das Hemde, bey den Männern vorn offen, ſchließt bey jenen am Halſe, und iſt zugeknöpft. Auch iſt das Kleid der Weiber dem der Männer ähnlich, nur länger und mehr anpaſſend in allen Theilen, von leichterem Zeuge; zierlicher: darüber ziehen ſie ein Oberkleid ohne Kragen und Aermel, mit bunter Einfaſſung auf allen Rändern, hinten aufgeſchlitzt wie unſer Frack. Bey Vornehmen iſt die Ueberweſte von Gold- und Silberſtoff; im Winter wird ein langer koſtbarer Pelz, mit ſeidnem Ueberzug über die Schultern gelegt, ohne die Aermel anzuziehen. Auf Wanderungen bedecken ſich die Weiber mit einem langen Ueberrock, oder Pelz, wie die Männer, den ſie mit einem Gürtel feſt halten. Junge Mädchen gehen wie Männer gekleidet, nur in leichtere Zeuge. Nur der Haarputz unterſcheidet ſie von jungen Mannsperſonen.

Der Kopf der Kalmücken iſt geſchoren, bis auf eine runde Stelle hinter dem Scheitel, wo ſie die Haare wachſen laſſen, und in einen, auch zwey und drey Zöpfe flechten. Den Knaben wird von Kindheit an der Kopf geſchoren; das Haar der jungen Mädchen, welche ſchon im zwölften Jahre ihre Mannbarkeit beginnen, wird ſorgfältig gepflegt, vom Scheitel an abgetheilt, und davon hinten ein Hauptzopf geflochten, aus den Seitenhaaren aber werden ſo viele Zöpfchen gewunden, als nur möglich iſt. Bey der Verheirathung löst man alle dieſe Flechten, und macht dagegen aus allen Haaren nur zwey große dicke Zöpfe, (wozu oft noch fremde Haare kommen,) und läßt ſie, verwahrt in einer Scheide von ſchwarzem Zeug oder Taffent, vorn über die Schulter herabhängen. Ringe in beyden Ohren ſind Frauen, in einem den Mädchen zu tragen erlaubt. Frauen und Mädchen ſchminken ſich mit Weiß und Roth. Auch die

Frauen tragen Halbſtiefeln, von ihrer eignen Arbeit. Die rothe Farbe iſt ihnen bey dieſer Fußbekleidung die liebſte: gelb, bey ihnen eine heilige Farbe, wird nie dazu gewählt. Im Sommer werden die Füße mit Leinewand umwunden, im Winter mit Filzſocken verſehen. Die Füße hält der Kalmücke für das verächtlichſte am Menſchen, und duldet Stiefeln nirgends nahe; nicht einmal am Gitterwerk ſeiner Hütte mag er ſie hängen ſehen.

Männer und Weiber tragen Mützen: die gewöhnlichſte, die nur im Winter nicht getragen wird, beſteht aus einem ganz runden, mit Wolle ausgeſtopften, und mit feinen, krauſen, ſchwarzen Lämmerfellen überzogenen Kranz, der nur die Platte des Kopfes deckt, fünf Finger dick, mit einem gelben tuchenen Boden, mit einer rothen Quaſte geziert. Die Wintermütze, durchaus mit Pelz gefüttert, bedeckt den Kopf mehr und hat auf beyden Seiten Flügel, welche Ohren und Wangen ſchützen, und durch Bänder zurückgeſchlagen werden können. Vornehme Männer und Geiſtliche tragen im Sommer große, flache, runde Sonnenhüte, von Filz, oder Seiden- und Wollenzeug; die untere Seite iſt gewöhnlich roth, die obere gelb, und der Hut wird mit einem Band unter dem Kinn befeſtigt.

Das Haus der Kalmücken iſt eine runde Hütte mit einem trichterförmigen Dach, ein Zelt, das er ſchnell abbrechen und eben ſo leicht wieder aufſchlagen kann. Für ein wanderndes Hirtenvolk eine ſehr ſinnreiche Erfindung, ſtark und geſchickt den Stürmen zu widerſtehen, warm im Winter, geräumig, und durch die Dicke von weißem Filz, welche das Zelt ganz umhüllt, gegen Schnee und Regen völlig geſichert. Ich habe mich bemüht, meinen Leſern auf der Taf. V. No. 25. 26. 27. 30. einen recht ſinnlichen Begriff von den Beſtandtheilen und der Art, wie dieſe Hütte aufgeſchlagen wird, zu geben: eine genaue Beſchreibung wird ihnen um ſo ver-

ſtändlicher werden, wenn ſie jene Zeichnungen damit vergleichen.

Das Wohnhaus der Kalmücken, das die Ruſſen Kybitka, die Kalmücken Gärr nennen, beſteht aus einem Lattenwerk von vier, ſechs bis acht Stücken, deren jedes aus ohngefähr dreyßig Zoll dicken Weidenſtäben, einem Netze ähnlich, ſo zuſammen gefügt iſt, daß dieſe Stäbe auseinander gezogen werden können, und nun ein Gitter bilden; wenn man ſie aber zuſammen ſchiebt, ein Stock am andern hart anliegt. Wo ſich dieſe Stäbe durchkreuzen, ſind ſie durchbohrt, und werden von einem kurzen ledernen Riemen, der an jedem Ende einen Knochen hat, und ſcharf geſpannt iſt, zuſammen aber doch beweglich erhalten. Eiſerne Nägel oder Schrauben würden zu ſchnell roſten, und hölzerne würden in der Näſſe aufquillen und die Beweglichkeit des Gitters hemmen. Soll die Hütte aufgeſchlagen werden, ſo zieht man die Stäbe auseinander, und ſtellt die daraus gebildeten Gitter im Kreiſe umher; wo ſie ſich berühren, werden ſie durch wollene Gurte verbunden. Wo der Eingang ſeyn ſoll, wird ein hölzerner Rahmen mit zwey beweglichen Thüren eingeſetzt und mit dem Gitter verbunden. Nun wird auf andern längeren Weidenſtäben ein hölzerner Kranz, der aus einem ganzen und zwey halben aufwärts ſtehenden, ſich durchkreuzenden Ringen beſteht, empor gehoben, und ſo das Skelet des Daches gebildet, worin jener Ring die Stelle des Rauchfanges verſieht. Die untern Enden dieſer Stäbe ſtützt und befeſtigt man mit ledernen Schlingen auf den Gabeln des Gitterwerks, wie meine Leſer auf der Taf. VI. 31. ſehen können.

Das ganze Holzgerippe der Hütte iſt mit rother Farbe angeſtrichen. Steht es feſt da, ſo werden die Filzdecken übergelegt, welche an den Seitenwänden der Wärme wegen doppelt zu ſeyn pflegen. Oben bleibt eine Oeffnung an jenem Kranz, wodurch der Rauch zieht,

und durch ein umhergezogenes Seil, welches an den Thürrahmen feſt gebunden wird, erhält alles noch gröſſere Feſtigkeit. Die Seitenfilze ſind ſo angebracht, daß man ſie im Sommer aufheben und dadurch die Hütte lüften kann. Vor die Thüren wird ein durchnähter und bunt verzierter Vorhang gehängt. Bey Schnee und Regen kann man noch ein Stück Filz auf den Rauchkranz befeſtigen, ſo daß nichts durchfallen kann. Die Feurung im Winter beſteht meiſtens aus getrocknetem Kuhmiſt, weil die Steppen wenig Holz liefern. Die Ruheſtelle des Eigenthümers der Hütte iſt der Thüre gegenüber, hinter dem Feuerplatze, und ſeine Polſter, worauf er ſchläft, liegen gewöhnlich auf einem niedrigen hölzernen Geſtelle. Sie ſind ebenfalls von Filz verfertigt: reiche Leute haben Polſter und Kiſſen von Saffian, oder von feinem Tuch, mit Wolle oder Federn ausgeſtopft, auch wohl ſeidne Vorhänge am Bette und Filzteppiche auf dem Boden. Der Lagerſtelle des Herrn zu beyden Seiten ſtellt man die Kiſten und ledernen Säcke auf, worin die Kalmücken ihre Kleider und andres Eigenthum verwahren: der Reiche behängt ſie mit koſtbaren Teppichen. Wer einen Hausgötzen hat, ſtellt ihn zu oberſt an dieſe Lagerſtelle, und auf die dort angebrachten Kiſten werden täglich einige meſſingene Opferſchalen mit Waſſer, Milch und Eßwaaren für ihn aufgeſetzt.

Näher dem Eingang iſt zur Linken der Ehrenplatz und die Lagerſtätte für Gäſte, und für die noch unverheiratheten Söhne und Töchter: dort hängt auch das Waffengeräthe, und gleich bey dem Eingange liegt alles Reitzeug. In des Zeltes Mitte ſteht ein großer eiſerner Dreyfuß, unter welchem man beſtändig Feuer, oder doch Kohlen unterhält, und auf welchem in eiſernen, flachen Schalen gekocht wird. In den Hütten der Vornehmen, wo nicht gekocht wird, ſteht gewöhnlich ein Faß mit ſaurer Milch in der Mitte. Auſſer einigen von

den erſt erwähnten eiſernen Schalen beſteht das weitere Küchengeräthe aus hölzernen Schüſſeln und Fleiſchtrögen, hölzernen Schöpfkellen, Tellern, Trinkſchalen und Näpfchen. Große und kleine Milchſchläuche aus rohem Leder verfertigt, und vorzüglich ein großes Theefäßchen, wozu noch eine ſchmale hölzerne Theekanne von faſt cylindriſcher Form gehört, die mit kupfernen und ſilbernen Reifen geziert iſt, ſind weitere Erforderniſſe. Der Arme macht dieſe Kannen aus rohem geräucherten Leder, woraus er auch Flaſchen zu verfertigen weiß, die waſſerdicht ſind. Auch iſt ein eiſerner Löffel mit einem langen Stiel eine Erforderniß der kalmückiſchen Küche, um Milch oder Butter heiß zu machen, oder Milch-Branntwein aufzuwärmen.

Die Heerden ſind der Reichthum der Kalmücken, ſie beſtehen in Kameelen, Ochſen, Pferden, Schaafen. Mancher hat ſehr große Heerden; aber ſchon der wird für einen Mann gehalten, der für ſich beſtehen kann, wer zehn Kühe mit einem Stier und acht Stuten mit einem Hengſt beſitzt. Der Arme hat weniger, der ganz Arme gar keine, und mancher muß dienen, für andere arbeiten, oder ſich gar an Vornehmere als Sklave verkaufen.

Die Pferde ſind nicht groß, aber gut und dauerhaft: Kühe und Ochſen erreichen eine ſchöne Größe; die Schaafe ſind von der Art, welche große hängende Ohren und Fettſchwänze haben, deren Talg ſo weich, wie Butter iſt. Die Kameele der Kalmücken haben alle zwey Höcker: denn dieſe ſind eigentlich aſiatiſchen Stammes; da das einhöckerige Kameel in Afrika zu Hauſe iſt. Ziegen ſind wenige in der Heerde.

Ein ſo großer Reichthum an Vieh macht die wandernde Lebensart der Beſitzer nothwendig. Im Sommer geſchieht dieſe Wanderung wohl alle ſechs bis acht Tage; ſeltner im Winter.

Am Abend vor dem Aufbruch einer Horde, oder Ulus, in der Sprache des Landes, packt jeder ein, und bricht ſein Zelt größten Theils ſchon da ab, wenn die Witterung günſtig iſt. Die Gitterwände werden zuſammen geſchoben, die Stangen in große Bündel gebunden, die man an beyden Enden mit Filzkappen verwahrt, damit das Vieh auf der Wanderung ſich nicht daran verletze. An den Theilen, woraus eine große Hütte beſteht, haben zwey Kameele zu tragen, wohl mehrere, wenn ſie von der größten Art iſt: die kleinſte gibt Ladung für ein Kameel, oder für zwey Stiere. Mit Tagesanbruch wird das Vieh bey den Zelten zuſammengetrieben, die Weiber ſatteln die Pferde, und die ganze Familie hilft zum Bepacken der Laſtthiere. No. 36. 37. der Taf. VI. zeigt meinen Leſern zwey gepackte Kameele, wovon das eine mit dem Zeltgeräthe eines Vornehmen beladen, auch mit bunten Teppichen geziert iſt. Oft ſind dieſe noch mit Rollen und Glöckchen verſehen. Im Zuge werden die beladenen Kameele hinter einander in einer Koppel geführt, Stiere aber getrieben.

Weiber und Mädchen legen ihre beſten Kleider an und ſchminken ſich feſtlicher, als ſonſt, denn dieß ſind Tage, wo man ſieht und geſehen wird. Ihre Beſchäftigung iſt, mit den erwachſenern Knaben die Heerde zu leiten. Frohe Geſänge vertreiben ihnen dabey die Zeit. Alles iſt zu Pferd: kleine Kinder liegen oder ſitzen vor der Mutter auf ihrem Pferde, nur etwas größere ſtecken in tiefen Körben, welche an den Seiten der Kameele oder Stiere hängen: ſind ſie kaum ſtark genug, ſo wird ihnen ein eigenes Pferd geſattelt, und vornehmer Leute Kinder werden durch eine Art von Schirm, oder Himmel, der ſeidene Vorhänge hat, gegen Sonne und üble Witterung und durch gepolſterte Leiſten am Sattel gegen die Gefahr herunter zu fallen geſchützt. Die Mutter ſelbſt, oder eine Verwandtinn leitet den Zügel. Auf der Taf. VI.

36. iſt ein ſolcher kleiner Reiter abgebildet. Von den Männern ſind wenige, oder keine bey dem Zuge, ſie ſagen ihren Familien den Ort, wo ſie ſie erwarten ſollen, und beluſtigen ſich mit der Jagd vor dem Zuge her. Bey ſchlimmer Witterung bleiben auch ſie bey den Familien, um zum beſſern Durchkommen mitzuwirken.

Die Heerde liefert die vorzüglichſten Bedürfniſſe der Kalmücken: Milch, woraus Branntwein und verſchiedne Arten von Getränke bereitet werden, Käſe, Butter, Fleiſch, Häute zu Lederwerk, Pelze, Wolle, Haare zu Filzen, Polſtern, Stricke, Sehnen zum Nähen und für den Bogen, und durch den getrockneten Dünger auch Feurung in Gegenden, wo Holz fehlt. Der gemeine Kalmücke behilft ſich mit dem, was ſeine Heerde gibt, der Vornehme, dem ſchon eine gewiſſe Art von Luxus nicht mehr fremd iſt, wird von ruſſiſchen Kaufleuten, welche den Horden nachziehen, mit dergleichen Gegenſtänden, im Austauſch gegen Vieh, verſehen. Taback, Thee, ſeidne Stoffe u. dergl. Waaren gehören in dieſe Klaſſe.

Die gemeinſte Nahrung aller Kalmücken iſt Fleiſch, von allen Thieren der Heerde nicht allein, ſondern auch von Murmelthieren, Zieſelmäuſen, Bibern, Dachſen, Ottern, Luchſen, im Nothfall von Wölfen und Füchſen: nur der Hund und die Wieſelarten werden nicht zum Genuß beſtimmt. Wilde Schweine, wilde Pferde, Reh- und Hirſcharten und viele wilde Vögel von den größeren Gattungen; von allen dieſen Thieren iſt das Fleiſch den Kalmücken willkommen. Ungern nur ſchlachten ſie ſelbſt ein Stück ihrer Heerde, ſie eſſen das Fleiſch des gefallenen, wenn es nur keine böſe Seuche hat, und tödten das gefährlich erkrankte, verwundete, gelähmte. Ein geſundes Pferd zu ſchlachten, iſt ganz ungewöhnlich: untüchtige hingegen werden der Küche zugeſprochen. Der Arme verſchmäht ſelbſt wahres, ſtinkendes Aas und die Nachgeburt des Viehes nicht. Schaafe ſchlachten ſie von der

Heerde weg, und das Verfahren dabey iſt ganz eigen. Das Thier wird auf den Rücken geworfen, und erhält in der Herzgrube durch Haut und Zwergfell einen Schnitt der Länge nach; in dieſe Oeffnung fährt man ſchnell mit der Hand, und reißt das Herz von den Blutgefäßen los. Man ſammelt das Blut, und füllt die Gedärme damit.

Es iſt ein Mährchen, daß die Kalmücken das Fleiſch roh unter den Sattel der Pferde legen, und ſo genießen. Es wird gekocht, oder gebraten. Den Vorrath von Fleiſch, der aufbewahrt werden ſoll, ſchneiden ſie in ſchmale Riemen, und dörren dieſe an der Luft, oder bey kleinem Rauchfeuer. Gemeine Leute wenden die Magen der Kühe, Pferde, Kameele um, blaſen ſie auf, räuchern ſie, und machen Milchgefäße daraus. Allerley Wurzelwerk, das in den Steppen wild wächſt, dient auch zur Nahrung der Kalmücken. Beym Eſſen ſitzen ſie im Kreis auf der Erde um den Trog, oder die große Schüſſel her, mit untergeſchlagnen Beinen, jeder hat ein hölzernes Näpfchen vor ſich, und füllt Brocken und Brühe mit den Händen auf. Gabel und Löffel ſind nicht im Gebrauch. Zur Reinigung der Hände wird geſchabtes Weidenbaſt, oder zerriebenes Faulholz herum geboten. Vor und nach dem Eſſen wird getrunken.

Kein Küchen- und Hausgeſchirr wird je mit Waſſer gewaſchen, ein Geſetz verbietet dieß: man reinigt es mit trocknem Gras oder Filz: doch ſucht man ſo viel möglich zu verhindern, daß es kein Hund belecke.

Der Kalmücke kann einige Tage ohne Murren hungern, aber wenn er zum Gelage und Schmauß gerufen wird, iſt er, beſonders wo es nichts koſtet, ſehr unmäßig.

Kein Kalmücke trinkt friſche, oder ungekochte Kuh- oder Pferdemilch; er läßt ſie ſauer werden, oder kocht ſie doch vor dem Gebrauch. Waſſer liebt er gar nicht als Getränke, und der Arme gießt lieber die Hälfte Waſſer unter die Milch, um jenes nur nicht allein trinken zu

müſſen. Nach dem Melken wird die Milch gekocht, und abgekühlt in große lederne Gefäße gegoſſen, wo immer noch etwas Säure von früherem Vorrath übrig iſt, der den neuen Zuwachs ſogleich ſauer macht. Nie werden dieſe Milchſchläuche gereinigt; meine Leſer können aus dieſem Umſtand auf den Schlamm, und Käſe, und Geruch ſchließen, den ſie enthalten. Sie fehlen in keiner Hütte. Auf der Taf. V. ſtehen bey 27. im Vorgrund ſolch ſaubere Trinkgefäße. Sie brennen Branntwein vorzüglich aus Pferdemilch, womit ſie ſich gern berauſchen. Die Frauen verfertigen dieſen.

Zu den Arbeiten der Frauen gehört auſſer der Zubereitung von Speiſen und Getränken, auſſer der Hülfe bey dem Auf- und Abſchlagen der Hütten, und dem Aufſatteln der Pferde, Melken der Kühe, und Verfertigung aller Kleider, auch die Bereitung des Leders.

Als Zwirn zum Nähen werden die Sehnen von Pferden, Rindern u. ſ. w. gebraucht, man trocknet ſie, klopft ſie, und zerlegt ſie nun in Fäden, die ſo fein, wie Seide und viel ſtärker ſind. Bey der Bereitung der Felle iſt ſaure Milch bey den Kalmücken die Hauptſache: das öftere Beſtreichen mit derſelben macht ſie mürbe.

Auch ihre Filze zu Hütten, Bekleidungen, Teppichen u. ſ. w. verfertigen die Kalmücken ſelbſt. Der Handgriff dabey iſt ſehr ſeltſam; die Männer helfen auch dabey. Man breitet Wolle recht gleichförmig und locker auf einem alten Filz aus, der auf die Erde gelegt wird. Dieſe Wollenlage wird bey ſtarken Filzen einen Fuß hoch: ſollen bunte Verzierungen darein kommen, ſo legt oder ſtreut man bunte Wolle in der verlangten Figur oben darauf, und gießt ſiedendes Waſſer darüber. Sammt dem alten unterliegenden Filz wird nun die ganze Maſſe ſorgfältig in einer langen Rolle feſt aufgerollt, und mit Stricken umwunden. Hierauf ſetzen ſich viele Leute in zwey Reihen auf die Hacken einander gegenüber, und

werfen abwechſeld dieſe lange Rolle vom Knie auf den Boden, vom Boden zum Knie, bis nach einer Stunde mühſamer Bewegung die Wolle hinlänglich in einander gefilzt iſt.

Die Männer ſind bey den Kalmücken nicht ohne Beſchäftigung. Sie ſind es, welche die Heerde beſchützen, und ſtets gefaßt ſeyn müſſen, Angriffe abzuwehren, womit ſie von feindlichen Nachbarn bedroht werden. Sie bauen die Hütten, hohlen Brennholz, verfertigen Waffen und Reitzeug, ſchlachten, flechten aus Haaren Stricke, und treiben das Vieh. Sie ſind alſo keineswegs müßig.

Die Kalmücken ſind auch gute Schmiede: ſie verfertigen Meſſer, Waffenſpitzen, und alle zum Pferdezeug nothwendige Eiſenarbeit. Sie haben auch geſchickte Holzſchnitzer unter ſich. Die Kalmücken ſind leidenſchaftliche Jäger: ſie richten Falken und Adler zur Jagd ab, letztere beſonders, um Wölfe und wilde Ziegen zu bekämpfen. Den Wolf jagen ſie häufiger zu Pferde, und peutſchen ihn, wenn er eingeholt iſt, mit kurzen, dicken Peutſchen zu Tode.

Die Zeitverkürzungsſpiele der Kalmücken beſtehen im Ringen, Wettrennen und Schießen mit dem Bogen: oft auch werden Trinkgelage von mehrern Zeltnachbarn veranſtaltet, wozu jeder ſo viel Branntwein und Stutenmilch bringt, als er hat; alle dann im Kreiſe unter freyem Himmel nieder ſitzen und zechen, wobey von Mädchen Lieder geſungen werden. Die Trinkſchale geht in der Runde umher, und muß jedes Mal ausgeleert werden. Bey langen Winterabenden wird getanzt, geſungen und Muſik gemacht. Mädchen treten einzeln im Tanze auf, und bewegen ſich nach der Muſik, züchtig und ehrbar, faſt ohne aus der Stelle zu kommen, mit den Füßen den Takt anzeigend. Ueppiger ſind die Tänze der Jünglinge, welche ſie in Paaren aufführen. Meiſtens ſpielen Mädchen auf der Laute dazu, und zu den Geſängen.

Auch iſt das Schach- und Kartenſpiel bey erwach-

ſenen Kalmücken ſehr üblich, und wird mit Leidenſchaft getrieben: mancher verſpielt alles.

Unter den Kalmücken wüthen bisweilen harte anſteckende Krankheiten, Fieber, Kinderblattern: eigentliche Peſt iſt bey ihnen unbekannt. Ihre Aerzte taugen nichts, und in die Kur mehrerer Krankheiten miſcht ſich der Aberglaube, und der Geiſtliche beſchwört die böſen Geiſter, welche den Kranken quälen ſollen. Krätze und andre Hautausſchläge ſind unter ihnen ſehr häufig, und Augenentzündungen gar gemein.

In der Geburtsſtund ſtehen der Gebährerinn ihre weiblichen Verwandten bey: aber auch hier übt der elendeſte Aberglaube ſeine Rechte, und man verjagt den böſen Geiſt mit Knitteln und Schießen. Sieben Tage lang bleibt eine Wöchnerinn auf das längſte von aller Arbeit frey, und auf dem Lager, aber viele verlaſſen dieſes gleich nach der Geburt, rauchen Taback, und beſteigen oft ſchon am zweyten Tage beym Abzug der Horde rüſtig ihr Pferd, den Säugling im Arme, der in Pelzlappen eingewickelt iſt. Die Wiege der jungen Kinder iſt wie eine Schachtel geſtaltet, worin ein hölzerner Löffel mit einer Ablaufrinne angebracht iſt, auf welchem das Kind ſitzt und liegt, und ſo die Ausleerungen abfließen läßt. Taf. VI. 32. ſehen meine Leſer eine ſolche Wiege mit der dabey angebrachten Abflußröhre. Man kann ſich nichts Unreineres denken als dieſe Gewohnheit. Es gibt unter den Kalmücken Kinder, welche bis in das fünfte Jahr an der Mutter ſaugen.

Die Kalmücken ſind Anhänger des Delai-Lama, den die Einwohner von Tibet, wo er eigentlich zu Hauſe iſt, und alle mongoliſche Völkerſtämme nicht nur für ihr geiſtliches Oberhaupt, ſondern für den wirklichen Stellvertreter der Gottheit auf Erden anſehen, und göttlich verehren. Die Religion der Lamaiſten wird durch den abgeſchmackteſten Aberglauben entſtellt, und mehrere Prie-

ſter, welche ſich auch bey den Horden der Kalmücken aufhalten, verſchieden im Rang und in ihren Verrichtungen, ſuchen ihn bey dieſen Stämmen zu erhalten, und ſtets feſter zu gründen. Der Hauptgötze der Lamaiſten heißt Schigimuni, aber außer ihm verehren ſie noch viele untergeordnete Götzen, wovon ſie ſcheußliche Abbildungen in ihren Hütten, und beſonders in einer eignen großen Hütte, die als Tempel dient, aufſtellen.

Auch bey den Verlobungen und Hochzeiten haben die Kalmücken ganz eigne Gebräuche. Oft verloben Aeltern ihre Söhne mit den Töchtern vertrauter Freunde noch ehe jene geboren ſind. Sonſt aber wird ein Bekannter abgeſendet, der die Aeltern des Mädchens, welche jemand zur Frau wünſcht, erforſcht. Sind dieſe geneigt zu einer Verbindung, ſo verlangen ſie die Aeltern des künftigen Bräutigams zu ſprechen. Dieſe bereiten ein Gaſtmahl, und laden auch die Verwandten der Braut: nach dem Schmauße werden alle mit Pferden und anderem Vieh nach den Umſtänden beſchenkt. Man vergleicht ſich über die Ausſtattung beyder jungen Leute, und unter den Gaben, welche der Braut von ihren Aeltern zu Theil werden, darf beſonders die Filzhütte nie fehlen. Nach einigen Tagen ſendet der Jüngling einige geſchlachtete Schaafe, oder Pferde und Ochſen, nebſt einem Vorrath von Milchbranntwein und andern Geſchenken an die Aeltern der Braut, und verſäumt nicht, für dieſe, als Zeichen der Verlobung, eine Schaafkeule mit dem ganzen Fuß beyzulegen. Wird dieß angenommen, ſo iſt die Verlobung geſchloſſen. Man kommt zuſammen und verſchmaußt die Gaben.

Der Geiſtliche wird hierauf um den glücklichſten Tag zu der Hochzeit befragt; er forſcht in den Geſtirnen und verſpricht, durch Gebet und Zauberey ungünſtige Zeichen ſchadlos zu machen.

Am Hochzeittage überbringen der Braut Aeltern die

neue Filzhütte. Ihnen folgt bald die Braut zu Pferd, von ihren Freundinnen begleitet: zwey halten ihr zur Seite reitend, einen ſeidnen oder baumwollenen Schleyer ſo lang über ihren Kopf, und verhüllen ſie damit, bis die Hütte aufgeſchlagen, und dem Hausgeräthe ſeine Stelle angewieſen iſt. Bis das Gaſtmahl in der neuen Hütte beſorgt iſt, ſchmaußt der Bräutigam mit ſeinen Freunden in andern Hütten umher. Ein Gellong oder Prieſter räuchert die neue Wohnung unter Gebeten ein, und wenn die Stunde der Trauung kommt, wird das Paar von ihm eingeſegnet. Die Braut kniet dabey dem Bräutigam zur Linken, vor der Thüre der Hütte, wo ein Feuer brennt. Bey der Einſegnung hält das Paar eine Schaafskeule mit dem Fuß in den Händen, ſo daß die Braut ſolche am dickeren Theil des Beins, der Bräutigam an dem dünnern anfaßt. Der fleiſchige Theil ſteht in die Höhe. Man ſetzt eine Schüſſel voll Brühe, und eine andere voll Fleiſch von dem Schaafe, deſſen Keu'e jene halten, vor ſie. Zwey Jünglinge treten nun hinter ſie, und drücken beyden die Köpfe drey Mal zur Erde, mit den Worten: verehre die Sonne! verehre die Schaggai Keule! verehre die Butter! Der Gellong ſteht in der Hütte, und betet. Indeſſen lauern hinter dem Paar einige Freunde und Freundinnen, welche nun die Mützen von beyden ergreifen, und ſolche in die Hütte werfen. Weſſen Mütze zuerſt hinein fällt, hat Glück zu erwarten. Die jungen Leute ſtürmen ſogleich dem Wurf nach, und jedes ſuchet eine von den Mützen zu erhaſchen. Dadurch bezeigen ſie ihre recht innige Freundſchaft zu dem Paare. Man ſetzet dieſem die Mützen wieder auf, aber der Braut die Mütze des Bräutigams, und ihm die ihrige. In der Hütte eſſen ſie nun unter Segenswünſchen von jenen Schüſſeln, und der allgemeine Schmauß beginnt.

Junge Weiber ergreifen bald darauf die Braut und

entreiſſen ſie ihren Freundinnen, bey denen ſie ſich noch immer aufzuhalten ſucht. Es entſteht eine Art von Kampf; wobey aber doch die Weiber ſiegen müſſen. Der Braut werden nun die jungfräulichen Haarzöpfe aufgeflochten, und das ganze Haar wird in die beyden oben beſchriebenen Frauenzöpfe vereinigt, wodurch ſie nun in den Stand der Frauen tritt. Der Schmauß dauert bey Tanz und Geſang die Nacht hindurch fort, bis nichts mehr zu ſchmaußen, und zu trinken übrig iſt.

Bey der Uebergabe der Braut an ihren nunmehrigen Ehemann muß dieſe ſich gebehrden, und heulen, und ſich kaum durch Mutter und Verwandte und durch häufigen Genuß ſtarker Getränke tröſten laſſen.

Die Kalmücken leben faſt allgemein nur mit einer Frau, und ſelbſt die Fürſten pflegen nicht viele zu halten. Selten ſind Eheſcheidungen, obgleich erlaubt, und Eiferſucht iſt wohl nie die Urſache dazu, denn davon wiſſen die Kalmücken nichts. Bey der Trennung erhält die Frau, wenn ſie einen Sohn in der Ehe gebar, nichts oder wenig von ihrer Mitgift; hat ſie Töchter geboren, ſo nimmt ſie alles mit zurück: die Töchter bleiben dem Manne. Eine Wittwe, welche nur Töchter gebar, kann aus der Erbſchaft geſtoßen werden; hat ſie einen Sohn, ſo bleibt ihr die ganze Verlaſſenſchaft.

Am zweyten oder dritten Tage nach der Geburt wird das Kind vom Prieſter unter Gebeten in einem mit Milch und Waſſer gefüllten Gefäße drey Mal untergetaucht, und erhält vom Prieſter einen Namen; ein Schmauß begleitet dieſe Art von Taufe. Sobald ein Kind laufen kann, bringt es die Mutter zum nächſten Prieſter, der es abermals einſegnet, ihm von ſeinen Haaren eine Locke abſchneidet, und ein geweihtes Band um den Hals hängt, welches ihm, ſo lange es lebt, bleiben muß. An dieſem Bande hängt ein Amulet gegen böſe Geiſter.

Auf die Verſtorbenen wenden die Kalmücken in der Regel wenige Sorge. Die gemeinſte Beſtattungsart iſt, den Leichnam in der offnen Steppe auf die Erde hin zu legen, bald bekleidet, bald nackend, bisweilen auch mit einer ſchlechten Filzhütte bedeckt, aber ganz ohne Schutz gegen die Anfälle der Raubthiere. Der Geiſtliche beſtimmt, wie der Leichnam hingelegt werden ſoll. Es werden allerley aus Thon oder Teig verfertigte Figuren aufgeſtellt. Die Leiche wird nicht von der Stelle hinweg getragen, ſondern bleibt liegen; dagegen aber bricht der Theil des Lagers auf, der ihr zunächſt iſt, und zieht noch am nämlichen Abend auf eine andere Stelle.

Andere Beſtattungsarten der Kalmücken ſind, die Leiche im Waſſer, oder unter Steinen, oder unter der Erde, oder im Gebüſche beyzuſetzen, oder auch ſie zu verbrennen. Der Prieſter beſtimmt dieſe Art, und ſein Befehl wird eben nicht ſtreng vollzogen. Die Leiche unter Steinen beſtatten heißt alsdann ein paar Steinchen darauf legen: einige Schaufeln Erde darüber werfen, heißt ſie begraben; etwas Gras oder Geſträuch darüber anzünden, heißt ſie verbrennen, und ſie ein wenig mit Waſſer übergießen, wird dafür angeſehen, als wäre ſie im Waſſer beygeſetzt.

Unter ſehr vielen abergläubiſchen Ceremonien werden für vornehme Verſtorbene Seelenmeßen geleſen: es wird bey dem Todten ein Altar errichtet, und um ihn her werden mehrere Gebetfahnen in die Erde geſteckt. Kein Volk des Erdbodens iſt vielleicht abergläubiſcher, als die Kalmücken, und keines wird willkührlicher von den Prieſtern ſeiner Götzen geleitet, wie dieſes.

Zur Erklärung der beyden Tafeln V. VI. werden noch einige Worte nöthig ſeyn, womit ich dieſe Schilderung ſchließen will.

Taf. V. 25. gibt, wie ich ſchon weiter oben ſagte, die Art genau an, wie das Gitter- und Stangenwerk

an den Hütten aufgeſchlagen wird. Im Vorgrunde ſind Bündel von Dachſtäben mit den Filzkappen an beyden Enden; der eiſerne Fuß, worunter Feuer angemacht wird, und der den Töpfen zur Stütze dient; Kiſten, Milchſchläuche, mit ihren Rührſtöcken, Flaſchen und anderes Gepäcke zu ſehen. 26. zeigt einen Kalmücken, der ſeine Hütte zu bedecken anfängt; 27. einige fertige Hütten von hinten. Auf der nämlichen Tafel 30. ſehen meine Leſer die fertige Hütte von der Vorderſeite, und zwar ſo, wie im Sommer die Wände aufgeſchlagen werden, um Luft durchzulaſſen, und Kühlung zu bewirken. Sie werden die Teppiche an den Thüren nicht überſehen. Vor dem Eingang ſind gewöhnlich einige Füllen und Säugkälber feſt gebunden, weil die Stuten und Kühe der Kalmücken zur Melkzeit dahin getrieben werden, und ſich nicht melken laſſen, wenn nicht ein Junges nahe ſteht. 29. ſtellt einen jungen Kalmücken vor, der auf die Art gekleidet iſt, wie es dort junge Leute bey der Heerde im Sommer häufig zu ſeyn pflegen. Taf. VI. ſchildert das Innre einer Filzhütte: der Putz der Frauen, welche zu den Wohlhabenden zu gehören ſcheinen, fällt in die Augen: in der linken hält ſie den Roſenkranz, der keiner Kalmückin fehlen darf. Zwiſchen den beyden Frauen erſcheint im Hintergrunde das Bett, welches aus Polſtern beſteht. An der Wiege, oder Kinderbettſtelle, 32. darf auſſer der Abflußröhre vorn, auch der hölzerne Bogen an der Rückenwand nicht überſehen werden, welcher dazu dient, das ſchlafende Kind im Sommer durch Ueberbreiten eines Stückes Zeug vor den Angriffen der Fliegen zu ſchützen. Mehrere Schnüre und Spielereyen hängen an jenem Bogen, dem Kinde zum erſten Zeitvertreib, zur erſten Aushülfe, wenn es ſich aufrichten will. Vielleicht ſind auch Amulette darunter, zur vermeintlichen Abtreibung böſer Geiſter. In dem Wanderzuge der Kalmücken ſehen meine Leſer den

gerüſteten Kalmücken: an ſeiner Seite eine geſchmückte Taſche, worin er den Bogen trägt, auf dem Rücken der Köcher mit Pfeilen. Aber ganz gerüſtet iſt dieſer kriegeriſche Hirt hier nicht, denn dazu gehört bey den Kalmücken ein Helm von Metall, eine ſchuppenartige Bewaffnung der äuſſern Armtheile, und vorzüglich ein Panzerhemde, das aus feinen Ketten, die in einander greifen, verfertigt iſt. Dieß ſind aber Vorzüge der Vornehmen und Reichen, ſo wie der Beſitz mehrerer Kameele, ihrer ſchön gewirkten Teppiche, und der Schirmſättel für Knaben, mit ſeidnen Vorhängen, 38. auch nur jenen eigen iſt. 39. 40. ſtellt die Jagd der wilden Pferde vor, welche in den weiten Steppen der Kalmuckey oft in großen Schaaren angetroffen werden. Häufig rührt der Urſprung dieſer freyen Roſſe davon her, daß ſich gezähmte, frey weidende Pferde, beſonders im Winter, bey heftigen Stürmen und Schneeſchauern, von der Heerde verlieren. Bisweilen treibt der Wind dürren Schilf und trocknes Gras zu Haufen, Schnee und Froſt vereinigen ſolches in ganze Ballen, und dieſe, auf der Steppe umhergetrieben, erſchrecken die Pferde, rollen ihnen auf ihrer Flucht nach, und machen ſie ſo ſcheu, daß ſie ſich ſehr weit verlaufen, und verwildern. Man hohlt ſie mit raſchen gezähmten Pferden ein, und wirft ihnen lederne Schlingen über den Kopf.

Taf. VII.

Neger=Wohnung in Sene=Gambien.

Taf. VII. Fig. 41. 42.

Zwiſchen dem Senegal und Gambia in Afrika, bewohnen unter dem heißen Erdgürtel mehrere Neger=Völkerſchaften ein weit ausgedehntes Land, von faſt drey hundert Meilen Flächeninhalts, das der großen Wüſte Sahara ſüdlich, Ober=Guinea nördlich, dem Reiche Sudan weſtlich liegt, und deſſen weſtliche Grenze das große Weltmeer bildet. Zwar durch Namen und Bildung der Geſichtszüge von einander unterſchieden, haben dieſe ſchwarzen Völker doch in ihrer Lebensart, Verfaſſung und in den meiſten ihrer Hausgeräthe ſehr vieles mit einander gemein.

Man bezeichnet dieſe afrikaniſchen Völker mit den Namen der Mandingos, Jalofs, Fulas, Felups, Pappels, Serrenen, Saracoletten und Suber. Die meiſten hängen an der Lehre Muhameds, einige Völker ſind Götzendiener, und opfern größern und kleineren Hausgöttern, die Fetiſche heißen. Schwarz iſt die Farbe der Haut dieſer Völker, aber doch ſehr verſchieden, dunkler, glänzender bey dem einen, als bey dem andern; bey den Fulas bis in dunkelbraun abgeſtuft. Eben ſo großer Unterſchied zeigt ſich in der Bildung der Geſichtszüge; denn bey einigen iſt das, was man Negerbildung nennt, gänzlich verſchwunden, und hat ſich veredelt, daß Züge von Schönheit, ſelbſt nach den Begriffen der Europäer, vorhanden ſind.

Die allgemeine Kleidung der Senegambia-Einwohner iſt ſehr einfach: ſie beſteht in einem Stück Zeug, das ſie theils ſelbſt weben, theils von den Europäern erhandeln, welches um die Hüfte geſchlagen wird, und den Leib bis gegen die Knie deckt. Weiber lieben auch in dieſem Lande Putz, goldne und ſilberne Ringe, Gehänge von Glas, Korallen u. dgl.; Arme, Füße, Hals, Bruſt und Haar werden damit geſchmückt, und weibiſche Männer ahmen dieſe Putzliebe nach. Die übrigen Theile des Körpers ſind nackend, bey den Männern wenigſtens; denn die Weiber werfen gewöhnlich auch ein ähnliches Zeug um die Schultern, zur Bedeckung der Bruſt. Dieſe Stücke Zeug heißen mit dem allgemeinen Namen Pagne.

Sie bauen ſich niedliche Hütten, den Bienenſtöcken nicht unähnlich, rund, zwölf Fuß hoch und fünfzehn ungefähr im Durchmeſſer haltend. Wohlgewählte Pfähle werden in gleicher Entfernung von einander in die Erde geſchlagen, und durch Querbalken verbunden und geſichert: ſie dienen den Sparren, welche das rundliche Dach bilden, zur Stütze. Als Fenſter und Hauseingang bleibt eine einzige niedrige, oben abgerundete Oeffnung: die Zwiſchenräume der Pfähle werden mit Rohr oft recht zierlich ausgeflochten, und das Dach wird mit Schilfblättern ſo zart und zugleich dicht belegt, daß kein Regen durch kann, und (bey einer neuen Hütte wenigſtens,) der Begriff von Reinlichkeit und Sorgfalt nicht fehlt. Der Boden iſt ſehr feſt geſtampft, und bisweilen mit einer Kalklage übergoſſen. Aber bald verſchwindet der Wohnung freundliches Anſehen: denn da beſtändig Feuer darin unterhalten zu werden pflegt, ſo wird bald alles, ſowohl innen als auſſen ſo ſehr von Rauch beſudelt und überzogen, daß nichts mehr von jenem erſten reinlichen Anſehen übrig bleiben kann. Bey der entſetzlichen Hitze, die in Sene-Gambien herrſcht, und die ſo ſtark iſt,

daß man von neun Uhr des Morgens bis nach drey Uhr des Nachmittags nicht im Freyen aushalten kann, werden doch die Nächte ſo kalt, daß ohne Feuer die Geſundheit unfehlbar leiden müßte.

Jedes Haus iſt von einer Umzäunung umſchloſſen, die aus Rohr verfertigt und geflochten wird. Mehrere Wohnungen eines Beſitzers umgibt ein ſolcher Zaun, und trennt jene von den übrigen Hauseignern, und ein ganzes Dorf, oder eine Stadt hat eine ähnliche ſtärkere Einfaſſung. Das Hausgeräthe iſt höchſt einfach, und beſchränkt ſich auf einige Kalebaſſen-Schalen, einige irdene Töpfe, einige größere Waſſergefäße von Holz und eine Kiſte, worin Koſtbarkeiten verwahrt werden. An Tiſche, Stühle, Betten denkt keiner. Eben ſo wenig bedarf es großer Vorſorge für Nahrung, denn die Natur iſt in Sene-Gambien überaus reich, und in jeder Hinſicht verſchwenderiſch in ihren Gaben. Am Meere dehnen ſich weite Ebnen aus, landeinwärts, wo Hügel und Berge beginnen. Zwar ſind jene Ebnen häufig ſandigen Wüſten ähnlich, den brennenden Strahlen der Sonne offen, aber dennoch gedeihen auch hier Grasarten reichlich und ganze Waldungen von ſchönen Bäumen. Hat man an einer Stelle das Gras abgebrannt, in der folgenden Nacht ſchießt es ſchon wieder hoch genug für den Genuß des Wildes auf. Jede Pflanze wird größer als in andern Ländern, und die Anzahl derſelben iſt außerordentlich groß.

Für den Genuß der Einwohner wächſt indianiſche Hirſe, von der großen und kleineren Gattung, Manioc und Mais: Batatten, Erbſen, Bohnen, Kürbiſſe, Melonen, Gurgen, Ignamen, Ananas, Orſeille, Ingwer, Pfeffer, Piſang, Zuckerrohr: für andre Bedürfniſſe: Aloe, Caſſia, Baumwolle, Henna, Indigo. Weitere Nahrung geben Dattel- und Pflaumen-Palmen, Kokosnüſſe, Fächerpalmen, Butter-Bäume, Feigen-Granaten-

Citronen⸗Pomeranzen⸗Bäume. Tamarinden, Mangle⸗Kolanuß⸗Akajou⸗Gummi⸗Seifen⸗Bäume, Kalebaſſen, Akazien der verſchiedenſten Arten, wachſen bey mancherley wilden Frucht⸗und Wald⸗Bäumen, die vortreffliches Holz, Harze und Färbeſtoff liefern. Zahllos iſt die Menge der mannichfaltigſten Thiere, wovon die meiſten den Einwohnern des Landes theils als Heerden Vieh, theils als Gegenſtände der Jagd nützen. Die ſchönſten Pferde der Welt ſind dort einheimiſch und gezähmt; auch der Eſel iſt dort weit ſchöner, als in Europa. Heerden von Kameelen, Kühen, Schaafen, Ziegen und Schweinen ſind im Beſitz der Bewohner des Landes, und haben das ganze Jahr hindurch reiche Weide; denn der Boden iſt ſtets grün, und das alte Laub fällt nicht eher von den Bäumen, bis das junge es hinweg ſchiebt.

Die Raubthiere von der größten Gattung, Löwen, Panther, Hyänen, Tigerkatzen, Luchſe werden in den abgelegneren Gegenden angetroffen: man findet Elephanten, Giraffen, Flußpferde, wilde Schweine, Zibethkatzen, Büffel, Hirſche, Antelopen, Gazellen, Moſchusthiere, Haſen, Wieſel, Eichhörnchen, Igel, Springhaſen und Fledermäuſe von der Größe einer Taube. Affen gibt es in großer Anzahl und Verſchiedenheit. Adler, Geier, Strauße, Pfauen, Kalekutten, Papageyen, wilde und zahme Enten⸗und Hünerarten, Wald⸗und Waſſervögel ſind dort einheimiſch, und vermehren die Nahrungsquellen der Bewohner. Die See, ſo wie die Flüſſe ſind an Fiſchen reich, auch Krokodille und andre große Eidexen ſind dort nicht fremd, es gibt wohlſchmeckende Schildkröten, Auſtern u. ſ. w., freylich auch gefährliche Schlangen, und beſonders eine zahlloſe Menge von Inſekten, deren Stich die Menſchen quält.

Der Bau des Landes zur Ausſaat iſt äußerſt leicht: mit einer kleinen, ſchwachen Hacke wird der Boden kaum aufgeritzt, der Saame eingeworfen, und nach

zwey Monaten iſt die Ernte faſt reif: und dennoch iſt das Land bey weitem nicht ſo angebaut, als es ſollte; denn die Bewohner ſind träge und voll Leichtſinn, welcher des Reichthums der ihn umgebenden Natur gewiß, wenig an den morgenden Tag denkt, und nur dem heutigen lebt. Schon frühere Reiſende beſchreiben das Schauſpiel der Bearbeitung eines Feldes bey dieſen Negervölkern als etwas ſehr eignes, geſchickt den Europäer zum Lachen zu bringen. Der vornehme Eigenthümer bietet ſeine Dienſtleute zur Beſtellung ſeines Ackers auf. Die Arbeiter ſind völlig nackend, jener hält eine kleine, ſchwache Hacke in der Hand. Der Gutsherr, wie am Tage einer Schlacht mit Lanze und Schwerd verſehen, ſteht an ihrer Spitze: ſeine Gauckler umgeben ihn mit muſikaliſchen Inſtrumenten. Dieſe ſingen aus vollem Halſe zum Ton der Trommeln. Mit lauter Stimme ermuntert zugleich der Gutsherr ſeine Leute zum Fleiß, und dieſe gebehrden ſich, als wäre ihr Tagewerk das allerſchwerſte, ob ſie gleich in dem leichten ſandigen Boden kaum das Unkraut an der Wurzel aufrütteln, und, wenn es hinweggeworfen iſt, den Saamen einſtreuen. Ihre äußerſt überſpannten Bewegungen folgen dem Vortrag der Gaukler, und verſtärken oder mindern ſich, je nachdem dieſe ſingen oder ſpielen.

Die Zubereitung der Speiſen iſt ganz einfach in Sene-Gambien, und bey allem Reichthum des Pflanzen- und Thierreiches gar nicht mannigfaltig. In irdenen, oder kupfernen Töpfen wird Hirſe, wenn ſie vorher enthülſet, zerrieben, geſiebt und mit Waſſer zu einem Teig geknetet iſt, zu einem dicken Brey, oder Kuskus gekocht, und mit Brühe aufgetragen und gegeſſen: aus Mais, oder Welſchkorn bereitet man eine ſteife Grütze; einige Kräutergattungen werden wie bey uns der Kohl gekocht; Piſang und andere feine Baumfrüchte geröſtet, auch friſch genoſſen. Mit dem Fleiſche

nehmen es die Sene-Gambier nicht ſehr genau; wenn es auch in Fäulniß überzugehen anfängt, wird deſſen Genuß dennoch nicht verſchmäht. Faules Elephanten-Fleiſch, Krokodille, deren Fleiſch häßlich nach Biſam riecht, Affen, Hunde, Katzen, Ratten ſind feine Biſſen für dieſe Schwarzen. Sie kennen keine größeren Leckerbiſſen, als Häringe in Palmenöhl gebraten und mit einer Brühe übergoſſen, die ſo ſehr verpfeffert iſt, daß der Europäer den Gaumen zu verbrennen glaubt, wenn er davon genießt. Dieſe Neger eſſen ſehr haſtig und greifen alle Speiſen mit der Hand. Der Mund wird weit aufgeſperrt, und ſo der Biſſen gleichſam hinein geworfen. Nach der Mahlzeit wäſcht jeder die rechte Hand. Waſſer iſt das allgemeinſte Getränk dieſer Völker, aber ſie ziehen Palmwein, und, wenn ihnen dieſer fehlt, eine Art Bier, welches ſie Pitot nennen, und aus Mais bereiten, jenem natürlichſten aller Getränke vor. Viele miſchen Syrup zum Waſſer. Aber ganz in Wonne verloren iſt der Neger, wenn ihm ein volles Glas Branntwein dargeboten wird: ſein ganzer Leichtſinn erwacht, nichts iſt ihm heilig, nichts theuer, gegen den Beſitz dieſes Getränkes, das ſchlimmſte Geſchenk der Europäer. Es iſt unglaublich, wie es den armen Schwarzen lockt, anzieht, quält, feſt hält: der Wunſch nach ſeinem Beſitz wird wirklich zu einer Art von Wuth, und zerreißt die zarteſten Bande des häuslichen Lebens.

Der Neger in Sene-Gambien, darf viele Weiber haben; ſie ſind ihm ſklaviſch unterthan und bedienen ihn, wenn er ſpeißt. Erſt nach ihm eſſen jene, nie mit ihm. Mann, Weib, Kind, alles raucht Taback, ohne Schaden für die Zähne, welche ſie ſehr fleißig reinigen und poliren. Wer ſeinen Gaſt mit Rindfleiſch bewirthet und ehren will, muß ihm das Stück vorlegen, woran der Schwanz iſt: bey öffentlichen Gaſtmalen hat der König Anſpruch auf dieſes Ehrenſtück.

Nichts iſt einfacher, als die Verlobungs- und Heiraths-Feyerlichkeit bey dieſen Negerſtämmen. Vater oder Mutter, oder die nächſten Verwandten begehren ein Mädchen, um welches jemand freyt, von ihren Aeltern. Die Sache hat ſelten einigen Anſtand, und ſo bald man über die Geſchenke, an Vieh, oder Kleidern einig iſt, welche der Braut Aeltern bekommen ſollen, und ſobald dieſe übergeben ſind, wird das Mädchen in die Hütte des Bräutigams geführt. Er gibt ihr die Hand, und heißt ſie augenblicklich, Waſſer, Holz und andere Gegenſtände der neuen Wirthſchaft hohlen. Sie gehorcht ſtillſchweigend; ſetzt bald darauf dem ſtrengen Gebieter ein Mahl vor, bedient ihn, und ſpeißt, wenn er ſatt iſt. Gehorchen iſt das Einzige, was die Töchter in jenem Lande ſehr früh lernen und ſehr früh ausüben, da ſie äußerſt jung heirathen.

Der Mann wiederholt ihr ſeine Herrenrechte ſo oft und ſo nachdrücklich, daß ſie ſolche nie vergißt. Unter den Weibern eines Negers findet eine Art von Rang Statt; die zuerſt gewählte, beſonders wenn ſie Mutter eines Knaben iſt, ſteht über den andern und weiß im Hauſe zu gelten. Stammt ſie von königlichem Geſchlecht, ſo muß oft der Hauseigner und Herr ſelbſt ihren Winken folgen. Aber alle Weiber dieſer Schwarzen müſſen arbeiten. Außer der Zubereitung des Reißes, der Hirſe, des Mais, damit er gekocht und geſpeißt werden könne, außer der Zubereitung der Fleiſchſpeiſen und Fiſche, ſpinnen ſie Baumwolle, weben Zeuge, färben ſolche, verfertigen Kleider, bauen Taback und Getraide, halten die Hütten rein, beſorgen das Vieh, tragen Waſſer, Holz, und ſitzen, oder ſtehen, wenn der Eheherr ſeines trägen Leibes in Ruhe pflegt, oder mit ſeinen Genoſſen ſchwatzt und zecht, hinter ihm, um ihn durch Wehen mit Federbündeln zu kühlen und vor den Mückenſtichen zu bewahren. Aus ihren Händen fordert er Taback und Pfeiſe.

Meine Leſerinnen werden das Loos dieſer Frauen nicht beneiden: Geſetz und Gewohnheit erleichtern es; ſie werden häufig, und der vielen Arbeit und Anſtrengung ungeachtet ſehr leicht und ohne große Beſchwerde Mütter, binden den Säugling, zehn bis zwölf Tage nach der Geburt ſich auf den Rücken, und ſchleppen ihn ſo bey allen Tagesverrichtungen mit ſich umher. Bis das Kind laufen kann, wird es mit wahrer Mutterliebe gehegt und gewartet, nachher beſchränkt ſich die Sorge der Mutter nur auf ſeine Nahrung; im Uebrigen läßt ſie es machen, was es will, ohne an Bildung zu denken. Das Kind wächſt zwanglos auf, hat Bewegung, und beſchäftigt ſich mit allem, was den Körper ſtärkt und gelenk macht. So vernachläſſigt in der Erziehung, bleiben die Folgen nicht aus, und ein Geſchlecht vergeht um das andre verſunken in Trägheit und Arbeitsſcheue, die bis ins Unglaubliche geht. Nie wird auch die höchſte Noth den Neger anreizen, mehr Land zu beſtellen, als er zur Befriedigung des erſten Bedürfniſſes braucht, und ohne jene außerordentliche Fruchtbarkeit des Bodens würde Hunger die faulen Bewohner aufreiben. Geſang und Tanz, oft ganze Nächte durch in der üppigſten Ausartung fortgeſetzt, in Verbindung mit dem europäiſchen Feuertranke ſind ihre ſüßeſten Freuden.

Dieſe ſchwarzen Menſchen ſind übrigens durchaus nicht ohne Scharfſinn, viele faſſen alles leicht, ſind liſtig und thätig, wo es auf Gewinn europäiſcher Handelswaaren ankommt, und bey geringerem Hang zum Müßigſeyn würden viele unter ihnen geſchickte Profeſſioniſten und Handwerker werden können. Ihre Weberey fürs Haus würde, da ſie ſehr gut iſt, bald die Einfuhr unſerer Zeuge überflüßig machen; ihre Schmide ſind geübt genug, mit dem Hammer auf einerley Ambos alles das, freylich auf ihre Art, zu verfertigen, wozu man jene Werkzeuge braucht. Dazu iſt weder

Schmiede, noch Eſſe nöthig, vor der Hütte wird der ganz kleine Ambos hingeſetzt, Feuer angemacht, und mit einigen Hämmern, einer Zange und Feile, Gold, Silber, Eiſen, bearbeitet, ohne ſich anzuſtrengen. Eine Bockshaut bildet den Blaſebalg. Man muß dieſe Leute arbeiten ſehen, um ſich von ihrer Trägheit einen Begriff machen zu können. Stets ſind drey bey der Schmiedearbeit beſchäftigt; ſie ſitzen alle drey auf platter Erde, rauchen Taback und plaudern, und, da der kleine Ambos nirgends Feſtigkeit hat, und nach den erſten Hammerſchlägen ſich zu tief in den Boden eindrückt, ſo müſſen ſie den größten Theil der Zeit dazu verwenden, ihn wieder aufzurichten. Auch ſind die Hammerſchläge ſo ſchwach, daß man ſie kaum für wirkſam genug halten ſollte. Und dennoch verfertigen dieſe Schmide, nach langer Mühe, recht hübſche zarte Verzierungen von Gold und Silber, die man ſelbſt in Europa nicht ſchlecht finden würde. Aus Eiſen ſchmieden ſie Meſſer, Aexte und andere zur Haus- und Feldarbeit nöthige Werkzeuge.

Wenn ein Neger in Sene-Gambien ſtirbt, ſo erheben die Weiber in ſeiner Hütte und im ganzen Dorf ein entſetzliches Klaggeſchrey, und zerkratzen ſich das Geſicht und die Bruſt. Nach vier und zwanzig Stunden wird der Todte zur Erde beſtattet, und alsdann erſt hat das Geſchrey ein Ende. Während die Verwandten ein Trauermahl bereiten und Brantwein anſchaffen, tragen fremde Leute den Leichnam hinweg. Gaukler und Trommelſchläger ſind die erſten bey dem Leichenzug; dann kommen mehrere Männer mit Waffen; ihnen folgen, umgeben von Prieſtern, zwey Männer, welche den Leichnam tragen: Weiber ſchließen den Zug, welche ihr Klaggeheul erneuern und Geſicht und Buſen durch Kratzen entſtellen. Man gräbt eine Grube, legt die Leiche hinein und bedeckt ſie mit Erde und Steinen. Der Marabu ſetzt einige Töpfe mit

Waſſer und Hirſebrey dazu, und hängt die Waffen des Verſtorbnen bey dem Grabe auf. Die Trauer hat damit ein Ende, die Klage geht in Freude über, es wird getanzt, gezecht, uud alles iſt guter Dinge. Die Trauerzeit iſt nicht bey allen gleich: bey einigen Völkern jenes Erdſtrichs dauert ſie acht Tage, und bei Fürſten wohl ein Jahr. In dieſem Fall wird die Leiche über Kohlen gedörrt, um ſie vor Verweſung zu bewahren. Da dieſe ſchwarzen Völker ſehr abergläubiſch ſind, ſo wird der Tod eines Vornehmen oft Veranlaſſung, einen geringeren, oder einen, den man haßt, aufzuopfern. Der Prieſter urtheilt, jener ſey durch Zauberey oder Gift getödtet worden, und läßt einen aus dem Volke als dieſes Verbrechens verdächtig ergreifen. Man bindet ihn an einen Baum, und läßt ihn an ein glühendes Eiſen lecken. Wird die Zunge verbrannt, ſo iſt er ſchuldig, und wird entweder grauſam erwürgt, oder mit den Seinigen als Sklave verkauft: brennt das Eiſen nicht, ſo iſt er frey. Andere müſſen vergiftetes Waſſer trinken, und werden losgeſprochen, wenn das Gift nicht wirkt, aber augenblicklich von dem Volk in Stücke zerriſſen, wenn ſich Wirkungen des Giftes zeigen.

Als Gedächtnißmal wird die Stelle, wo der Leichnam liegt, bisweilen mit einem in die Erde eingeſteckten Elephantenzahn bezeichnet.

Gebräuche und Sitten der Einwohner von der Inſel A=Namoka, oder Rotterdam.

Taf. VII. Fig. 43—44.

A=Namoka oder Rotterdam liegt unter dem 20 Gr. 17 M. ſüdlicher Breite, und unter dem 174 Gr. 32 M. weſtlicher Länge, eine Inſel von funfzehn Meilen im Umkreiſe, aber ſehr wohl bevölkert und auſſerordentlich fruchtbar. Den Boden der Inſel bildet ein Korallenfelſen, der mit einer Lage von ſehr fetter Erde überdeckt iſt, welche den Vegetabilien beſondre Größe und Schönheit gibt. Sie hat Ueberfluß an gutem Trinkwaſſer, und gewährt durch die Mannichfaltigkeit der ſchönen Bäume, welche hier theils wild wachſen, theils von den Einwohnern gepflegt werden, dem Auge eben ſo vielen Genuß durch ſchöne Anſichten als die Früchte derſelben dem Gaumen erfreulich ſind.

Die ganze Inſel hat das Anſehen eines köſtlichen Gartens, ſo ſorgfältig ſind die Felder abgetheilt, und eingefaßt, und ſo ſchön ſtehen die Pflanzungen von Bäumen, deren Früchte einen großen Theil der Nahrung für die Inſulaner ausmachen. Der Brodbaum iſt mit mehreren Palmenarten auch hier einheimiſch, und Pompelmuße und Yamswurzeln gerathen in außerordentlicher Schönheit und Menge.

Die Einwohner ſind von mittlerer Größe, ſehr wohl proportionirt, fleiſchig, ohne ſchwerfällig zu ſeyn, und von kaſtanienbrauner Farbe. Sie verunſtalten ihr Geſicht durch tätoiren, und pudern ihr Haar, das beſchnitten iſt, und wie ein Kranz den Kopf umgibt. Die Mannsperſonen gehen faſt nackend, denn nur ein ganz ſchmaler Streifen Zeug umgibt ihre Lenden, an den Hüften befeſtigt. Weiber und Mädchen aber, auch ſelbſt einige Männer ſchlagen ein größeres Stück Zeug, aus Baumrinde verfertigt und gefärbt, einige Mal um ſich, ſo daß auch faſt die Beine damit gedeckt werden.

Von der allerſeltſamſten Art ſind die Häuſer auf der Inſel, ganz einzig und verſchieden von dem Baugeſchmack aller andern, nah und fern. Sie haben eine Länge von dreyßig Fuß, bey ohngefähr acht Fuß Breite und neun Fuß Höhe. Die Wände ſind aus Rohr geflochten, aber nicht ſenkrecht, ſondern gegen unten enger, gegen den Boden zuſammen laufend, wie man Körbe für Damen ſieht. Das mit Moos und Stroh gedeckte Dach ragt unterhalb über die Seitenwände hervor, und ſtößt oberhalb ſchräg zuſammen, ſo daß der Durchſchnitt eines ſolchen Hauſes die Geſtalt eines Fünfecks hat. In einer von den langen Seitenwänden iſt eine viereckige Oeffnung, etwa zwey Fuß groß, welche die Stelle des Fenſters und der Hausthüre vertritt. Jedes Haus dient zugleich zur Vorrathskammer, denn in jedem werden die Yamswurzeln, (der Bewohner häufigſte Nahrung) auf den Fußboden hingeſchüttet, ohne von der Unbequemlichkeit, welche dieſe Gewohnheit für die Hausbewohner hat, abgehalten zu werden. Um ſelbſt auf den unebenſten Stellen ſchlafen zu können, decken die Beſitzer einige

Matten darüber, und ſchlafen ruhig und gut darauf. Zum Kopfküſſen dient hier ein kleiner ſchmaler, hölzerner Schemel. Dieſe wohlverwahrten Korbhütten ſind vorzüglich den Ruheſtunden der Nacht gewidmet, den größten Theil des Tages bringen die Bewohner unter einem ſo glücklichen Himmelsſtrich im Freyen, oder unter frey auf Pfählen ſtehenden leichten Dächern zu, die an keiner Seite geſchloſſen ſind. Der Fußboden iſt auch in dieſen, wie in jenen beſſer verwahrten, ſtets mit Matten bedeckt.

Einer von den wenigen geiſtvollen Reiſebeſchreibern, welche dieſe Inſulaner beſucht haben, Forſter, deſſen Andenken jedem gefühlvollen Menſchenbeobachter heilig bleiben wird, hat mehrere Szenen geſchildert, durch welche der Charakter dieſes Volkes deutlich wird, und ihr Inneres aufſchließt. Zur Abwechslung im Vortrage will ich ſie meinen Leſern ganz ſo geben, wie ſie Forſter gab, ohne ſeine Worte zu wiederholen. Nach der Landung der Engländer bemerkten die Inſulaner kaum, daß jene Lebensmittel zu erhandeln ſuchten, als ſich gleich ganze Schaaren von Verkäufern herandrängten und ihre Waaren mit großen Geſchrey darboten. Die Wohnungen, welche zerſtreut auf der Inſel lagen, und an denen vorbey, und zwiſchen den wohlabgetheilten und ſchön gebauten Feldern hindurch ein breiter Kunſtweg führte, waren bald ziemlich leer, denn alles ſtrömte dem Marktplatze am Ufer zu. Rechts und links am Wege ſah man Baumgärten in ſchöner Abwechslung vom Baulande, und jener war häufig von blühenden, Kühlung und Wohlgerüche verbreitenden Gebüſchen überwölbt. Die in den Wohnungen Zurückgebliebenen waren ſehr höflich, verbeugten den Kopf gegen die Fremdlinge, und ſagten Lelei-woa,

(gut Freund!) Sie leiſteten willig alle mögliche Dienſte, waren die Wegweiſer auf der Inſel umher, holten wohlriechende Blüthen von den höchſten Bäumen herab, und, wenn jene einen Vogel geſchoſſen hatten, ſolchen herbey, er mogte auf das Land oder ins Waſſer gefallen ſeyn. Ein großer See im Innern, der Aufenthalt ſehr vieler Waſſervögel, gab häufig zu dieſem Dienſte Veranlaſſung. Sie brachten ſchöne Gewächſe und nannten ſie, und, wenn der Fremde mehrere der Art zu ſehen wünſchte, waren ſie unermüdlich, ſolche weit herzuholen. Gern bewirtheten ſie die fremden Männer mit Kokosnüſſen und andern Früchten, beluden ſich freywillig mit allem, was jene geſammelt hatten, um es ihnen nachzuſchleppen, und bezeugten ſich am Ende ſehr dankbar, wenn ſie für alle dieſe Dienſte einen Nagel, oder eine Koralle, oder ein Stückchen Zeug erhielten.

Die Schönheit der Inſel, welche, bey einem nicht ſehr beträchtlichen Umfang, ſehr reich an angenehmen mahleriſchen Anſichten, und an Mannichfaltigkeit der herrlichſten Blumen war, lockte die Fremden ihre Beſuche oft zu wiederholen, ſo lange ihr Schiff am Ufer lag. Ihre Jagdluſt fand Nahrung, denn jener drey engliſche Meilen lange und eine Meile breite See war voll wilder Enten, und ſeine waldigen Geſtade waren der Aufenthalt vieler Tauben, Papageyen, Riedhühner und kleinerer Vögel.

Auf dem Marktplatze am Meerufer wurde indeſſen vortheilhafter Tauſchhandel getrieben, der den Engländern Schweine, Hühner und Früchte und Wurzeln verſchaffte. Von Yamswurzeln erhielten ſie beſonders einen ſo großen Vorrath, daß ſie einige Wochen lang

auf ihrer Weiterreiſe des Schiffszwiebacks entbehren konnten.

Gegen Mittag kehrten alle Gelandete in das Schiff zurück. Der Wundarzt, Patton fehlte: und bald ſah man ihn vom Schiff aus am Ufer, von vielen Inſulanern umringt. Man bemerkte ſogar ſeine Verlegenheit und die Zeichen die er gab, um abgeholt zu werden. Erſt nach dem Mittageſſen gieng wieder ein Boot an das Land, das ihn befreyte. Er hatte während dieſer Zeit erfahren, daß es auch unter dieſem ſonſt ſo guten dienſtfertigen Volke, böſe Menſchen und Ruheſtörer gebe. Ein Inſulaner hatte ihn für einige Korallen auf der Inſel umhergeführt, wo er eilf Enten ſchoß, die ihm jener nachſchleppte. Bey ſeiner Ankunft am Ufer waren die Engländer ſchon wieder nach dem Schiffe gefahren, und Patton ſah ſich allein und verlaſſen. Sobald die Inſulaner ſeine Unruhe bemerkten, ſo daß er auf einer Felſenklippe am Ufer Sicherheit ſuchte. Man bedrohte ihn mit Speeren, doch ſeine Flinte hielt die Friedensſtörer noch zurück. Man ſchickte Weiber an ihn ab, die ihn locken und von ſeiner Stelle bringen ſollten; aber vergebens. Er ſah ein Kanot vom Schiffe her rudern, und bot dem Eigenthümer den letzten Nagel, den er noch in der Taſche hatte, wenn er ihn nach dem Schiffe führen wollte; er war auch ſchon im Begriffe einzuſteigen, als man ihm die Flinte unverſehens aus den Händen riß, und die Enten, bis auf drey, wegnahm. Das Kanot wurde hinweg geſchickt. Patton nahm ſeine Felſenklippe wieder ein, aber jetzt wehrlos, mußte er dulden, daß man ihn am Kleide zupfte, ihm Halstuch und Taſchentuch entwendete, und mit Speeren drohte. Er ſuchte ängſtlich in ſeinen Taſchen, ob er nicht ein Meſſer fände, das ihm zur Vertheidigung dienen könnte: er

fand nichts als ein Zahnſtocher-Etuis. Dieß öffnete er, und hielt es den Inſulanern muthig, wie ein Terzerol, vor, und ſchreckte jene damit, weil ſie nicht wußten, ob es nicht auch ein Schießgewehr ſey, was er in der Hand hatte. Die Hitze war ſehr groß, Patton ermattet und lechzend vor Durſt: er gab, als noch immer keine Hülfe kam, ſchon die Hoffnung auf, gerettet zu werden. Aber unvermuthet erſchien ihm eine Retterinn: es war ein ſchönes junges Mädchen, das ſich ſeiner erbarmte. Mit fliegendem Haar eilte ſie aus dem Gedränge zu ihm hin: aus ihren Blicken ſprach Unſchuld, Güte und Mitleid: er konnte ſich ihr vertrauen. Sie bot ihm ein Stück von einer Pompelmuß, und weil er ſehr gierig darnach griff und innig dankte, gab ſie ihm mehrere Stücke, bis die ganze Frucht verzehrt war. Niemand that ihm nun noch etwas zu Leide.

Indeſſen nahte das Boot vom Schiffe: die Inſulaner eilten beſtürzt von ihm hinweg, aus Furcht vor Strafe: niemand, als das Mädchen und ihr Vater, ein alter Mann, blieben ohne Sorge bey ihm ſitzen, denn ſie waren ſich des Guten bewußt, das ſie ihm erwieſen hatten. Das Mädchen fragte nach ſeinem Namen, denn er, nach jener Landesart, aus Patton in Pattini verwandelte, und den das Mädchen, das nun Patſint daraus machte, hinfort ſelbſt zu führen verſprach, um ſich des Fremdlings, den ſie gerettet hatte, ſtets zu erinnern.

Patton borgte von den gelandeten Matroſen allerley Kleinigkeiten, beſchenkte damit ſeine Wohlthäter, und dieſe entfernten ſich mit dem frohen Gefühl, recht gehandelt zu haben. Pattons Flinte ward bald nachher freywillig wieder gebracht.

Einige aufs neue von den Inſulanern verübte Diebereyen verurſachten neue Uneinigkeiten: ſelbſt Capitän Cook wurde darein verwickelt, und vergaß ſich, da ein Inſulaner aus einem Kanot am Schiffe den Speer gegen ihn erhob, ſo ſehr, daß er ſeine Flinte auf ihn abſchoß, und ihn hart verwundete. Auch gab er Befehl vom Schiffe aus mit Kanonen nach der Inſel zu feuern. Aber die Inſulaner, ihrer Unſchuld bewußt, hatten darüber kein Arges, blieben am Strande, und einige ruderten unbefangen um das Schiff her. Einige trugen den ſchwer Verwundeten auf einem Bret zu den Engländern hin, die am Geſtade waren. Herr Patton ward mit Inſtrumenten herbey geholt, um jenen zu verbinden. Die Eingebornen näherten ſich hierauf wieder, und beſonders die Weiber ſuchten Eintracht wieder herzuſtellen; aber ihr ſchüchterner Blick ſchien zu ſagen, daß man grauſam mit ihnen umgegangen ſey. Mehr als funfzig ſetzten ſich auf den Raſen nieder, und luden die Fremden ein, ſich neben ſie zu ſetzen. Jede hatte einige Pompelmuße, und theilte ſie liebkoſend Biſſenweiße aus. Die Retterinn Pattons war auch dabey, und zeichnete ſich durch jugendliche Schönheit vor allen andern aus. Ihre Körperfarbe war heller als der übrigen, ſie war ſehr regelmäßig gebildet, und von äuſſerſt gefälligen Geſichtszügen: aus ihren lebhaften ſchwarzen Augen ſtrahlte Feuer, und ſchwarze, lockige Haare umfloſſen ihren ſchönen Hals. Unter dem Buſen hatte ſie ein braunes Stück Zeug umgeſchlagen, das feſt anſchloß, und bis auf die Füße reichte. Patton verband den armen Verwundeten, und die Inſulaner ſchlugen noch Piſangblätter über den Verband. Man theilte Korallen unter die Inſulaner, und ſo war alles Unrecht vergeſſen.

Dieſe Inſulaner ſind beſonders geſchickte Holzſchnitzer. Sie verzieren ihre Keulen ſo künſtlich, daß

ſie ſogar zu ſchön zum Gebrauche ſcheinen. Sie verfertigen zierliche hölzerne Schalen, und bauen recht gute kleine und größere Boote. Gegen Fremde ſcheinen ſie mehr höflich als aufrichtig zu ſeyn; Handelsgeiſt belebt ſie, ſein Gefolge, die Gewinnſucht, befleckt ihren Charakter und verdrängt ächte Freundſchaftsgefühle. Doch gewiß gilt dieß nicht im Allgemeinen.

So viel von den Eigenheiten der Bewohner von A-Namoka, wozu der in ſeiner Art einzige Bau ihrer Häuſer Veranlaſſung gab: denn ſelbſt auf den übrigen Inſeln der Gruppe, wozu A-Namoka gehört, und die man unter dem Namen der freundſchaftlichen Inſeln begreift, iſt dieſe Bauart unbekannt. Ich werde in der Folge Gelegenheit haben, die Bewohner der größten von dieſen Inſeln, und ihre Lebensart noch genauer zu beſchreiben und in einer Anſicht darzuſtellen.

Taf. VIII.

Gebräuche und Sitten der Esquimaux (Eskimos.)

Taf. VIII. Fig. 45—50.

Ungeheure Erdſtriche des nördlichſten Amerika, die vom 50. bis über den 70. Grad nördlicher Breite, und vom 265. bis 325. Grad der Länge reichen, ſind die Wohnſitze dieſer Menſchen, welche die Natur ſehr ſparſam beſorgt hat. Das Klima iſt außerordentlich rauh, ewiges Eis deckt furchtbare, ſeltſam gebildete kahle Felſengebirge, und in den Thälern und Ebenen herrſcht nur drey Monate lang im Jahre der Sommer, neun Monathe hingegen ein ſo ſchrecklicher Winter, daß meine Leſer ſich kaum einen richtigen Begriff von dem Grad der Kälte, der dort alles Lebende zu zerſtören droht, machen können. Selbſt noch diesſeits des 60. Grades iſt die Kälte fürchterlich. Wird eine Hüttenthüre geöffnet, ſo verwandelt die eindringende Luft die Dünſte in der Hütte augenblicklich in feinen Schnee. Wo Europäer des Handels wegen, oder auf Reiſen überwintern, und alles zu ihrem Schutz gegen Froſt wohl angeordnet haben, iſt die Kälte dennoch ſo hart, daß durch die anhaltendſte Erwärmung des Zimmers dennoch nicht verhindert werden kann, daß die Bett-

laken frieren. An den Betten gefriert der Athem als Reif. Zwölf Fuß tief frieren die Landſeen: und im geheizten Zimmer bleibt ſelbſt Branntwein nicht flüſſig. Wer ſich eine Minute lang der äußern Luft ausſetzt, iſt in Gefahr die Oberhaut an Geſicht und Händen zu verlieren.

Aber die Eingebornen trotzen dieſer entſetzlichen Kälte. Sie ſind klein; ſelten erreicht ein Eskimo fünf Fuß Höhe, aber in den nördlichſten Gegenden ſind es wahre Zwergmenſchen. Sie haben breite Schultern, die Weiber noch breitere, als die Männer, weil ſie früh ſchon zu Laſtträgerinnen gebraucht werden. Der breiten Schultern ungeachtet ſind ſie nicht ſtark, aber alle Körpertheile ſehr fleiſchig. Dadurch wird ihnen die harte Kälte erträglicher. Hände und Füße ſind außerordentlich klein. Der Kopf iſt groß, breit und platt das Geſicht, wie gepolſtert die Wange, wenig hervorſtehend die großlöcherige Naſe, klein das Auge, ſchwarz, aber ohne Feuer. Sie haben ſchwarzes, langes, ſtruppiges Haar, welches die Männer abſtutzen, Weiber aber lang tragen, und für deſto ſchöner halten, je länger es iſt. Sie binden es auf dem Wirbel in einen Knoten. Ihr häßlich gebildetes Geſicht wird noch durch Einritzen mehrerer Striche und Linien häßlicher gemacht, dieſe färben ſie ſchwarz, die Farbe ihrer Haut iſt ſchmutzig kupferroth. Ihre Kleider beſtehen aus Seehundsfellen und Häuten der größeren Seevögel. Am Rock, der bis auf die Mitte der Lenden bey den Männern reicht, bey den Weibern aber hinten eine ſonderbare abgerundete Verlängerung hat, befindet ſich oben eine lederne Kappe, die in übler Witterung den Kopf bedeckt. Die Lenden, Beine und Füße ſind gleich-

ſam in Leder eingewickelt, und beſonders auch durch große, weite, hohe Stiefeln bewahrt. Gewöhnlich trägt die Frau ihren Säugling in der Lederkappe des Kleides, will ſie aber mehrere Kinder ſchnell mit ſich fortbringen, ſo packt ſie ſolche in ihre weiten Stiefeln, und wandert damit weiter. Dieſe Stiefeln ſind durch Fiſchbein geſteift. Die Kleidung überhaupt iſt gut genäht, obgleich nur Fiſchgräten und Rehſehnen die Stelle der Nadeln und des Zwirns bey den Eskimos vertreten. Man ſchmückt ſogar die Kleidungen durch Beſetzung der Nähte mit Streifen von beſſern Fellen, und behängt ſie mit Rehzähnen, und eine Eskimoerinn glaubt recht hübſch geputzt zu ſeyn, wenn ſie außer den ſchwarzen Schnörkeln und Linien am Kinn und auf den Wangen, die ſie eingeritzt hat, einen Büffelſchwanz auf dem Kopfe tragen kann. Die Eskimo ſind keineswegs dumm, im Gegentheil gebührt ihnen das Lob, daß ſie ſich ihrer Verſtandskräfte ſehr geſchickt bedienen, um in einem ſo höchſt elenden Lande, wie ihr Vaterland, nicht eine Beute des Hungers, und von der Kälte aufgerieben zu werden.

Sie bauen ſich verſchiedene Wohnungen, anders für den Sommer, anders für den Winter. Die Sommerwohnung, Taf. VIII. 46. iſt ein Zelt aus einigen Stangen beſtehend, die im Kreiſe aufgeſtellt werden und in der Spitze ſich berühren; Seehundsfelle machen die Bekleidung aus. Das Winterhaus wird aus Balken errichtet, die auf über einander gelegten Steinen ruhen: darüber liegen noch mehrere Stücken Stein, Torf, Erde, ſo daß das ganze eine oben rundliche Form erhält: mit Moos, Erde, Gras und dünnem Strauchwerk werden alle Ritzen ſorgfältig verſtopft, und

dieſe Maſſe friert feſt zuſammen. Das Winterhaus der Eskimos iſt bisweilen 24 Fuß lang und 12 breit, aber bis an das Gebälke nicht höher als ein Mann. Mehrere Familien bewohnen es. Die Wände ſind mit alten Fellen belegt, und durch herabhängende Felle werden Kammern abgetheilt, wovon jeder einzelnen Familie eine zugehört. Auf einigen flachen Steinen ſteht ein hölzerner Dreyfuß, auf welchem eine Thranlampe brennt, um die Wohnung zu erwärmen und zu erleuchten: wenn gekocht wird, ſo geſchieht dieß ebenfalls über dieſer Lampe. An Holzvorrath zur Winterfeurung kann in einem ſo armſeligen Lande nicht gedacht werden. Nur zum Anmachen des Feuers bedienen ſie ſich des getrockneten Holzes, indem ſie ein Stück in einem Loche, das in ein anderes zu dieſem Endzweck gemacht iſt, ſo lange ſchnell und gewaltſam herum drehen, bis Feuer entſteht. Auf der Taf. VIII. ſehen meine Leſer unter 48. 49. zwey Eskimos in dieſer Beſchäftigung. Die Lampe, welche in einer ſolchen Hütte ſo viel geltend iſt, wird aus Stein verfertigt. Der Lampendunſt, verbunden mit den Ausdünſtungen der Bewohner, welche ſich ſo enge als möglich zuſammen packen, und ſich eines Naturbedürfniſſes wegen nicht leicht aus der Hütte entfernen, verurſacht einen für Europäer höchſt unleidlichen Geruch in dieſen Winterwohnungen, wo der niedrige Eingang zugleich die einzige Oeffnung für den Abzug des Rauchs und der Dünſte iſt. Die reichhaltigen Urintöpfe werden auch um deswillen nicht ausgeleert, weil der Eskimo damit ſeine Seehundsfelle gerbt. Der Seehund iſt eines der wohlthätigſten Geſchöpfe für dieſe Polarmenſchen; ſie benutzen alles an dieſem Thier, und genießen ſein Fleiſch theils roh, theils getrocknet. Sie trinken Thran von Seehunde

und Wallfiſchen, deren Fleiſch, (wie überhaupt der Seethiere,) ſie vorzüglich nährt. Auch treiben ſie, beſonders in den etwas ſüdlicheren Gegenden, die Jagd, wodurch ſie, außer neuen Nahrungsmitteln, ſchöne Thierhäute bekommen, die der Gegenſtand des Handels mit Europäern werden, welche ihre Küſten beſuchen. Durch Tauſch erhalten ſie mancherley Erzeugniſſe des europäiſchen Kunſtfleißes, wodurch ihr eignes häusliches Leben bequemer wird. Eiſerne Werkzeuge und Eiſen zu Waffen, aber auch Taback, Branntwein, und ſogar elende Quackſalbereyen und Zaubermittel gegen Krankheiten, u. dergl. werden ihnen im Tauſche zugeführt.

Die Eskimos bauen Boote aus hölzernen Stäben und aus Fiſchbein, welche zwanzig Ellen lang ſind, aber nur eine Elle breit. Das Geſtell iſt mit gegerbten Seehundsfellen künſtlich überzogen; die einzelnen Stücke ſind an einander feſt genäht, und durch Beſchmieren mit Fett wird das Eindringen des Waſſers gänzlich verhütet. In der Mitte des Bootes iſt ein rundes Loch in dieſer Fellenbekleidung gelaſſen, worein ſich der Eskimo ſetzt, und durch Schnüre das Boot ſelbſt unter den Armen mit ſich ſo feſt vereinigt, daß er nur Eins damit auszumachen ſcheint. Sein Ruder hat auf beyden Seiten eine platte Schaufel, und dient ihm auch dazu, ſich in und mit ſeinem Kahn wieder empor zu helfen, wenn ihn, wie es oft geſchieht, eine Welle umſtürzt. Außer der Hütte und dem Boote verfertigen die Eskimos Bogen, Pfeile, Lanzen und Schleudern, und mehrere Arten von Harpunen, die an Tauen feſt gemacht ſind, und beſonders bey der Jagd nach Wallfiſchen gebraucht werden. In abgelegenen Gegen-

den, wo der Handelsverkehr mit Europäern ſeltner iſt, nehmen die Eskimo ſpitzig geſchliffene Steine, Fiſchzähne und Muſcheln, um ihren Lanzen und Pfeilen Spitzen zu verſchaffen, die ſie ſonſt aus Eiſen zubereiten. Um die Augen gegen die ſchädliche Wirkung des Schnees ſicher zu ſtellen, machen ſie ſich zwey kleine hölzerne, oder knöcherne Scheibchen, welche, einer Brille ähnlich, über den Augen liegen, hinten am Kopfe durch Riemen feſt gebunden. In jeder Scheibe iſt eine Ritze, welche hinreicht, um durch ſie zu ſehen. Sie ſind daran gewöhnt und ſogar überzeugt, daß man durch Schneeaugen (ſo nennen ſie dieſe Scheiben) ſchärfer ſehe, als bey dem Gebrauch unbewaffneter Augen. Wer, auch im Sommer, recht weit in die Ferne ſehen will, legt ſeine Schneeaugen an.

Daß die Eskimos faſt alles roh genießen, erwähnt' ich weiter oben ſchon; auch iſt ihnen der Gedanke an die Zukunft, wo nicht ganz fremd, doch ziemlich gleichgültig. Sie eſſen ihre Jagdbeuten ſchnell hintereinander weg, ohne Sorge für Morgen; nur den Thran, ihren Lieblingsgenuß, verwahren ſie in Blaſen, oder in ledernen Gefäßen, die den Flaſchen ähnlich ſind. Im Vorgrund meiner Abbildung liegt eine ſolche bey Pfeil und Bogen. Iſt ſie leer, ſo zieht der lüſterne Thranfreund auch die Haut durch die Zähne, um ja nicht ein Perlchen des koſtbaren Saftes zu verlieren. Der harte Winter, wo ſich alle Thiere verbergen, entfernen, und dem der arme Eskimo, obgleich auch er wärmeren Lagen zuwandert, doch nicht ausweichen kann, bringt dieſe dürftigen Menſchen oft in die drückendſte Noth. Der Lappländer hat doch ſeine Rennthiere, der Kamtſchadale ſeine Hunde, deren Fleiſch ihn ſättigen

kann, der Eſkimo in den nördlichſten Gegenden leidet an allem Mangel. Aber dulden kann er, hungern, leiden über alle Begriffe: er ißt im Nothfall Thierhäute, die er zum Tauſchhandel aufbewahrt hat, altes Lederwerk, Seegras, Kleider und Stiefeln. Aas iſt ihm willkommne Koſt, er ißt, was ſich eſſen läßt. Wird die Noth zu dringend, ſo beſänftigt er den Hunger auf kurze Zeit dadurch, daß er ſich auf die Naſe ſchlägt, und das Blut, welches herausſtrömt, als Nahrung verſchluckt.

Der Eſkimo lebt völlig frey, ohne bürgerliche Ordnung und Obrigkeit, ſeine Sitten und Gewohnheiten ſind höchſt einfach. Ohne viele Umſtände freyt er beym Nachbar um ſeine Tochter, und wer ein geübter Seehundjäger iſt, bekommt ſelten eine abſchlägliche Antwort. Aber mit eben ſo geringen Ceremonien trennt er ſeine Ehe wieder: die Frau geht alsdann zu den Aeltern oder Verwandten zurück. Kranke werden theils durch Zaubereyen und geheime Mittel von Betrügern behandelt, theils durch Schweis geheilt. Man errichtet eine kleine, wohl verſchloſſene Hütte, worein der Kranke neben einen großen glühend gemachten Stein nackend geſetzt wird: der Stein dampft, und dieſer Dampf, den der Kranke durch Aufſpritzen von Waſſer noch vermehrt, treibt heftigen Schweis. Iſt dieſe Wirkung erfolgt, ſo verläßt jener die Hütte, und wälzt ſich nackend im Schnee, oder badet im Waſſer, und erhält auf dieſe Weiſe oft ſeine Geſundheit wieder. Auf Reiſen tragen die wandernden Familien ihre Boote oft auf den Schultern über hohe Gebirge viele Meilen weit, und trotzen jedem Ungemach; ſobald ſie wieder Fahrwaſſer erreichen, wird das Boot ſeiner Beſtimmung gemäß benutzt, und erleichtert die Weiterreiſe.

Der Eſkimo nimmt ſo viele Weiber, als er nähren kann, und dieſe müſſen ſehr viel arbeiten, tragen, dulden. Der Mann beſorgt die Jagd und den Fiſchfang: alles andere, ſelbſt der Hüttenbau liegt der Frau ob. Ich weiß nicht, ob ſich mit dem ſonſt gutmüthigen Charakter dieſes Volkes eine ſchreckliche Gewohnheit, wovon einige Reiſende Nachricht geben, vereinigen läßt. Sie ſollen ihre alten Aeltern, wenn ſie zur Jagd und zum Fiſchfang unfähig werden, erwürgen. Man ſagt, die Alten verlangten es von ihren Kindern, getödtet zu werden, und dieſe folgten dem Befehle. Der Greis ſetzt ſich in eine dazu verfertigte Grube, ſpricht noch freundlich mit den Seinigen, raucht noch Taback, ſchlürft noch ſein Lieblingsgetränke, und wird endlich auf einen Wink, den er ſelbſt giebt, von ſeinen Söhnen mit einem Strück erwürgt. Ihre Todten verbrennen ſie, und errichten eine Stange auf der Stelle, mit den Waffen, deren der Verſtorbene ſich im Leben bediente. Etwas Taback wird auch dabey aufgehängt. So ehren dort die Nachgebliebenen das Andenken der Vorangegangenen. Ländlich, ſittlich!

Begriffe von einem Gott, der alles Gute bewirkt, ſo wie von einem andern, dem ſie böſe Ereigniſſe zuſchreiben, fehlen den Eſkimos nicht, aber eigentlicher Religionskultus iſt nicht unter ihnen. Die Eſkimos in Grönland ſind, wegen ihres Verkehrs mit Europäern, etwas weiter in allen Stücken an Ausbildung vorgerückt, als andere Stämme; doch bleiben auch ſie den urväterlichen Gewohnheiten und beſonders den ſchmutzigen Sitten im Haushalt getreu. Auch ſie erfüllen ihre, bisweilen 70 Fuß langen, Winterhütten mit unausſtehlichem Uebelgeruch. Ihr Charakter iſt gut, ſie haben

leichten Sinn, der vom kommenden Morgen nicht ſtark beunruhigt wird. An Geſtalt ſind ſie jenen Brüderſtämmen gänzlich ähnlich, an Kleidung, Hüttenbau, Sprache, kaum in einigen Nebenſachen von ihnen verſchieden. Ihre Sitten ſind genauer beobachtet, weil Europäer, beſonders Dänen, des Handels wegen, und Herrnhuter, durch den Wunſch, ſie zum Chriſtenthum zu bekehren, angelockt, unter ihnen leben. Eine Art von Apathie, Leidenſchaft-Loſigkeit hat ſich dieſer Stämme bemeiſtert: ihr Leben, freylich oft dem drückendſten Elend preis gegeben, ſchleicht deſſen ungeachtet ſtill dahin: keiner will herrſchen, keiner dient, keiner ſtört den andern in ſeiner Tagesordnung, in ſeinem Gewerbe, denn Meer und Land ſind gemeinſchaftlich, und das Mein, durch Fleiß Mein, bleibt ſtets unangetaſtet, ob es gleich nicht hinter Schloß und Riegel liegt. „Der Mann wird nun auch ein Menſch werden", ſagen ſie von einem Europäer, den ſie achten, und ehrenvoll auszeichnen wollen. So nationalſtolz ſind ſelbſt Eskimos!

Der Eskimo in Grönland bringt auch wohl einige Fenſterchen in ſeinem Winterhauſe an: ſie ſind aus Seehunds-Gedärmen verfertigt: eine unbeträchtliche Erhöhung vom Boden, von Dielen, mit Leder überzogen, erſetzt die Stelle der Stühle und Schlafſtätten. In jeder Familien-Abtheilung befindet ſich ein Feuerheerd, wie ich ihn oben beſchrieb: die große Lampe auf dem hölzernen Geſtelle darf nie ausgehen, wenn nicht auch am Tage Nacht werden ſoll; denn zwey Monate lang erwarten dieſe Polarmenſchen den Tag vergeblich, da die Sonne gar nicht über den Horizont hervortritt.

Ueber der großen Thranlampe hängt, von dem

Gebälke herab, ein ſteinerner Keſſel, worin man kocht, ihn aber nie reinigt, und damit ja die Unſauberkeit die höchſte Stufe erreicht, ſo werden unmittelbar über dem Keſſel auf Querhölzern naſſe und beſudelte Kleider ausgebreitet, um bey der nahen Wärme zu trocknen. Alles dünſtet nun, Menſchen, Lampen, Keſſel, Kleider, halb gar gemachte Felle, kurz es gehört recht viel dazu, auszuhalten.

Der grönländiſche Eskimo ißt nicht ſo beſtimmt rohes Fleiſch, als ſeine übrigen Stammesgenoſſen: aber damit er es nicht verlerne, auch mit ganz roher Koſt ſich zu begnügen, ſo beſiehlt ihm das Herkommen, von jeder Jagdbeute ein Stück roh zu verzehren und das Blut noch warm zu koſten. Statt des Brodes nimmt er mit kleinen getrockneten Häringen (Angmarſets), vorlieb. Ein Gefäß voll Seewaſſer vertritt die Stelle des Salzwaſſers. Die Kochkunſt des Grönländiſchen Eskimo iſt weit zurück, um ſo unreiner verfährt er aber bey ſeiner Küche. Ein Feſtgericht iſt ihm das, was ein Rennthier im Magen hat: er miſcht wilde Beeren dazu und gießt Thran über dieſe Fülle von Wohlgeſchmack. Man könnte ſelbſt beym Niederſchreiben einer eskimoiſchen Speiſe-Zubereitungs-Tafel eckel werden, ſo ſehr widerſtreitet es dem Anſtand, was dabey vorkommt. Denn wer könnte an eine Schüſſel gebackner Häringe, wozu der Speck mit den Zähnen gekaut und ſo in die Pfanne gleichſam geſpuckt wurde, anders, als mit Schaudern denken? Bey den Mahlzeiten wird übermäßig gegeſſen: gewöhnlich ſpeißt die Familie erſt Abends, wenn der Mann mit Beute vom Strande kommt. Nachbarn, die nicht glücklich im Fang waren, ſind mit den Ihrigen willkommne Gäſte: man

ſchmauſt, bis die Freude ein Ende hat. Erſt eſſen die Männer, um ein altes Stück Leder, das als Tiſchtuch auf der Erde liegt, umher gelagert, hierauf die Weiber mit den Kindern.

Der grönländiſche Eskimo baut zum Behuf weiter Reiſen, die er an den Meer-Geſtaden unternimmt, große Boote von sechs und dreyßig, bis vier und fünfzig Fuß Länge: ſie ſind vier Fuß breit, unten platt und drey Fuß tief. Man nennt ſie Weiber-Boote, Umiaks, weil die Weiber mit den Kindern und allen Zelt- und Hütten-Geräthe ſich darin befinden, und auch Weiber ſie regieren, und durch Ruder und Segel, das am Vordertheile ſteht, fortbringen. Oft ſind zwanzig Menſchen mit ihrem Gepäcke darin, und bereiſen eine Strecke von mehr als hundert Meilen. Der kleine Herr der Familie fährt eingeſchnürt in ſein Boot neben her, um in Gefahr zu rathen und zu helfen. Auch das Weiberboot iſt mit Seehundsfellen überzogen, und ſo leicht, daß man es über Berg und Thal ſchleppen kann.

Die ganze Bildung junger Eskimos beſchränkt ſich auf die Kunſt, Boote zu bauen, und Seehunde, und Wallfiſche zu erlegen, überhaupt auf dem Meere ſo einheimiſch wie in der Hütte zu ſeyn und der höchſten Wellen zu ſpotten: und in der That, dieſe Menſchen bringen es darin weit. Ein Jüngling von achtzehn Jahren iſt oft ſchon Meiſter in allen dieſen Künſten. Mädchen lernen frühzeitig nähen, gerben, Häuſer und Boote bauen, und die edle Kochkunſt. Der gute Fiſcher und Jäger findet leicht eine Braut, und ohne weitere Umſtände wird ſie ſeine Frau. Will er nicht fürder mit

ihr leben, ſo bleibt er zwey Tage aus dem Hauſe: die Frau verſteht dieſen Wink und kehrt ohne Verzug zu ihren Verwandten, und ſo iſt die Ehe getrennt. Den Kindern unterſagt niemand etwas: ſelbſt ihr Eigenſinn gilt: am allerwenigſten darf die Mutter den Sohn ſchlagen. Auch die Frauen werden nicht vom Manne geſchlagen, wie es bey andern rohen, oft auch halbgeſitteten Völkern geſchieht.

Man kann auch dieſen Eskimo-Stämmen ein ſehr ſittliches Betragen und ruhige Duldſamkeit nicht abſprechen. Ihr Tagewerk iſt geordnet, und geht ſo Schritt für Schritt ſeinen Gang. Nirgends zu viel, nie zu laut, ſachte, ſinnig. Man weiß nichts von Ausſchweifungen, und die unverheiratheten Mädchen ſind die Sittſamkeit ſelbſt.

Dieſe Menſchen ſind dienſtwillig und gaſtfrey: auch bringt der Gaſt das Beſte mit, was er habhaft werden kann. Man bringt ungeſäumt ſein Boot ans Land, reicht ihm trockne Kleider und unterhält ihn mit Geſprächen, bis die Abend-Mahlzeit in Ordnung iſt. Man ſitzt im Kreiſe, und läßt die Schnupftabacksdoſe fleißig umher wandern. Es werden Nachbarn und Verwandte gebeten, und die Mahlzeit beſteht wohl aus acht und mehr Gerichten. Den Anfang machen getrocknete Häringe, dann folgt gedörrter Seehund, gekochter Seehund, halbfauler Seehund, ein Stück Wallfiſchſchwanz, gedörrter Lachs, Rennthierfleiſch, Gefülltes vom Rennthiermagen mit wilden Maulbeeren und Thran verſetzt; wilde Beeren in Wallfiſch-Thran beſchließen das Gaſtmahl. Man ißt ſo lange, bis endlich alle Gäſte einſchlafen.

In der Reihe ihrer Feſte, zur Ehre der guten oder böſen Geiſter, oder ihres oberſten Gottes gefeyert, zeichnet ſich eines aus, welches ſie das Sonnenfeſt nennen. Eigentlich müßte es das Feſt der Sonnen-Wende heißen. Am 22. Dec. feyern ſie es: an dieſem Tage fängt die Sonne an wieder ſichtbar zu werden. Alles freut ſich: in ihren beſten Kleidern gehen ſie in Schaaren umher, und beſchenken und bewirthen ſich. Man tanzt zur Trommel und ſingt Feſt-Geſänge, wovon jede Strophe ſich endigt:

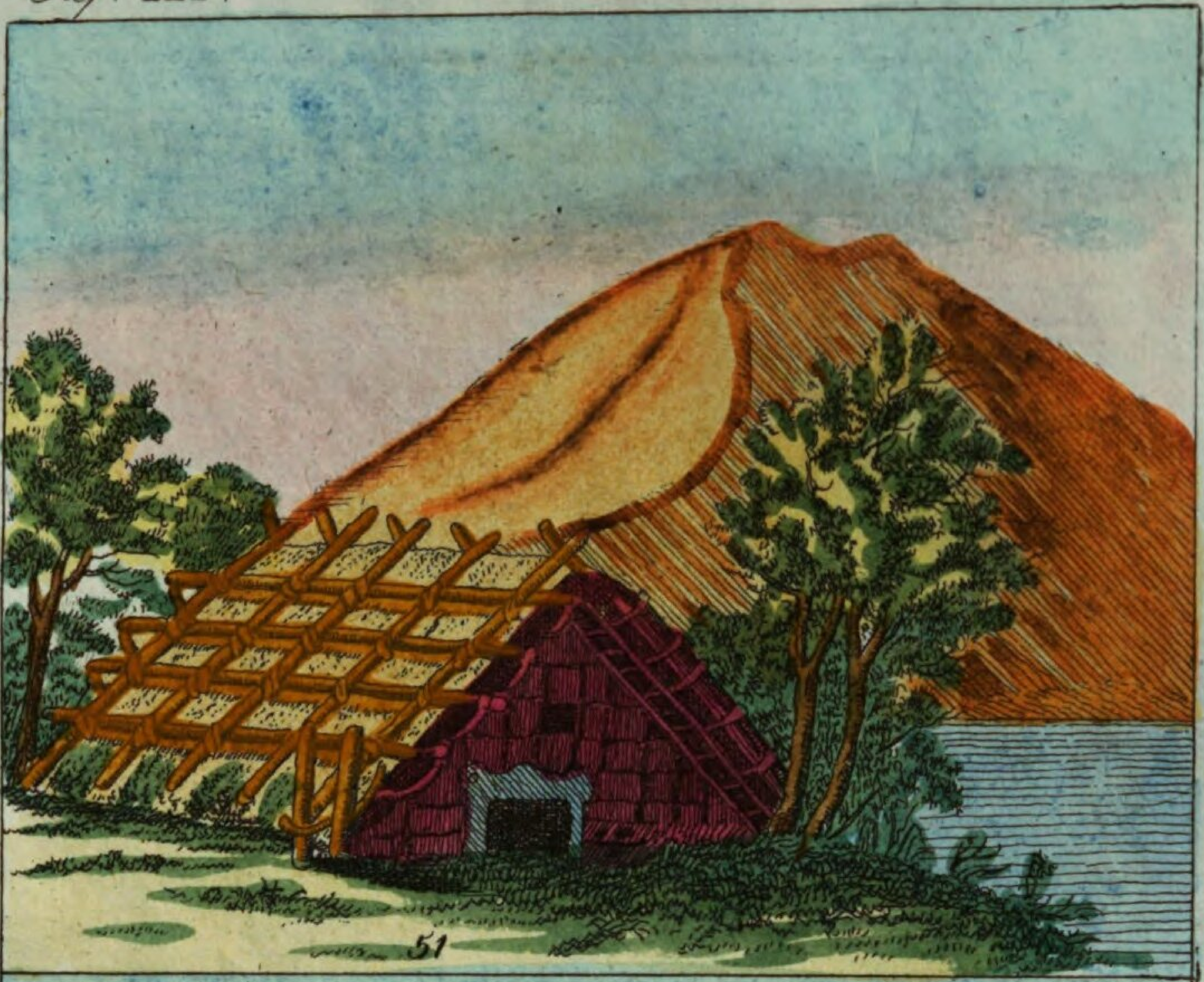
„Es kommt die Sonne zurück, Amnah ajah, ajah, ah-hu; ſie bringt gutes Wetter, Amnah ajah', ajah, ah-hu.“

Gebräuche und Sitten der Neu-Seeländer.

Taf. IX. Fig. 51—52.

Zwey Inſeln, durch eine ſchmale Meerenge, Cooks-Straße genannt, zwiſchen dem 34. und 47. Grade ſüdlicher Breite, begreifen das Land, welches wir Neu-Seeland nennen. Der Flächeninhalt wird gegen vier tauſend Quadratmeilen betragen. Hohe, oben abgerundete Berge ſteigen vom Strande empor, und nehmen landeinwärts an Höhe zu: an den Seiten der Berge ſind Thäler und kleine Ebenen, welche ſtark bewohnt werden. Jedes Thal hat einen köſtlichen Bach. Der Boden iſt vorzüglich gut, alle Pflanzen wuchern ſehr reichlich: die Gebirge ſind mit faſt undurchdringlichen Wäldern beſetzt, die Thäler und Ebenen bringen reichlich Yamswurzeln, Bataten, Brombeeren, wilden Salbey, Sellery und Farrenkraut, auch, ſeitdem dieſe Inſel von Europäern beſucht wird, Kartoffeln und andere Gartengewächſe hervor. Eigenthümlich gehört dieſer Inſel eine Pflanze, welche der neuſeeländiſche Flachs genannt, und von den Eingebornen zur Verfertigung ihrer Kleider gebraucht wird. Der Faden, den dieſe Pflanze gibt, iſt der Seide an Feinheit gleich und übertrift ſie an Dauerhaftigkeit. Unter den Bäumen zeichnen ſich verſchiedene Palmenarten, Papier-Maulbeerbäume, Zedern und dergl. aus: man findet Thee-

Taf. IX.



51

52

Myrrthen und Sproß-Tannen: von den Blättern der erſtern kann man Thee bereiten, von dem Laub der zweyten, das aber keineswegs unſern Tannen-Nadeln ähnlich iſt, läßt ſich Bier brauen. Der Ackerbau wird aber nie ſehr gedeihen, weil das Land allzu ſteinig iſt. Man kann nicht leicht einen gemäßigtern Himmelsſtrich finden, als dieſen. Im Winter ſteht der Wärme-Meſſer nie unter 48 Graden, im Sommer ſteigt er nie über den sechs und ſechzigſten Grad. Was in Neu-Seeland Winter heißt, hat ſo wenige Aehnlichkeit mit unſerm Winter, daß auch die zarteſten Bäume dort ihr Laub nicht eher verlieren, als bis das nachſchießende junge Laub das alte hinweg ſtößt. Gemeiniglich herrſcht gute Witterung, die zuweilen durch Stürme und ſtarke Regen geſtört wird, welche aber ſelten über einen Tag anhalten.

Ohne ſeine hohen, felſigen Gebirge, welche der Cultur hinderlich ſind, müßte dieſes Land, bey weiterer Ausbildung ſeiner Bewohner, oder bey europäiſchem Anbau, eines der ſchönſten auf der ganzen Erde werden.

Die Säugethiere, welche vor der erſten Landung Cooks hier anheiſchig waren, beſchränken ſich auf Hunde, Ratten und Fledermäuſe. In den Wäldern gibt es Schlangen und Eidechſen, wovon die Neu-Seeländer eine Gattung ſo groß beſchreiben, daß Menſchen davon angefallen werden. Größer und zahlreicher ſind die Schaaren von Vögeln, welche dieſe Inſeln bewohnen und ihre allzu dichten Wälder beleben. Cook hatte bey ſeinen verſchiedenen Beſuchen an dieſen Inſeln mehrere in Europa einheimiſche Hausthiere abgegeben; allein der rohe Sinn der Bewohner ſtörte die gute Abſicht, welche dabey zum Grunde lag, denn ſie vertilgten aus Raubſucht und Neid jene nützlichen Geſchenke.

Nach den Bemerkungen der neueſten Weltumſeegler ſind die Neu-Seeländer von mittlerer Größe und größten Theils ſchlecht gebaut, doch nicht ohne Ausnahme; denn man findet auch recht kräftige, feſte und wohlgebildete Leute unter dieſem Volke, aber eigentlich fette gar keine. Ihre Körper-Farbe iſt ſehr verſchieden; man ſieht ſehr dunkle Menſchen, faſt ſchwarze unter ihnen, aber auch ſolche, die ins Gelbliche, faſt Dunkelolivengelbe fallen. Es fehlt ihnen eine eigentliche nationale Geſichtsbildung, wie man ſie bey andern Völkern bemerkt; manchen unter den Neu-Seeländern würde man ſeinen Geſichts-Zügen nach für einen Europäer halten. Am häufigſten ſieht man bey einem runden Geſicht, ſtarke Lippen; eine an der Spitze dicke Naſe; große, durch Uebung ſehr ſchnell rollende ſchwarze Augen. Der Blick der Männer iſt ſcheu, finſter, mißtrauiſch, ihre Miene ernſt: junge Leute äußern in ihren Blicken und Mienen den frohen Charakter des ſorgenfreyen Jugendalters. Schöne, weiße, feſte Zähne ſind bey den Neu-Seeländern ziemlich allgemein. Das ſtarke, ſchwarze und ſchlichte Haar ſchneiden die meiſten auf dem Hinterkopfe kurz ab, und binden das übrige auf dem Scheitel zuſammen. Die Bärte der Männer ſind rauh, ſtark, groß: aber ſie ſetzen auf ihren Beſitz nicht, wie andere Völker, einen Werth, denn willig und dankbar nahmen mehrere das Erbiethen ihrer europäiſchen Gäſte an, ſich die Bärte abſcheeren zu laſſen.

Beyde Geſchlechter ſind an der Kleidung nicht von einander zu unterſcheiden, denn dieſe iſt bey beyden gleich, und beſteht aus einem fünf Fuß langen und vier Fuß breiten Zeuge, der von jener oben bemerkten Flachspflanze mehr geflochten, oder geknüpft, als gewoben iſt, und an zwey Ecken über die Schulter gezogen und

auf der Bruſt feſtgeſteckt, den ganzen Leib kleidet. Durch einen Gürtel von Flechtwerk aus Baſt wird dieſer Zweck noch beſſer erreicht. Die Putz-Luſt verbrämt dieſes Gewand an den Ecken mit viereckigen Stückchen von Hundefell, welche ſo aufgetragen werden, daß immer ein ſchwarzes Viereck mit einem weißen abwechſelt. Mit dieſer Zierde nicht zufrieden, werden große bunte Vogelfedern an der Außenſeite da und dort befeſtigt, gleichſam in den Zeug eingewirkt: oft erhält dieſer auf der ganzen Außenſeite eine Bedeckung von Hundefellen: oft auch beſteht die ganze Bekleidung in Hundefellen. Eine ſeltſame Ueberkleidung, welche von der Flachspflanze einfach genug verfertigt wird, vollendet meiſtens den Anzug, ohne ihn zu verſchönern. Man reiht die erwähnte Pflanze an einen Strick, und umgibt, wenn die Behängung dicht genug iſt, den Hals damit. Die zottigen Pflanzenbüſchel hängen nun rauh herab, bis auf die Lenden, und geben dem, der damit bekleidet iſt, ein ſehr wildes, bärenartiges Anſehen. Am Auffallendſten iſt dieß, wenn die Neu-Seeländer ihrer ſteten Gewohnheit gemäß mit untergeſchlagenen Beinen, zur Unterhaltung bey einander verſammelt, hucken oder ſitzen. Meine Leſer ſehen es auf der Taf. IX. Viele werfen auch eine Baſtmatte über ihr gewöhnliches Kleid, die bisweilen bis auf die Ferſen herabreicht.

Zum Schmuck des Kopfes, woran aber die Haare von Gäſten wimmeln, dienen bunte Federn, auch Kämme von Holz oder Knochen, mit Muſchelſchalen künſtlich belegt. Die Neu-Seeländer durchſchlitzen ſich die Ohren und behängen ſie mit Knochen, Muſcheln, Zähnen, und in die durch das Aufſchlitzen verurſachte Oeffnung ſelbſt ſtecken ſie kleine Stückchen grünen Jaspis, Korallen, kleine Stückchen Zeug.

Zur weiteren Verſchönerung des Körpers, nach neu-ſeeländiſchem Geſchmack, gehört auch das Punktiren im Geſicht: Manche ſchneiden oder ritzen ſich viele ſeltſame Striche auf Stirn und Wangen, und heben dieſe ſchöne Arbeit durch Beſtreichen mit blauer Farbe noch recht heraus. Weiber punktiren bloß die Lippen und eine Stelle auf dem Kinn. Aber der ganze Kopf wird von Mann und Frau mit einer Salbe, die aus Fett und Ocker beſteht, eingerieben. Und nun die blauen Punkte und Linien darüber — es muß geſchmackvoll ausſehen!

Zum Weiberputz gehört auch ein Hals-Geſchmeide von Seehunds-Zähnen, Bündel kleiner länglich geformter Perlen, die aus Knochen kleiner Vögel verfertigt werden; einige tragen Schürzchen mit Papagey-Federn und Muſchelſchalen geziert; eben ſo Mützen mit Federn beſetzt, zum höchſten Putze. Gewöhnlich aber geht alles mit bloßem Kopfe.

Die Wohnungen dieſes Volkes zeichnen ſich durch eine gewiſſe Eigenthümlichkeit aus. Taf. IX. No. 51. iſt eine von mir abgebildet. Einzeln ſieht man ſelten, oder nie eine ſolche Wohnung, jeder Stamm lebt beyſammen und baut ſich vereint an, ſo daß aus dieſer Verbindung ganze Dörfer von zehn und mehreren Hütten entſtehen. Eine wird ſo nahe als möglich an die andere hingeſtellt, und der Stamm wählt eine ſteile Landſpitze, oder einen kaum zugänglichen Felſen zu dieſer Anſiedlung. Die größte dieſer Hütten iſt dreyßig Fuß lang, funfzehn breit und nur ſechs Fuß hoch. Das Geſtell iſt regelmäßig angelegt, aus Sparrenwerk, das abwechſelnd roth und ſchwarz angeſtrichen, und durch biegſame dünne Baumzweige an die Hauptbalken befeſtigt wird. Mit Binſen ſind die Wände feſt und rein-

lich belegt, mit Schilf und Rohr iſt das Dach gedeckt, an deſſen Auſſenſeite wieder mehrere Stäbe in gleicher Entfernung von einander angebracht ſind, welche ſich oben durchkreuzen und Feſtigkeit bewirken. Die Thüre iſt nichts weiter, als ein kleines viereckiges Loch, groß genug, um durchzukriechen, und eine noch weit kleinere viereckige Oeffnung an eben dieſer Wand dient dazu, dem Rauch Ausgang zu verſchaffen. Der Boden iſt feſt geſtampft. An Geräthſchaften iſt die Hütte ſehr arm: ſie beſtehen in einigen geflochtenen Körben und Taſchen oder Säcken, worin das zum Fiſchfang nöthige kleine Geräth ſteckt, und in wenigen hölzernen Schalen, die ſie mit Meſſern von Muſcheln und mit Beilen von Stein, alles von eigner Erfindung, künſtlich genug bearbeiten. In der Mitte der Hütte wird Feuer angemacht, um welches die Bewohner auf bloßer Erde ſich herum lagern. Zum Lager wird Farrenkraut auf den Boden geſtreut, und die tägliche Bekleidung dient am Abend als Decke.

Der Begriff von ewiger, unverſöhnlicher Feindſchaft, den dieſe Stämme unter einander haben und nähren, hat ihnen eine Art von Befeſtigung ihrer Hütten und Dörfer nothwendig gemacht. Eine doppelte Reihe von ſtarken Stöcken, zwiſchen welchen ein breiter Graben hinzieht, umgibt dieſe Dörfer, der Eingang iſt verſteckt und wird durch eine Schanze vertheidigt, welche viele Streiter faßt. Selbſt nach dem Verluſt dieſes Auſſenwerks kann das weitere Vorrücken noch durch eine zweyte Vertheidigungs-Anſtalt erſchwert werden. Dieſe beſteht in einem hohen hölzernen Gerüſte, welches auf ſtarken Balken ruht, und auf welchem fünfzehn bis zwanzig Krieger ſtets einen Vorrath von Wurfpfeilen und Steinen finden. Unter den Gebäuden im Dorfe

ſoll ſich auch eine eigene für Waffenvorräthe beſtimmte Hütte befinden; eine andere werde als gemeinſchaftliches Magazin für Lebensmittel, und eine dritte zur Niederlage der zum Fiſchfang gehörigen Werkzeuge gebraucht. So leſe ich in neuern Beſchreibern, aber ſelbſt in den ausführlichen Bemerkungen Anderſons, der Cook auf ſeiner letzten Reiſe begleitete, wird dieſer öffentlichen Anſtalten nicht erwähnt.

Die Nahrung der Neu-Seeländer beſteht größten Theils in Fiſchen und Schaltthieren. Verſchiedene Arten von Netzen und Angelhaken, die von Holz verfertigt und an der Spitze mit feinen Knochen verſehen ſind, verſchaffen ihnen dieſen Unterhalt. Sie ſind nicht gewohnt, ihre Speiſen zu kochen, aber roh verſchlingen ſie doch ihre Beute nicht, ſondern geröſtet oder gebraten. Aus dem Pflanzenreiche genießen ſie die Wurzel und einen Theil des Stängels von ſehr großem Farrenkraut (Pplypodium medullare); ein tiefes Loch in der Erde, welches man zu dieſem Zweck gräbt, dient ihnen ſtatt des Ofens. Die Wurzel, wenn ſie gebraten aufgeſchnitten wird, gibt eine Gallerte, dem gekochten Sagopulver ähnlich, nur feſter. Dieſe Subſtanz iſt wohlnährend. Eine kleinere Art von Farrenkrautwurzel wird getrocknet und aufbewahrt, um als Brod gegeſſen zu werden. Man ſchlägt ſie mit Stäben mürbe, kaut ſie aus und wirft die harten Faſern weg. G. Forſter hat dieſer Art den Nahmen Polypodium dichotomum gegeben. Weitere Nahrungsmittel ſind für die Neu-Seeländer mehrere Vögelarten, beſonders Waſſervögel und Hunde und Ratten. Aber auch Menſchenfleiſch gehört in das Verzeichniß ihrer Speiſen. Jeder Stamm iſt Feind des andern, und lauert auf den günſtigen Zeitpunkt zu einem Angriff. Daher jene Verſchanzungen

und Schutzanſtalten; denn meiſtens ſucht ein Stamm den andern zu beſchleichen und zur Nachtzeit zu überfallen. Gelingt dieß, ſo wird nichts verſchont, weder Mann, Weib, noch Kind des überwundenen Stammes bleibt am Leben, und die Erwürgten werden entweder ſchon auf dem Schlachtfelde gebraten und verzehrt, oder mit hinweg geſchleppt, um in dem Dorfe der Sieger zum Mahl zu dienen. Dieſe gräßlichen Mahlzeiten der Neu-Seeländer zeichnen ſich noch durch andere unausſprechliche Abſcheulichkeiten aus. Was nicht aufgezehrt werden kann, werfen die Barbaren ins Meer, und der Aberglaube weiſ't bey ihnen jedem, der von ſeinen Ueberwindern aufgefreſſen wurde, in jenem Leben einen Aufenthalt in ewigen Flammen an.

Die Art der Neu-Seeländer, ihre gewöhnlichen Mahlzeiten zu halten, iſt eben ſo eckelhaft, als ſie ſelbſt: jeder greift zu und frißt dem Thiere gleich. Selbſt die Colonien auf dem Kopfe ſind bey ihnen Nahrungsmittel. Man ſah ſie mit Heißhunger ſtinkendes Thranöhl und Seehundsfett verſchlingen, da die engliſchen Matroſen ihre zwey Monathe früher gefangenen Seehunde auf der Küſte auskochten, und ſelbſt den Abſchaum und den Bodenſatz in den Tonnen genoſſen ſie noch mit Begierde, und leerten auf dem Schiffe alle Lampen aus, die ſie erwiſchen konnten, ſelbſt den mit Oehl getränkten Docht nicht zurücklaſſend.

Der Neu-Seeländer lebt mit zwey und drey Frauen, doch gibt es auch viele, welche ſich mit einer begnügen; immer iſt das Loos der Weiber auch bey dieſem Volke ſehr hart, denn die meiſte Laſt der Arbeit liegt auf ihnen, ohne daß der Mann durch Milde und Güte dieſe Duldſamkeit zu lohnen ſucht. Es iſt ihnen nicht einmahl erlaubt, in Geſellſchaft des Mannes zu eſſen.

Man kann dieſen Wilden einen erfinderiſchen Geiſt und einen gewiſſen Grad von Künſtlichkeit nicht abſprechen. Beſonders auffallend reinlich und oft recht ſchön ſind viele Verzierungen, welche ſie aus Holz ſchneiden, und ihre Waffen, ihr Küchengeräthe, ſelbſt ihr Schnitzwerkzeug damit ſchmücken. Und doch beſteht das letztere nur in einem harten Stein, dem ſie die Form eines Beils mühſam genug zu geben wiſſen, und in einem Meiſel von Stein. Auſſer dieſen wird noch ein Meſſer von Muſchelſchale, oder Feuerſtein und ein Hayfiſchzahn auf einem Stückchen Holz befeſtigt, als Bohrer gebraucht. An den Vordertheilen ihrer größeren Kanots, die bisweilen fünf und dreyßig Menſchen faſſen können und funfzig Fuß Länge haben, erproben ſie ihre größte Geſchicklichkeit im Schnitzen. Gewöhnlich iſt ein großes, ſehr verzerrtes Fratzen-Geſicht unter dieſen Verzierungen befindlich, als ob es Fremden und Feinden Furcht einflößen ſollte. Ohne die ausdauerndſte Geduld iſt es unmöglich, dergleichen Schnitzwerk mit ſo äußerſt ſchlechtem Werkzeuge zu verfertigen.

Die Neu-Seeländer ſind ſehr leicht beleidigt und furchtbar in ihrem Zorn. Ihre Rache iſt unverſöhnbar. Sie ſind ſehr mißtrauiſch und ſehen in jedem Mitgliede eines andern Stammes einen Feind. Doch nehmen ſie einen Gaſtfreund, der ſie beſucht, gut auf, und theilen willig ihren Speiſevorrath. Sie ſtehlen ſehr gern alles, was ihnen von europäiſchen Tauſchwaaren vorkommt, und freuen ſich einer gelungenen Liſt.

Mit ihrem geringen Grade von Kenntniſſen ſcheinen ſie ſehr zufrieden zu ſeyn und äuſſern wenige Neugierde. Nur einen Augenblick feſſelt das Neue ihre Aufmerkſamkeit, und ſogleich iſt der Eindruck verwiſcht, den es auf ſie machte. Nicht mit Unrecht macht man ihnen den

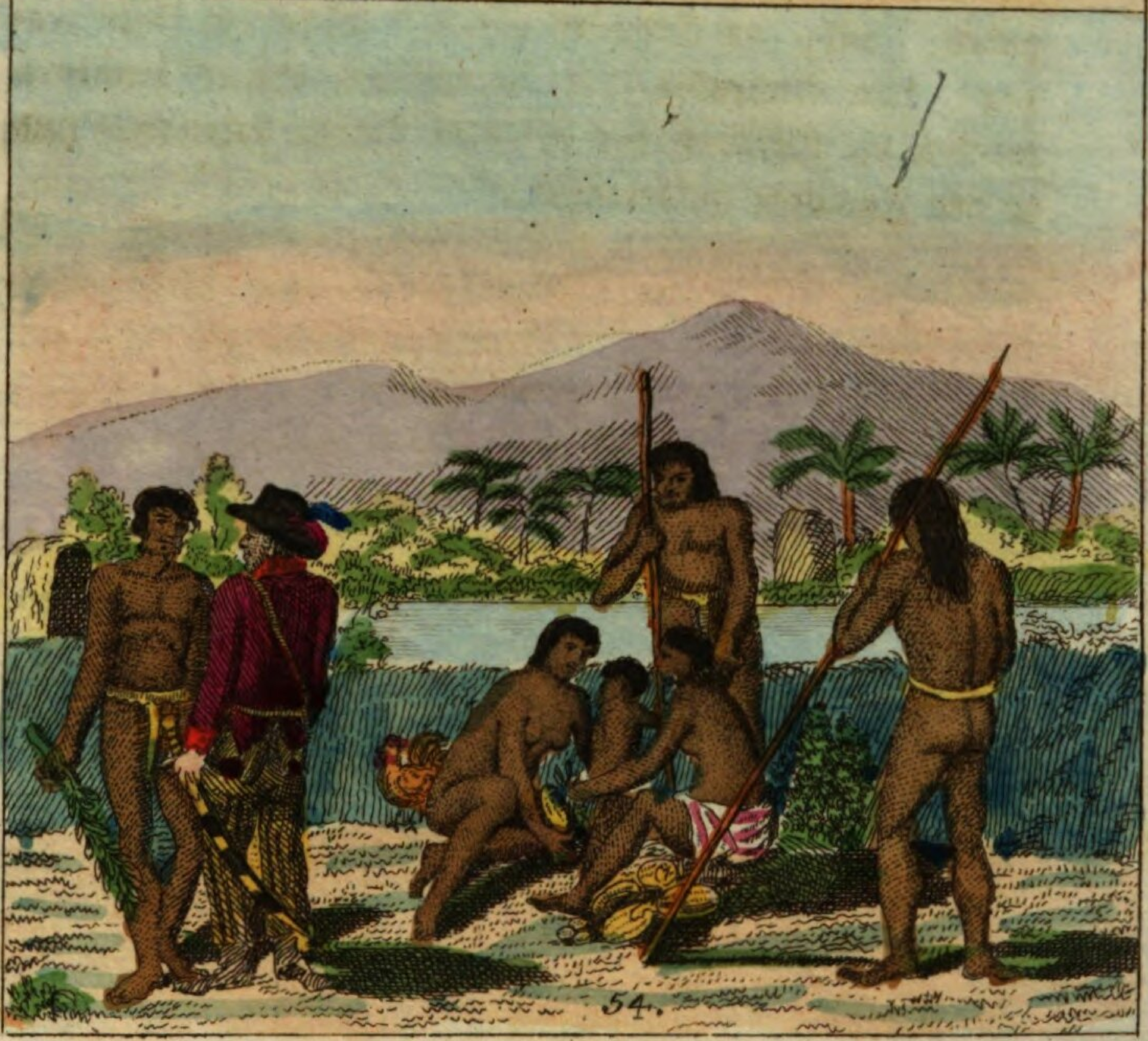
Vorwurf, daß ſie im Austauſch ihrer Waaren mit Europäern dieſe abſichtlich zu betrügen ſuchen. Es gibt keine Geſetze, keine Obrigkeiten, höchſtens ſcheint dem Familienhaupt einiger Vorzug vor den übrigen Mitgliedern eingeräumt zu werden, und im Kriege dem von dem ganzen Stamm erwählten Anführer. Mit Spießen, Wurfpfeilen, Beilen, Streitkolben und Schleudern bewaffnet, folgt dieſem die Schaar unbedingt. Fürchterliches Gebrüll und ein Waffentanz, wobey eine Muſchel als Trompete dient, eröffnen die Schlacht, wo Sieg oder Tod die Loſung iſt. Von ihren übrigen Gebräuchen iſt noch wenig bekannt. Daß ſie Götzen verehren, unter welchen einer über alle andere herrſcht, und daß ihre Prieſter in großem Anſehen bey dem Volke ſtehen, haben neuere Reiſende bemerkt, aber keine gottesdienſtlichen Verſammlungsplätze. Bey einer ſehr einfachen Koſt, und bey vieler Bewegung in freyer Luft unter einem milden Himmel, erreichen die Neu-Seeländer gewöhnlich ein hohes Alter, dem viele Schwächen unſrer Greiſenjahre fehlen; ſie verliehren weder ihre Zähne, noch ihre Hauptհaare, und dieſe behalten ſogar die Farbe.

Sie begraben ihre Todten und betrauern ſie einige Tage, ehe man die Leiche zur Grube bringt, durch Geheul und Zerkratzen des Geſichts mit ſcharfen Steinen und Muſcheln, bis das Blut in Strömen abfließt, und ſich mit ihren Thränen miſcht. Ihr Schmerz ſcheint durchaus wahr und ungekünſtelt zu ſeyn. Aber nicht nur Schmerz über den Verluſt eines Verwandten oder Freundes äußert ſich bey dieſem Volk auf eine ſo gewaltſame Weiſe, ſondern auch die Freude über das Wiederſehen eines lange Abweſenden bringt die nähmliche Wirkung hervor. Dann folgen Tänze und Geſänge,

die auch hier, wie faſt überall, von der frohen Stimmung des Gemüths erweckt werden. Der Tanz iſt äuſserſt taktmäßig; Flöten begleiten ihn, und ihren Geſängen, welche Thaten der Vorzeit, Kriegsſcenen und ihrer Heerführer Gefahrverachtung preiſen, fehlt eine gewiſſe Harmonie nicht, ſo wenig auch die Kunſt Antheil daran hat. Die Wiederholung dieſer Lieder, die gleichſam den jüngern Mitgliedern einer Familie zum Unterricht dient, füllt einen großen Theil ihrer Zeit aus: ſie ſind daher Kindern von neun bis zehn Jahren ſchon ſo gut wie ihren Vätern bekannt.

Um das Andenken ihrer Freunde zu ehren, ſchnizzen ſie aus grünem Jaspis kleine mißgeſtaltete Menſchenfiguren, denen ſie große Augen von Perlmutter geben, und, an Schnüre gefaßt, ſolche am Hals tragen; zum Andenken der erfocht'nen Siege hingegen werden die Skalpen der erlegten Feinde getrocknet und in den Familien aufbewahrt.

Taf. X.



Gebräuche und Sitten der Sandwich-Insulaner.

Taf. X. Fig. 53. 54.

Einer Gruppe von eilf Inſeln, welche nordweſtlich jenſeits des Aequators unter dem 20. Grad nördl. Breite und 220. Grad der Länge liegen, hat Cook den Namen der Sandwich-Inſeln gegeben. Ein mildes Klima, gleich weit entfernt von allzu läſtiger Hitze und von Winterfroſt, zeichnet dieſe Eilande vortheilhaft aus, und erhebt ſie mit in die Reihe der ſchönſten Gegenden unſerer Erde. Einige haben hohe Gebirge, deren Spitze ſich mit Schnee bedeckt, aber in den Thälern und Ebenen wuchert die erzeugende Kraft der Natur; die herrlichſten Pflanzen gedeihen, und der Boden, der ſich mannichfaltig und ſanft hebt und ſenkt, iſt jedem Anbau günſtig. Der Brod-Fruchtbaum iſt auch hier, wie in mehreren Inſeln der Südſee einheimiſch, dieſes vortreffliche Produkt jener glücklicheren Gegenden, das dem Beſitzer faſt alles darreicht, was er zur Erhaltung ſeines einfachen Daſeyns nöthig hat. Schon wenige Jahre nach dem Anbau blüht dieſer herrliche Baum, der in dem Zeitpunkt des vollendeten Wachsthums eine Höhe von vierzig Fuß erreicht; und vom December bis July eines jeden Jahres

wird er nie leer an Blüthe und Frucht. Drey Bäume für jeden Menſchen, mehr bedarf es nicht, um jeden das ganze Jahr hindurch vor Mangel zu ſchützen. Seine runde Frucht, im Zuſtand der Reife von gelber Farbe, einen Fuß im Durchſchnitt meſſend, wird geröſtet als Brod genoſſen. Auch kann man ſie in Gruben aufbewahren, wo ſie in Teig übergeht, aus welchem ſehr nährende und wohlſchmeckende Klöße gebacken werden. Das Holz des Baumes wird zum Bau und zu Hausgeräthſchaften verbraucht; das Blatt dient als Teller und Tiſchtuch; die getrocknete männliche Blüthenkolbe als Zunder; aus dem Baſt werden feine Zeuge zu Kleidungen und Matten verfertigt, und ſelbſt das ſchwarze Gummi, welches dem Stamm entriefſt, wird mit Kokoßnußmilch verſetzt, zu feſtem, nützlichem Leim.

Außer dieſem herrlichen Baum dienen Piſang, Bananas, Yamswurzeln, Pataten, Zuckerrohr, Kürbiſſe den Bewohnern dieſer Inſeln zur Nahrung, und gedeihen ſchnell und ohne viele Pflege. Aber arm ſind die Sandwich-Eilande an vierfüßigen Thieren, nur Schweine, Hunde, Ratten ſind dort einheimiſch, ſie werden gegeſſen, und gemäſtete Hunde, davon beträchtliche Schaaren einen Theil des Reichthums der Vornehmen ausmachen, gehören zu den Leckerbiſſen der Schwelger. Die Zucht zahmer Hühner, welche dort ſehr beträchtlich iſt, ſo wie die Beute an Seethieren aller Art, vermehrt die Reihe der Nahrungsmittel der Sandwich-Inſulaner. Sie gehören zu den gutmüthigſten, harmloſeſten und bildungsfähigſten Menſchen, welche nur irgendwo angetroffen werden können. Sie ſind nur mittelmäßig groß, aber feſt, dauerhaft; nicht vorzüglich ſchöne Ebenmaße zeichnen ihren Körper aus, aber mangelhaft iſt vielleicht keiner, keiner

gebrechlich; ihre Geſichtsbildung im Allgemeinen fällt nicht auf, aber das Offne, Gutherzige, welches dem beobachtenden Fremdling daraus entgegen leuchtet, zieht ihn an, und läßt ihn überſehen, daß das, was man Geiſt nennt, darauf ſeinen Sitz nicht habe. Aber auch hier gibt es ſehr bedeutende Ausnahmen, und Cook und ſeine Reiſegefährten haben unter dieſen Inſulanern Männer gefunden, deren herrlicher Wuchs und vortreffliche Geſichtsbildung den Idealen der Griechen nahe kommt.

Jene Zartheit der Bildung, die überhaupt dem weiblichen Geſchlechte vor dem männlichen zukommt, fehlt den Sandwich-Inſulanerinnen größten Theils, und auch bey den ſchönſten ſind weite Naſenlöcher auffallend, und entſtellen das runde Geſicht, dem es oft nicht an Reizen mangelt. Es gibt überhaupt keine vortheilhafte Idee von der Bildung dieſer Weiber, wenn die neueſten Reiſenden behaupten, daß hier in Anſehung der Größe, Proportion und Farbe beyder Geſchlechter eine weit größere Uebereinſtimmung, als anderswo, herrſche. Sie ſind nußbraun, doch bisweilen auch dunkler, ihr Haar iſt ſchlicht, bisweilen nur ſehr wenig kraus, ſchwarz von Natur, aber durch Kunſt roth angeſtrichen.

Gewöhnlich gehen die Männer unbekleidet, eine ſchmale Binde von Zeug ausgenommen, welche an einen eben ſo ſchmalen Gürtel ſchließt, und die Schaamtheile bedeckt. Auch Frauen trugen dieſe Gürtel: viele aber wickelten ein Stück Zeug unter der Bruſt um den Leib, welches von da bis zu den Knieen reichte; wieder andere behingen die Schultern damit und verſchafften dadurch dem Körper einige Bedeckung. Zum Kampfe bekleiden ſich die Männer mit

einem kurzen Mantel von Baſt, und ſetzen einen Helm auf, der oft ſehr künſtlich aus Federn von bunten glänzenden Farben verfertigt iſt. Vornehme Sandwich-Inſulaner auf Owaihi ziert ein koſtbarer Mantel von künſtlich in einander geſchobenen Federn, deſſen Schönheit und ſammtartige Zartheit ſelbſt die Europäer rühmen. Bisweilen iſt dieſer Mantel nur kurz, bisweilen aber lang, bis auf die Ferſen, und nachſchleppend. Die Wahl der Farben, und ihre mannichfaltige Zuſammenſtellung nach einem beſtimmten Muſter iſt bewunderungswürdig, und die Wirkung ſehr vorzüglich.

Der Kopf bleibt bey beyden Geſchlechtern gewöhnlich ohne Bedeckung; Frauen und Mädchen tragen das Haar am Vorderkopfe lang, hinten aber kurz abgeſchnitten; manche beſchneiden es rings um den Kopf: ſelbſt bey den Männern bemerkt man Verſchiedenheit in Anſehung des Schnittes der Haare. Auf beyden Seiten des Kopfes ſcheeren ſie ſolche kahl ab, aber von der Stirne bis zum Nacken bleibt auf der Mitte des Kopfes eine Art von Mähne ſtehen, welche dem Haarſchweife auf Helmen ähnlich ſieht. Andere flechten aus dem ganzen Haarvorrath eine Menge fingerdicker Zöpfe, und laſſen ſie über den Rücken hinab frey hängen. Es ſind ſogar falſche Zöpfe bey dieſen Inſulanern bemerkt worden: eine ſeltſame Eitelkeit, um deſto ſeltſamer, da ſie ſonſt auf die Verſchönerung und Erhaltung des Haares wenig achten, und nicht ein Mal eines Kammes ſich zu bedienen wiſſen, um es in Ordnung zu bringen.

Die Sandwich-Inſulaner tragen keinen Schmuck an den Ohren, und weichen darin von andern Völkern der Südſee-Inſeln ab, welche die Ohrläppchen zu

ſchlitzen gewohnt ſind. Aber ſehr eigne Halsbänder dienen bey jenen zum Putz: ſie ſind wie unſere Hutſchnüre, ſchwarz, und werden mehr als hundert Mal um den Hals geſchlagen; auch hängt ein Stückchen Holz, Stein oder Muſchel vorn von dieſer Halsbinde herab. Die Frauen zieren die Arme mit Bändern, auf welche Holz oder Muſcheln, oder ſogar die Fangzähne von Schweinen ſo aufgezogen werden, daß ein Zahn an den andern in aufwärts gekehrter Richtung anſtößt, und alle zuſammen den Arm, wie ein Ring, umgeben. Auch ſind Haarverzierungen von bunten kurzen Federn üblich. Sonderbar iſt der Kopfputz einiger Männer, einen Hundeſchwanz an den Haaren feſtzubinden, ſo daß am Ende eine Quaſte hervorſteht.

Auch auf dieſen Inſeln iſt das Punktiren im Gebrauch, nur wird dieſe Körperentſtellung nicht nach ſo ſtrengen Grundſätzen beobachtet, als auf andern Inſeln. Die Sandwich-Inſulaner begnügen ſich größten Theils mit wenigen, in Punkten an der Bruſt, oder auf den Armen und Lenden, ausgedrückten Linien und Figuren, welche bisweilen mit Geſchmack gewählt und leicht angegeben ſind.

Die Bewohner dieſer Eilande ſiedeln ſich in ziemlich großen Dorfſchaften an, und ihre Häuſer haben viel Eigenthümliches. Sie gleichen in einiger Entfernung den Heu- oder Kornſchobern, welche wir bisweilen nach reichen Ernten auf den Feldern ſehen. Meiſtens laufen beyde Hauptſeiten des Daches (und die ganze Hütte iſt faſt nur Dach zu nennen) in einen ſehr ſcharfen Rücken zuſammen, und beyde Giebel ſind völlig geſchloſſen. An der einen Hauptſeite wird eine ſo niedrige viereckige Oeffnung gelaſſen, daß der Bewohner nur hinein kriechen kann. Dieß iſt

die einzige Oeffnung an dem ganzen Gebäude. Dieſes iſt bisweilen vierzig bis funfzig Fuß lang, und zwanzig bis dreyßig breit. Das Geſtelle wird aus Gebälke regelmäßig verfertigt, und mit langem Gras und Schilf ſehr gut und reinlich gedeckt. Eine ſo einfache Wohnung entbehrt aller koſtbaren Geräthſchaften. Der Boden wird geſtampft, mit trocknem Gras beſtreut und an den Seiten mit Matten belegt; dieß ſind die Schlafſtellen der Bewohner. An einem Ende des Hauſes läuft eine drey Fuß hohe breterne Bank quer hin, und auf dieſem findet alles Küchengeräthe der Familie ſeinen Platz; einige Kürbißflaſchen, größer und kleiner, bald offen, bald mit Deckeln verſehen, einige Schalen und Teller von Holz. Weſſen Aufenthaltsort die Natur ſo reichlich beſchenkt, der bedarf wenig, um von ihren Gaben Gebrauch zu machen. Dennoch gehören die Sandwich-Inſulaner zu den Wenigen jenes Himmelsſtrichs, welche auch an Morgen denken, und ſogar die Kunſt zu Hülfe rufen, um Speiſevorräthe zu bewahren. Sie ſalzen Schweinefleiſch ein. Flaſchenkürbiſſe dienen ihnen ſtatt der Tonnen, und ihr Salz iſt von röthlicher Farbe; es bildet ſich an dem Boden der Teiche. Die Hausöffnung wird durch eine hölzerne Thüre verſchloſſen, welche aber nicht in Angeln hängt, ſondern angelehnt und weggeſtellt wird, wie es der Gebrauch erfordert. Auch iſt an den Wohnungen der bedeutenderen Leute eine Umzäunung angebracht, deren Eingang am Abend durch Balken gleichſam verrammelt wird. In einem ſolchen Hofbezirke liegen auch oft mehrere kleinere Bedientenwohnungen um die größere her. Ganze Dörfer ſind durch Mauern von frey liegenden Steinen beſchützt, und die Vertheidiger ſind geübt, dieſen beweglichen Verſchanzungen ſchnell eine andere Richtung zu geben, wie es der Angriff erfordert. Weiber und

Kinder bleiben in dieſem Fall weit hinter den Streitern, die ſich mit Schleudern, Spießen und Dolchen mit tollkühnem Muth wehren. Dringt ein Feind vor, ſo werden Weiber und Kinder in Felſenhöhlen verborgen, deren Zugänge ſich ſchwer entdecken und durch wenige Krieger vertheidigen laſſen. In ſehr dringenden Fällen finden jene in unterirdiſchen, von der Natur gebildeten Gewölben, in welche man ſie an Seilen hinabläßt, eine Zuflucht. Der Sandwich-Inſulaner iſt ein äußerſt beſorgter Gatte und Vater, und wenn er auch gleich ſeiner Frau das Recht mit ihm zu ſpeiſen verſagt, ſo lebt er doch in großer Eintracht mit ihr. Er iſt ſeines Freundes ausdauernder Freund, und mancher hat bewunderungswürdigen Muth gezeigt, um einen Freund zu retten, oder wenigſtens doch die Leiche des Getödteten nicht dem Sieger zu überlaſſen. Als Cook auf Owaihi erſchlagen ward, und ein Theil der engliſchen Seeſoldaten ſich auf einer Anhöhe feſt geſetzt hatte, die von den Einwohnern bedroht wurde, ſchlichen zwey Inſulaner herbey, um ſich der Verſchanzung auf felſigem, faſt unzugänglichen Wege zu nähern. Ihr Angriff war muthig, aber eine Kugel ſtreckte den einen zu Boden; auch der andere ward verwundet; dennoch erneuerte er unter dem beſtändigen Feuer der Europäer ſeinen Verſuch, wenigſtens die Leiche des Freundes mit ſich hinweg zu ſchleppen, drey und vier Mal, bis es ihm gelang. Er lud den Getödteten auf, allein er ſelbſt hatte nun ſo viele Wunden, daß er nach einigen Schritten todt niederſtürzte.

Die Speiſen aus dem Pflanzenreiche, welche dieſen Inſulanern zur Nahrung dienen, werden in Gruben mit erhitzten Steinen gebacken, eben ſo auch ihre Fleiſchſpeiſen, und eine große Anzahl von Menſchen, wohl gar ein ganzes Dorf bäckt in einem Ofen gemein-

ſchaftlich, und theilt den Vorrath. Minder ſtreng als auf andern Inſeln des Südmeers darf die Frau, obgleich nicht mit dem Mann, nicht aus einer Schüſſel, aber doch am nämlichen Orte ihre Speiſen verzehren. Dieſe werden auf hölzernen Tellern aufgetragen.

So wie die Sandwich-Inſulaner zu den gutmüthigſten, harmloſeſten Bewohnern der Südſee-Inſeln gehören, eben ſo ſtehen ſie auch in Anſehung der Fähigkeiten und einem bedeutenden Grad von Ausbildung keinen andern nach. Die Menge ihrer Kunſtfertigkeiten iſt groß, und was ſie beginnen, wird gut und anſtändig vollbracht. Es kann nicht leicht irgendwo geſchicktere Schwimmer und Taucher geben. Mitten in den Wellen verlaſſen ſie ihr Kanot und ſchwimmen zu einem andern hin, und wenn man öfters Frauen geſehen, welche, wenn das Boot wegen der furchtbaren Brandungen nicht landen konnte, mit ihrem Kinde in die empörten Wogen ſich ſtürzten, und ohne Gefahr das Geſtade erreichten. Die Bewohner der Sandwich-Inſeln, von einem glücklichen Himmelsſtrich begünſtigt, verleben ihre Tage in träger Unthätigkeit, ſie widmen einen guten Theil ihrer Zeit mehreren Handarbeiten, die einen geltenden Beweis ihrer Einſichten geben. Die Schönheit und Mannichfaltigkeit der Muſter, welche ſie an ihren Zeugen, die aus der Rinde des Papier-Maulbeerbaumes verfertigt ſind, anbringen, iſt erſtaunlich; ihre Farben ſind gut gewählt, und das rothe beſonders ſehr brennend. Sie färben bunt und einfarbig, auch ſieht man ganz weiße Stücke. Andere Zeuge wiſſen ſie mit Firniß zu tränken, und ziemlich waſſerdicht zu machen. Nicht minder dauerhaft und ſchön ſind die Matten, welche die Sandwich-Inſulaner verfertigen; ſie wirken bunte Würfel und andere Figuren ein. Auch zieren ſie ihre Kürbißflaſchen mit ſchwarzen Linien und

Triangeln. Schon im Wachſen geben ſie dieſer Frucht durch Binden und Umwickeln die zum Gebrauche nützlichſte Form, und überziehen die ſchönſten davon ſogar mit Firniß. Kein europäiſcher Drechsler kann glattere Schalen verfertigen, als dieſe Naturmenſchen, denen die künſtlichen Werkzeuge gänzlich mangeln, welche jenen bey ſeiner Arbeit ſo ſehr unterſtützen. Dergleichen vortrefflich geglättete Schalen ſtehen oft auf vier kleinen menſchlichen Figuren, an denen man Ebenmaß und Ausdruck nicht verkennen kann. Spitzige, ſcharf geſchliffene Steine, Hayfiſchzähne, Muſcheln ſind die einzigen Werkzeuge dieſer Leute; und dennoch vollbringen ſie damit die allerzierlichſten Arbeiten. Ihre Tagesordnung iſt ſehr einfach: ſie verlaſſen mit Aufgang der Sonne ihr Nachtlager, und legen ſich einige Stunden nach ihrem Untergang zur Ruhe: jeder ſucht noch vorher die erquickende Kühle des Abends recht zu genießen. Den Tag über wechſelt Arbeit mit Erhohlung ab; die Vornehmen, oder Erihs, Befehlshaber, flechten Matten und zimmern Kanots; Verfertigung von Zeugen und alle häusliche Arbeit gehört für die Frauen; der Landbau und Fiſchfang wird von den Leibeigenen, Tautaus betrieben. Müßige Stunden füllt man auch hier mit Geſang, Tanz und andern Zeitverkürzungsmitteln aus.

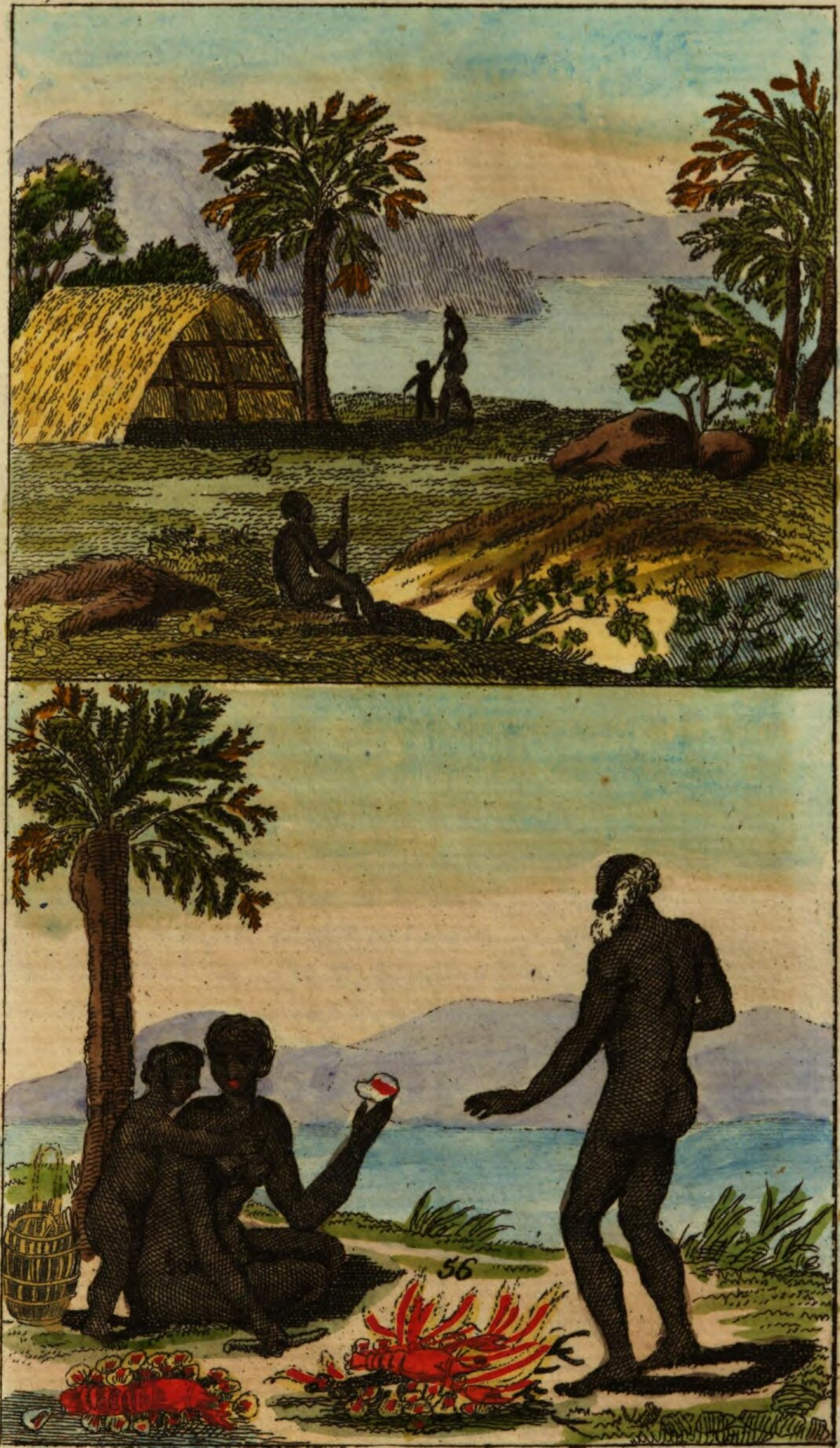
Jeder Tanz fängt mit Geſängen an, und der erhält hier, als der beſte Tänzer, den lauteſten Beyfall, wer die wildeſten Bewegungen nach dem Takte macht, und ſolche am längſten fortſetzt. Alle Zuſchauer rufen ihm ihre Bewunderung entgegen. Bey Feyerlichkeiten werden Baxkämpfe angeſtellt. Unter den Mannsperſonen ſind mehrere Arten von Spielen üblich, wobey mancher ſein halbes Vermögen einſetzt und verliert: kaum kann ſich bey Europäern die Spielſucht ſchrecklicher äußern, als bey dieſen Inſulanern: der Verlierende geräth in

Gebräuche und Sitten der Einwohner von Van Diemens-Land.

Taf. XI. Fig. 55. 56.

Der ſüdlichſten Spitze von der größten aller Inſeln im Südmeere, Neuholland, die ſich an Flächeninhalt faſt mit ganz Europa mißt, hat man von ihrem Entdecker den Namen van Diemens-Land gegeben. Die neueſten Erdbeſchreiber weiſen Neuholland eine Lage zwiſchen dem eilften und drey und vierzigſten Grade ſüdl. Breite, und zwiſchen dem 130. und 172. Grade der Länge an, und aus dieſer Beobachtung wird es deutlich, daß ein ſehr verſchiedenes Klima die verſchiedenen Theile dieſes Landes beherrſchen müſſe. Die nördlichſten, dem Aequator am nächſten liegenden Gegenden trifft ein hoher Grad von Hitze, der die Pflanzenwelt faſt vernichtet, und die Keime der Fäulniß ſchnell weckt; aber eines milderen Himmels erfreuen ſich die ſüdlicheren Gegenden, und auf van Diemens-Land wehen oft rauhe Winde, und die Gebirgſpitzen bedecken ſich mit Schnee. Die Pflanzen wuchern hier in aller Fülle und Mannichfaltigkeit, und nirgens findet der Botaniker reichere Ausbeute an ſchönen Gewächſen, Bäumen und Blumen. Wälder von undurchdringlicher Dichtheit, mit Bäumen von 150 Fuß

Taf. XI.



Höhe geſchmückt, decken Hügel und Ebenen; die Axt des Menſchen hat ſich dieſen Koloſſen der Pflanzenwelt nie genähert; nur die Zeit trotzt ihrer Feſtigkeit, und der Sturmwind iſt ſtark genug, auch die dickſten zu entwurzeln, und verderblich über ihre Nachbarn hinzuwälzen.

Die Bewohner dieſes Landes ſind Wilde, die noch ziemlich auf den unterſten Stufen der Kultur ſtehen: ſchon Cook hat ſie beſucht und beſchrieben, aber ſeine Schilderung macht ſie allzu elend und arm; ärmer, dümmer noch, als jene Halbmenſchen im Feuerlande, deren ewiges Peſcherä faſt zweifeln läßt, daß ſie eine eigentliche Sprache haben.

Genauer hat ſie, unſerer Zeitperiode näher, wohl dreyzehn Jahre ſpäter, als jener kühne Weltumſeegler, der Naturforſcher Labilladiere, welcher auf Befehl der franzöſiſchen Nation im Jahre 1791 bis 94 den Erdball umſchiffte, beobachtet, und ſeine umſtändliche, und wie es ſcheint, getreue Schilderung bringt jenes Volk dem vernünftigen Menſchen näher, und hebt es vortheilhaft hervor. Dieſen neueſten Beobachtungen folge ich gern, denn auch der Eingeborne von van Diemens-Land erſcheint dadurch in einem guten Lichte, und wird ſelbſt auf ſeiner niedrigen Bildungsſtufe achtbar.

Lange hatten dieſe Inſulaner den Umgang der angelandeten Franzoſen vermieden, ob dieſe gleich, faſt ohne Waffen, die Küſtengegenden häufig durchſuchten; Thäler, die tiefer in das Land führten, durchwanderten; und ſorglos, von der Liebe zur Naturkunde angeſpornt, die waldigten Gebirge zu erklettern ſtrebten. Labilladiere war einer der erſten, dem es glückte, ein Verkehr mit den Eingebornen anzufangen. Bey

einer botaniſchen Wanderung in das Innere der Gegend, die er in Geſellſchaft von einem Gärtner und zwey Bewaffneten unternahm, überraſchten ihn unvermuthet menſchliche Stimmen, die er im Gebüſche hörte. Er erblickt im nämlichen Augenblick eine große Anzahl von Inſulanern, und geht unerſchrocken auf ſie zu. Es waren zwey und vierzig Menſchen, Männer, Weiber, Jünglinge, Mädchen und kleine Kinder. Die Männer und Jünglinge bildeten ſogleich einen halben Zirkel, und wieſen einige Schritte hinter demſelben den Weibern, Mädchen und Kindern ihre Stellen an. Freundlich lächelnd wurden die Fremden empfangen, und mit recht inniger Zuneigung behandelt. Man gab ſich wechſelſeitig Geſchenke, und der Franzoſe erhielt gegen Taſchentücher, die ſehr wohl aufgenommen, und als Kopfbinden benutzt wurden, kleine Beeren, welche in der Mitte durchlöchert, auf eine Schnur gezogen, und als Zierde um den Kopf gewunden geweſen waren. Dieſe Menſchen zeichneten ſich durch eine gute, kräftige Geſtalt aus; ſie waren nicht ſehr groß, aber wohl gebaut, blaßſchwarz von Farbe, aber ſchwärzer durch Kohlenſtaub, womit ſie ihren Leib eingerieben hatten. Ihre Haare glichen gänzlich ſchwarzer Wolle, und alle Männer ließen ihre Bärte wachſen. Mehrere Weiber hatten den Kopf ganz, andere nur bis auf einen ſchmalen Haarſtreifen, der, wie ein Kranz, um den Hirnſchädel lief, abgeſchoren. Eigentliche Kleidung ſah man bey keinem; mehreren Weibern und Mädchen hieng ein Fell von dem Kangourou von den Schultern herab, aber keineswegs zur Verhüllung der Theile des Leibes, welche die europäiſche Sittſamkeit verſteckt; denn alle dieſe Theile blieben nackend. Ihre Geſichtszüge waren roh, der Mund groß, die Naſe breit, ohne platt zu ſeyn; alle hatten herrliche Zähne, und an den Männern wurde man auf der Bruſt hohe

Narben, die Folgen von mühſamen und ſchmerzhaften Einritzungen, gewahr. Die Oberlippe der kleinen Kinder ſtand mit der obern Kinnlade weit über die untere hervor, aber dieſe Sonderbarkeit ſchien ſich bey den Erwachſenen, wo dieſes Vorſpringen kaum noch merklich wurde, verloren zu haben.

Noch immer ſtanden die Weiber und Mädchen hinter dem halben Kreiſe der Männer in einiger Entfernung; Neugierde trieb ſie heftig an, die Fremdlinge genauer zu betrachten. Endlich erlaubten ihnen die Männer, ſich zu nähern. Die Freude war nun groß und allgemein, und alles, was die Fremdlinge thaten, erregte Bewunderung bey dieſen Inſulanern. Man machte ihnen einige Meſſer zum Geſchenke, und konnte recht deutlich ſehen, wie groß ihre Freude über deren Beſitz war, und wie ſehr ſie den Werth der Gabe einſahen. Sie verlangten alles, was man ihnen zeigte, waren aber eben ſo willig, von ihrem Verlangen abzuſtehen, wenn man es nicht erfüllen wollte, als ſie froh waren, ihre Wünſche befriedigt zu ſehen.

Einer von dieſen Wilden gab durch Zeichen zu verſtehen, er habe die Fremdlinge in der Nacht belauert, da ſie im Walde ſchliefen. Jenſeits eines Baches hatte er ſich hingeſchlichen, um den Schlummer der weiſſen Männer zu beobachten. Aber weder er, noch einer von den übrigen Inſulanern hatte auch nur die entfernteſte Begierde gezeigt, die allzu ſicher Schlummernden in ihrer Ruhe zu ſtören, oder zu berauben. So gutmüthig ſind dieſe Menſchen, die uns andere als ſehr wenig dienſtfertig und alles Gefühls beraubt, ſchildern wollen. Ihr Dienſteifer ging ſo weit, daß ſie nun die Fremden gegen das Ufer zu begleiteten,

ſich jetzt erſt, gleichſam zu ihrem Schutze, mit Speeren verſehend, welche ſie im Gebüſche verborgen hatten. Mit vieler Gewandtheit machten ſie Verſuche, ein beſtimmtes Ziel mit dieſen Speeren zu erreichen. War der Weg durch Geſträuche verwachſen, ſo liefen einige voraus, um ihn zu ſäubern; machten Steine und Holz die Stelle unwegſam, ſo ſtützten ſie ihre Gäſte mit den Armen, damit ſie nicht fallen ſollten.

Die franzöſiſchen Reiſenden fanden mehrere Hütten, welche den Eingebornen zum Aufenthaltsort bey ſchlimmer Witterung dienen. Sie waren einfach, von dünnen Baumſtämmen und Aeſten aufgerichtet, und mit Baumrinde belegt. Meine Leſer ſehen auf der Taf. XI. 55. die äußere Geſtalt einer ſolchen Wohnung. Sie iſt inwendig ganz leer, nur wird bisweilen der Fußboden mit trocknem Graſe beſtreut. Aber noch ſonderbarer iſt eine andere Art von Wohnung dieſer Inſulaner. Daß Bäume von ungeheurer Höhe und Dicke keine Seltenheit in dieſem Lande, beſonders gegen die Küſten zu, ſeyen, haben meine Freunde ſchon weiter oben gehört; ſie ſtehen, vom Unterholz befreyt, in majeſtätiſcher Pracht da, und ihr hohes Laubdach gewährt Schutz. Aber größeren der ungeheure dicke Stamm. Die Inſulaner höhlen dieſen aus, doch mit Vorſicht; denn da ſie die Hälfte und darüber von dem äußern Umfang nicht an der Rinde verletzen, ſo grünt der Baum fort, und wird ihnen nun auf gedoppelte Art nützlich. Feuer iſt das einzige Werkzeug, deſſen ſie ſich zu dieſer ſeltſamen Art von Hausbau bedienen können: man hat öfters eine kleine lehmige Erhöhung in der Mitte des innern Raumes, gleichſam als Heerd, bemerkt, aber an Hausbequemlichkeiten, Geräthſchaften, Sitze, Tiſche, darf nicht gedacht werden. Sehr oft iſt der Raum ſo groß, daß mehrere Menſchen darin

Platz finden, gegen Schneegeſtöber, Regen und Stürme geſichert. Sie hucken ſich, nach Art faſt aller Wilden zuſammen: die Oeffnung der Baumhöhle wird auf der, dem Winde am mindeſten ausgeſetzten Seite angebracht. So ſehr iſt der Menſch im Zuſtande der Natur mit dem Einfachſten zufrieden, was ihm die menſchenfreundliche darbeut, und, der Entbehrungen ungeachtet, iſt ſelbſt der Inſulaner auf van Diemens-Land in einer Baumhöhle nicht unglücklich und freut ſich eines Daſeyns, das der ausgebildete, oft verbildete Europäer kaum eines Wunſches werth achten mögte. Und gewiß nur der iſt der größeren Bequemlichkeit und Anmuth des Lebens, (dieſer ſchätzbaren Geſchenke des aufſtrebenden Verſtandes,) werth, der bey ihrem Genuß fühlt, er ſey ein eben ſo viel beſſerer Menſch wie jener Inſulaner, als er ein reicherer iſt. Es mögte manchem ſchwer werden, auf dieſe Art ſeine Anſprüche auf verfeinerten Lebensgenuß zu erweiſen!

Bey wiederholten Beſuchen bezeigten ſich jene Wilden ſtets eben ſo gutmüthig und wohlwollend als Anfangs: ein ſonderbarer, durchdringender Schrey machte jedes Mal ihre Freude über die Wieder-Erblickung der Fremdlinge kund. Man prüfte, was für Wirkung die Töne einer Violine bey ihnen hervorbrächten: aber dieſe ſchienen ſie ſo wenig zu erfreuen, daß ſie endlich beyde Ohren mit den Fingern verſtopften. Stets fand man ſie in kleinen oder größeren Gruppen um verſchiedene Feuer, gleichſam familienweiſe, herſitzend. Oft dient alsdann das Kangouroufell, welches im Gehen über die Schulter geworfen wird, als Matte um weicher zu ſitzen. Der ganze Körper bleibt nackend. Nur im höchſten Nothfall, bey einem hohen Grad von widriger Witterung wird der

Aufenthalt im Freyen mit dem in der Hütte oder Baumhöhle verwechſelt.

Mit vieler Sorgfalt ſah man die Mütter unter dieſen Wilden ihre Säuglinge bewahren: eines von dieſen Kleinen erſchrack ſo ſehr über den Anblick der Weiſſen, daß es laut ſchrie, und von der Mutter nicht anders beruhigt werden konnte, als daß ſie ſeine Augen mit ihrer Hand bedeckte, um bey dem Kind einen ſo widrigen Eindruck zu vertilgen.

Nie ſah man Waffen unter dieſen Inſulanern: ſie ſchienen nur für die Freude empfänglich: aber dennoch mußten ſie ihre Speere im Gebüſche verborgen haben, denn unfern von ihrem Aufenthalt ſtand eine Art von Schildwache, die den Fremden den Zugang zum Gebüſche ſtets verſagte. Eben ſo wenig wollten ſie von europäiſchen Speiſen genießen, und unterſagten ſelbſt den ſorgloſen Kindern deren Genuß, und doch war ihr Zutrauen ſo groß, daß eine Mutter ihren Säugling den Liebkoſungen der gerührten Europäer überließ, und ihre Freude, den Kleinen auf den Armen zu ſchaukeln, theilte. Ein Knabe hatte einen andern, jüngern, mit einem Stein an den Rücken geworfen; der Vater beſtrafte ihn damit, daß er ihn ganz leicht auf die Schulter ſchlug, und dieſe kleine Strafe machte, daß der Knabe Thränen vergoß, und augenblicklich gehorchte.

Der Mahler, welcher die Reiſenden begleitete, äußerte gegen die Inſulaner den Wunſch, auch ſo ſchwarz, wie ſie zu ſeyn; ſogleich ergriff einer eine feine Kohle, rieb ſie auf den Händen, und beſtrich die unbekleideten Körpertheile des Franzoſen ſanft, ſo daß dieſer bald ſo ſchwarz wie jene ausſah. Sehr

zufrieden mil ſeiner Arbeit blies der Inſulaner den überflüßigen Staub hinweg, und trug genau Sorge, daß nichts davon dieſen neuen Neu-Holländer in die Augen fliegen möge.

Die Männer unter den Inſulanern giengen ſtets ernſt und in geſetztem Schritt, aber das froheſte Leben äußerten die jungen Mädchen, welche hüpfend plauderten, ohne Aufhören, ohne verſtanden zu werden, und mit außerordentlicher Gewandtheit der Zunge. Sie waren ſtets in raſcher Bewegung, liefen um die Wette auf Ebenen, und ſangen kleine Geſänge, von denen Labillardiere ſagt: „ihre Modulation ergriff mich gar ſeltſam, wegen der großen Aehnlichkeit mit der, welche ich in den Geſängen der Araber in Kleinaſien bemerkt habe!" Oft ſekundirte eine Sängerinn die andere in der reinſten Terze. Des freyen, frohen Sinnes ungeachtet, welchen die Mädchen und Weiber dieſer Wilden äußerten, konnte doch keine weder durch Bitten, noch Gaben vermogt werden, ſich den niedrigen Begierden der Europäer preis zu geben; zwey junge Mädchen, welche ſich im Gehen weit von den übrigen verloren hatten, wieſen die Anträge elender Wüſtlinge ſo beſtimmt ab, daß ſie auf die nächſten Felſen, die über das Meer hervorſtanden, flohen, entſchloſſen, wenn ſie verfolgt würden, ſich lieber hinab zu ſtürzen, und ſo durch Untertauchen und Schwimmen ihren Verfolgern zu entkommen.

Dieſen freyen Naturmenſchen, die zwar keinem Könige und keinem Prieſter unterworfen, und unter ſich gleich an Rang und Gütern ſind, kann eine gewiſſe Geſchicklichkeit in Verfertigung ihres Hausgeräthes nicht abgeſprochen werden. Freylich beſteht dieß in ſehr wenigen Gegenſtänden, in einem kleinen Korbe, der

aus Schilf verfertigt iſt, deſſen Abbildung meine Leſer auf der Taf. XI. 56. ſehen, und in einem Waſſergefäß, aus einem großen Blatt des fucus palmatus zirkelrund geſchnitten, und am Rande in Falten gelegt, und mit einem Saum verſehen, durch welchen eine Schnur gezogen iſt, ſo daß dieſes Gefäß unſern Frauenzimmer-Arbeitsbeuteln ähnlich wird. Eine kleine Spade, von Holz, mit ſcharfen Muſchelſchalen geſchnitzt und polirt, (das einzige Werkzeug, um Schalthiere unter dem Waſſer von Felſen abzulöſen,) nebſt dem Speer, darin beſteht alles, was dieſe Inſulaner für ihr Hausweſen brauchen, und bey deſſen Verfertigung ſich ihr Verſtand nicht unthätig zeigt.

Gegen Mittag ſahen die franzöſiſchen Beobachter Anſtalt zur Mahlzeit von den Inſulanern machen. Acht und vierzig (zehn Männer, vierzehn Weiber und vier und zwanzig Kinder) waren um ſieben Feuer nach dem Seegeſtade verſammelt. Ueberall leuchtete bey jeder Gelegenheit die innigſte Liebe der Mütter gegen ihre Kinder hervor; in ihren Schooß flohen dieſe ſtets bey der Annäherung der Weißen, und wurden von jenen ſanft beruhigt, aber auch ſanft beſtraft, ſobald ſie Ungehorſam oder Unart äußerten. Ein gewöhnliches Geſchäft dieſer guten Mütter, eh die Sorge um die Mahlzeit ſie abrief, war, die unſaubern Gäſte von den Köpfen der Kleinen abzuleſen, denn ihre Zahl war bey allen ſehr groß, und jene verfuhren auch dabey gänzlich nach Affenart, indem ſie die Gefangenen zu einem für uns ſelbſt in der Beſchreibung eckelhaften Genuß beſtimmten. Oft ſah man eine Mutter nackend ihr größeres Kind am Arme führend, in der andern Hand den Speiſekorb haltend, und das jüngſt Geborne auf der Achſel tragend, einhergehen. Das Kind umſchloß den Hals der Mutter mit den Beinen, und hielt ſich an

ihrem Kopfe. Auf Taf. XI. 55. iſt eine ſolche Kinderwärterinn abgebildet. Bey der Mahlzeit wurde der große Antheil, welchen die Weiber an der Verſorgung der Familie nehmen, recht auffallend. Zur beſtimmten Zeit verließen alle Weiber mit den erwachſenen Töchtern die Verſammlung; jede trug einen Korb und jene kleine Spade, und ſo tauchten ſie im Meere unter, um Hummern, Auſtern, Muſcheln aus der Tiefe hervor zu hohlen. Ihr langes Verweilen unter dem Waſſer machte den europäiſchen Zuſchauern um ſo mehr Sorge, da jene eine Stelle zu ihrem Fang gewählt hatten, die voll Seegewächſe ſtand, worein man ſich verwickeln und abgehalten werden konnte, wieder aus der Tiefe empor zu kommen. Zwey Mal ſo lang, als der beſte Taucher in England, blieben ſie unter dem Waſſer; ein kleiner Augenblick über dem Waſſer war hinreichend zum Athmen, und nach kurzer Zeit brachten ſie den Korb voll Beute ans Land. Dieſer hieng um den Nacken. Beſonders waren ſehr große Meer-Ohren und Hummern unter der Ausbeute; letztere mußten ſie unter dem Waſſer tödten, um nicht von ihren gewaltigen Scheeren zu leiden. Freudig trugen ſie den Männern und Vätern die Beute hin, welche ruhig ſaßen und das Kohlfeuer unterhielten, ohne im mindeſten zu gleicher Thätigkeit aufgemuntert zu werden. Die Weiber wiederholten theils ſogleich ihre mühſame Arbeit im Waſſer, theils erwärmten ſie erſt wieder an zwey kleinen Feuern die Vorder- und Hintertheile des Körpers zugleich. War genug Vorrath zur Mahlzeit geſammelt, ſo legte man den Fang auf Kohlen, und genoß ihn geröſtet. Der Mann wählte ſtets die beſten Biſſen. Selbſt wenn ſich die Weiber erwärmten, ſchienen ſie dieſen Zeitpunkt nicht geſchäftlos hinbringen zu wollen, denn ſie ordneten indeſſen ſorgfältig die Auſtern und Muſcheln auf den Kohlen,

mindere Sorge auf die Hummern verwendend, welche mitten in die Flamme gelegt wurden. Ich habe meinen Leſern dieſe einfache Küche der van Diemen Lands-Einwohnerinnen auf der Taf. XI. 56. abgebildet. Die einzige Arbeit der Männer dabey war, daß ſie die trockendſten Aeſte ausſuchten, und auf eigene Art zerbrachen. Sie mußten ſehr feſte Hirnſchädel haben, denn gegen dieſe ſtemmten ſie den Aſt, der zerbrochen werden ſollte, feſt an, und erreichten ſo ihren Zweck. Man ſah nicht, daß ihnen dieſe Behandlungsart ſchmerzlich geweſen wäre, und es ſchien, als ob ihr dichtes wolliges Haar ihnen zum Polſter dabey diene, und die Arbeit erleichtere. Das konnten die Frauen nicht.

Bey dieſer Mahlzeit bemerkten die Fremden auch mit Gewißheit, daß die Vielweiberey unter dieſem Volke gilt: einige Männer hatten zwey Frauen, andere auch nur eine, und jede ſchien ihrem Mann und ihren Kindern ſehr ergeben, und ſehr bemüht, keine Eiferſucht bey jenem rege zu machen. Erſt nachdem der Hunger gänzlich geſtillt war, wurde das Trinkgefäß zur Hand genommen; alsdann giengen Weiber und Mädchen hinweg, Waſſer aus einem nahen Bache zu hohlen; ſie ſetzten die vollen Gefäße vor den Männern nieder, welche den Durſt in großen Zügen löſchten, obgleich das Waſſer äußerſt ſchlammig und ſchlecht war. Ihnen folgten die Weiber und Kinder, und damit hatte die Mahlzeit ein Ende.

Dieſes Volk, ſo genügſam in ſeiner Armuth, zieht an den Küſten umher, verbraucht den Vorrath, den das Meer darreicht, und kommt der Reihe nach an die alten Stellen zurück, um neue Sammlungen der indeſſen nicht beunruhigten Schaltbiere zu machen.

Wie wenig dieſe guten Menſchen zum Diebſtahl geneigt ſeyen, macht ein ſeltnes Beyſpiel kund. Ein Matroſe hatte einen Sack voll Auſtern an einem Felſen niedergelegt; ein junger Mann von den Eingebornen ſah es, und verſteckte den Sack, ließ den Matroſen eine Zeitlang ſuchen, und gab ihm ſodann lächelnd den Sack mit dem Inhalt zurück, ohne etwas davon genommen zu haben.

Wenn dieſe Inſulaner mit ihren Familien von einer Gegend in die andere wandern, werden einige Männer voraus geſendet, welche den neuen Aufenthaltsort beſtimmen, und die nöthigen Vorkehrungen wegen der Feuer machen müſſen. Zu dieſem Endzweck tragen ſie dürres brennendes Holz mit ſich, um davon ſogleich Gebrauch machen zu können, weil es ihnen ſchwer fällt, durch Reiben Feuer anzumachen. Ueber die Geſchicklichkeit der Europäer, dieſes durch ein Brennglas hervor zu bringen, geriethen ſie in große Verwunderung.

Beſonders angenehm war ihnen das Geſchenk eines Beils, und ſie ahmten den ihnen gezeigten Gebrauch deſſelben ſogleich ſehr geſchickt nach, und freuten ſich dieſer Bereicherung. Eben ſo verhielt es ſich mit der Anwendung der Handſägen, womit ſie beſchenkt wurden.

Nur einer von dieſen Inſulanern ließ ſich bewegen, mit den Fremdlingen nach ihren, ihm in großer Entfernung durch ein Sehrohr gezeigten Schiffen zu fahren. Auch hier äußerte er ſich ganz anders, als jene Feuerländer, mit denen man ſchon oft dieſe Menſchenraçe von van Diemens-Land vergleichen wollte. Seine Miene nahm eine gewiſſe Zuverſichtlichkeit an, ſobald er den Bord beſtieg, und ſeine Aufmerkſamkeit

auf ſo viele, ihm gänzlich neue Gegenſtände war ſichtlich und groß. Sodann feſſelte alles das ſeine Blicke, was er zur Nahrung dienlich hielt, und der Anblick eines großen ſchönen Hahnes war ihm höchſt erfreulich. Man gab ihm ſolchen: er ſagte durch Zeichen, wenn er ans Land komme, wolle er ihn ſogleich braten und verzehren. Er erhielt viele Geſchenke; willig ließ er ſich alles, was man ihm an Putzwerk um den Hals an Schnüren befeſtigen wollte, aufhängen, und ſchien ſehr vergnügt. Den Hahn auf ſeinen Schultern entfernte er ſich unter vielen Zeichen des Dankes, und als er wieder an das Ufer geführt worden war, und nebſt ſeinen Gefährten hörte, die Schiffe würden nun wieder abfahren, und die Gegend auf immer verlaſſen, äußerten alle lebhaftes Bedauern.

Von den Gebräuchen dieſer Wilden konnten die Reiſenden nichts weiter erfahren, da ſie ihre Sprache durchaus nicht verſtanden; aber ihr guter, menſchlich geſinnter Charakter ſpricht aus dieſen Thatſachen. Es iſt wahrſcheinlich, daß ſie ihre Todten verbrennen; denn davon fanden ſich Spuren. —

Taf. XII.

Gebräuche und Sitten der Neu-Kaledonier.

Taf. XII. Fig. 57—59.

Auch dieſes Volk, in jeder Hinſicht von den andern Stämmen Auſtraliens verſchieden, und durch manche Eigenthümlichkeit ausgezeichnet, bewohnt eine große Inſel, die unter dem zwanzigſten bis drey und zwanzigſten Grade ſüdl. Breite, und dem 160. bis 170. Grade der Länge liegt. An mehreren Stellen iſt ſie ſehr ſchmal, aber ihre Ausdehnung in die Länge beträgt über ſechzig Meilen. Der Boden ſpendet minder reichlich die Pflanzengeſchenke der Südinſeln; hohe, magere Gebirgketten durchziehen die innern Gegenden, und ihre zahlreiche, aber träge Bevölkerung friſtet kümmerlich das Leben.

Es iſt auffallend, wie ganz anders die Neu-Kaledonier, welche Cook und Forſter ſahen, erſcheinen, als die, welche von den neueſten franzöſiſchen Weltumſeglern beobachtet und beſchrieben wurden. Jene Reiſende

haben uns ein herzlich gutes Volk dargeſtellt, menſchenfreundlich, freymüthig: aber geblendet vom Schein iſt ihrem Beobachtungsgeiſte der wahre Charakter desſelben entgangen. Ihnen haben es andere Beſchreiber nacherzählt und jene Täuſchung unterhalten, obgleich weit neuere, treffende, vielfältige Thatſachen bereits vorhanden waren, als ſie ihre Arbeiten der Welt übergaben. Und doch ſind es gewiß die nämlichen Kaledonier, welche Cook und Labillardiere beſchreiben, da beyde Reiſende an derſelben Stelle gelandet, und Verkehr mit den Eingebornen getrieben haben. Es wäre denn, daß der Zeitraum von etwa dreyzehn Jahren dieſes Volk ſo ſehr herabgewürdigt, und das einſt ſo liebenswürdige in ein ſehr verabſcheuungswerthes umgewandelt hätte!

Im Ganzen ſind die Neu-Kaledonier nur mittelmäßig groß: ſehr große Menſchen gehören dort unter die ſeltenſten Ausnahmen. Ihr Haar iſt wollig, aber nicht alle laſſen den Bart wachſen: viele raufen die Barthaare gänzlich aus. Die Haut dieſer Inſulaner iſt ſo ſchwarz, wie der Bewohner von van Diemens-Land, nur bedienen ſich erſtere nicht, wie dieſe, des Kohlenſtaubs, um die Schwärze der Haut zu erhöhen. Nur bey einigen wird man lange ſchwarze Streifen auf der Bruſt gewahr, womit ſie ſich bemahlen. Ihre Geſichtszüge gleichen den Zügen der vorher beſchriebenen Wilden von Neu-Holland, nur ſind ſie rauher,

und die Ohren werden durch lang herabhängende Ohrlappen entſtellt, welche eine große Oeffnung, und durch Ziehen, Zerren und Behängen mit ſchwerem Holz eine ſo große Ausdehnung erlangt haben, daß ſie bis auf die Schultern herabreichen. Andere ſchlitzen die ſo ſehr verlängerten Ohrlappen ſtreifenweiſe auf; wieder andere machen jene Oeffnung noch häßlicher und weiter, indem ſie Baumblätter oder Stücke Holz hindurch ſchieben. Bey mehreren bemerkt man die Gewohnheit, den Körper durch hohe Narben zu verunſtalten: eine immer wiederholte Verwundung, und durch beißende Mittel bewirkte Eiterung bringt dergleichen Beulen hervor, welche als Zierde betrachtet werden, und den Beſitzer ſtolz machen.

Die Männer ſind unbekleidet, nur ein äußerſt ſchmaler Gürtel umſchließt den Leib: Weiber und Mädchen tragen eine Hülle, die aus Faſern von Baumrinde und grasartigen Blättern zuſammengeſetzt iſt, und den Leib von der Hüfte bis zu den Knieen deckt. Als Schmuck tragen Einige Armbänder von Muſcheln oder Quarz, und Halsbänder von Flechtwerk, woran bisweilen an einer Schnur ein kleiner Menſchenknochen hängt.

Die Wohnungen dieſer Inſulaner ſind von eigner Bauart und Form, und auf der Taf. XII. 58. 59. abgebildet. Gewöhnlich wählen ſie dunkle Waldlagen

zu der Stelle ihrer Anſiedlung. Mehrere Hütten ſtehen beyſammen, doch, aus Beſorgniß bey entſtehendem Brande der einen mitergriffen zu werden, ziemlich weit von einander. Einige ſind, wie 58., mit einem Zaun umgeben, der aus den Blattſtielen der Kokospalme beſteht, und auch noch vor der Hüttenthüre einen zu beyden Seiten verwahrten Weg bildet; andere entbehren dieſer Umgebung. Sie iſt gewöhnlich gegen fünf Fuß hoch. Der Raum der runden Hütte beträgt meiſtens zehn bis zwölf Fuß im Durchmeſſer, die Höhe der Seitenwände etwas über drey Fuß. Die Thüröffnung iſt von der nämlichen Höhe der Wände, die aus dünnen Stäben feſt an einander gefügt, beſtehen. Die Hälfte der Thürhöhe wird zu ihrer Breite genommen, und ſie ſelbſt aus Palmblättern und Holz verfertigt, und oben mit einem greulich geſchnitzten Menſchenkopf geziert. Aus der Mitte des innern Raums erhebt ſich ein Balken, der dem Gebälke des Daches, das ſteil gewölbt aufſteigt zur Befeſtigung dient, und noch etwas über daſſelbe hinausragt. Nicht ohne gute Beurtheilungskraft iſt der Dachſtuhl angelegt: er beſteht aus mehreren bogenförmig gekrümmten dünnen Baumſtämmen, die in einander greifen, und der Feſtigkeit des Ganzen gut zu Statten kommen. Das Dach iſt mit ſtrohartigen Pflanzentheilen gedeckt, und auf dem Boden der Hütte werden Matten ausgebreitet. Gegen Wind und Wetter ſchützt dieſer Bau gut, aber ſeine Bewohner werden von ſtechenden Inſekten hart ge-

plagt, und müſſen Feuer zur Nachtzeit unterhalten, um ſchlafen zu können. Nur durch die niedrige Thüre kann der Rauch, der allein jene Ruheſtörer verjagt, abziehen, auch er wird daher den Bewohnern ſehr beſchwerlich.

Statt alles Hausgeräthes iſt gewöhnlich im Innern der Hütte, ſeitwärts an der Wand ein Bret in horizontaler Richtung angebracht, welches von ſchwachen Schnüren feſt gehalten, dazu dient, leichte Schalen darauf zu ſtellen.

Nahe bey dieſen Wohnungen ſieht man oft kleine Grabhügel, auf welchen in der Mitte leichtes Gitterwerk von zehn bis zwölf Fuß Höhe ſteht, als Denkmal an den Verſtorbenen.

Die ſonſt ſo geprieſene Sanftheit des Charakters dieſer Inſulaner hat ſich bey den neueſten Beobachtungen nicht beſtätigt. Sie ſind betrügeriſch, diebiſch, leben in beſtändigen, höchſt verderblichen Kriegen gegen einander, dürſten nach Blut, und freſſen ihre Feinde, deren Fleiſch ſie röſten. Nach ihrem eigenen Geſtändniß gehört Menſchenfleiſch zu ihren Leckerbiſſen, und ſie ſind ſo lüſtern nach dieſer entſetzlichen Speiſe, daß ſie die Gefährten Labillardieres oft an den Armen und Lenden befühlten, und dabey mit den Lippen und der Zunge eine Bewegung machten, wie bey uns

einer, dem, wie man ſagt, der Mund nach einem Lieblingsgerichte wäſſert. Aber nicht nur überwundene Krieger trifft dieſes ſchreckliche Loos, ihren Mitbrüdern zur Speiſe zu dienen, ſie erwürgen Frauen und Kinder, und opfern ſie ihrem Heißhunger.

Labillardiere hat eine ganze Reihe von Zügen aufgeſtellt, welche dieſe Inſulaner, größten Theils wenigſtens, als die verworfenſten Menſchen charakteriſiren, die nur das Gefühl des Uebergewichts europäiſcher Waffen gegen die ihrigen abhält, jeden Reiſenden anzufallen und zu zerfleiſchen.

Ihre übrigen Nahrungsmittel beſtehen in wenigen Früchten der Kokospalmen und Brodbäume: beyde gerathen hier minder gut als in andern Gegenden des Südens, ſie ſtehen ſparſamer, und ſelbſt der geringere Vorrath an dieſen Pflanzen wird noch häufig durch die Barbarey der Inſulaner vermindert; denn wenn eine Schaar die andere mörderiſch anfällt, ſo werden ſogar die Nutzbäume mit den Hütten der Erſchlagenen vertilgt, und ganze Thäler in Wüſten verwandelt. Ignamen, Patatten und allerley Wurzelwerk dienen dem Volke außer jenen Baumfrüchten, zur Nahrung: aber bey der häufigen Magerkeit des Bodens, und bey dem geringen Fleiß, den der gedrückte weibliche Theil des Volkes auf den Anbau nützlicher Wurzeln verwendet, hierin ſo wenig, als

beym Fang von Schalthieren an den Küſten von den Männern unterſtützt, und bey der ſtarken Bevölkerung reichen dieſe Gaben des Bodens nicht zu: die Neu-Kaledonier eſſen daher Baumrinde, große Spinnen und eine Art grünlicher, ſehr feiner ſpeckiger Erde in großer Menge. Die Rinde wird in irdenen Töpfen, ohne Waſſer an Feuer geſetzt und ſo gekocht; die großen Spinnen des Landes, deren Gewebe ſo feſt iſt, daß es bisweilen das Fortkommen in den Wäldern erſchwert, werden zu hunderten geſammelt, in bedeckten Töpfen am Feuer getödtet und auf Kohlen gebraten; und jene Erde füllt den Magen, ohne Nahrungsſäfte zu geben, aber der Hunger wird doch geſtillt, und ihre Theile ſchlüpfen ſchnell wieder hinweg. Man ſieht dieſe Wilden handgroße Stücke davon recht mit Appetit kauen. Gewiß muß ihre Armuth oft ſehr drückend ſeyn; aber bey größerem Fleiß wird auch ein minder guter Boden urbar, und lohnt bald die darauf verwendete Mühe. Das Thierreich gibt dem Neu-Kaledonier wenige Ausbeute, er hat weder Schweine, noch Hunde, überhaupt keine Säugethiere, und nur eine ſehr geringe Anzahl von Hühnern. Aber an wildem Geflügel iſt die Inſel reich.

Um den Durſt zu löſchen, trinken die Neu-Kaledonier Waſſer, und verſchmähen Branntwein und Wein. Ihre Art zu trinken iſt eigen: ſie beugen ſich

ſtark über die Quelle hin, aus der ſie ſchöpfen wollen, öffnen den Mund ſehr weit, und gießen ſich mit der Hand eine Menge Waſſer über das Geſicht; was davon in den Mund läuft, oder ihn trifft, wird hinabgeſchluckt. So wenig ſie europäiſchen Getränken hold ſind, ſo gierig eſſen und fordern ſie Brod, ohne den Schimmel zu ſcheuen, der es etwa bedeckt. Um ihrer Forderung deſto mehr Gewicht zu geben, zeigen ſie auf ihren leeren Bauch, den ſie aber abſichtlich ſtark einziehen, um ſeine ſcheinbare Leere ſichtbarer zu machen.

Außer dem Bau ihrer Wohnungen beſitzen ſie noch andere Kunſtfertigkeiten. Sie erbauen große, doppelte Segelboote, die, ſelbſt bey einer ſehr rohen Bearbeitung, ihren Zweck gut erfüllen. Auf die Verſchönerung ihrer Waffen verwenden ſie großen Fleiß. Ihre Speere ſind gegen ſechzehn Fuß lang, von feſtem ſchwarzem Holz, und fein polirt: ihre Keule iſt in Zacken ausgearbeitet, und mit Schnitzwerk geziert; auch führt jeder einen ſchmalen Riemen als Schleuder, womit er kleine, länglich abgerundete Speckſteine in weiter Entfernung mit vieler Sicherheit wirft. Der ſchmale Gürtel hält daher gewöhnlich auch eine kleine Taſche von Baumrinde, worin ſich ein beträchtlicher Vorrath an ſolchen Steinen befindet. Ihre Aexte ſind aus Serpentinſtein, mühſam geſchliffen und durch Faſern der Kokosnuß an einem hölzernen Stiel befeſtigt.

Grobe irdene Töpfe werden für die Küche verfertigt, und aus verſchiednem Baumbaſt mancherley Zeuge von den Weibern verfertigt, die aber den Arbeiten der Sandwich-Inſulaner gar nicht gleich kommen. Auch hat man ein elendes muſikaliſches Inſtrument, eine Art Flöte, bey dieſen rohen Wilden bemerkt, deren Singweiſen übrigens, bey einer abſcheulich rohen und widerlichen Stimme, ſo unharmoniſch ſind, daß die Europäer des feſten Taktes ungeachtet, den die Inſulaner halten, die Ohren gern verſtopfen, um keine Zuhörer bey dergleichen Conzerten zu ſeyn.

Von den verſchiedenen Hausgebräuchen dieſer Wilden, von ihren Ehebewerbungen, Hochzeiten u. ſ. w. hat man noch nichts Gewiſſes erforſcht, eben ſo wenig iſt die Frage entſchieden, ob ſie in Vielweiberey leben. Aber hart iſt auf jeden Fall hier der Zuſtand des Weibes, und groß die Trägheit der Männer, die alles gethan zu haben glauben, wenn ſie, als Herrn der Familie, für deren Beſchützung Sorge tragen. Die Anführer, welche ſich durch eine hohe Mütze, die mit Hahnenfedern beſteckt iſt, von dem gemeinen Volke auszeichnen, ſtehen in geringer Achtung: jeder Mann iſt in ſeiner Familie unbeſchränkter Herr.

Die kleinen Grabhügel bey den Wohnungen bezeugen die Theilnahme dieſer Wilden an dem Abſterben der Ihrigen: aber warum ſie, und weſſen

Knochen und Hirnſchädel an einem Stock in der Mitte der Grabhügel aufhängen, dieß iſt noch zu erforſchen; ſo viel hingegen iſt gewiß, daß ſie auf den Beſitz dieſer Knochen geringen werth ſetzen, und ſolche den Europäern für Brod und Kleinigkeiten verkaufen.

Der hohe Grad von Verderbniß dieſes Volkes zeigt ſich auch beſonders in der niedrigſten Schamloſigkeit, welche Weiber und Mädchen äußern.

Gebräuche und Sitten der Bewohner der Admiralitäts-Inſeln.

Taf. XII. Fig. 60. 61.

Der, mit allen Gaben der Natur reichlich verſehene Wohnplatz der hier abgebildeten Menſchenart liegt unter dem 2. Grade 18 Minuten ſüdlicher Breite, und unter dem 145. Grade 46 Minuten öſtlicher Länge, und gehört zu einer Gruppe von mehreren Inſeln, denen die Weltumſegler den Namen der Admiralitäts-Inſeln gegeben haben. Ein heiteres, glückliches Klima unterſtützt die hervorbringende Kraft der Natur, und nirgends ſteht die Pflanzenwelt iu üppigerem Wachsthum. Bis auf die Spitze hinauf ſind ſelbſt die Berge dieſer ſchönen Inſeln mit den koſtbarſten Palmenarten beſetzt, und jede gewährt den Anblick eines Gartens. Den Bewohnern bleibt die geringe Sorge übrig, die wohlſchmeckendſten von dem mannichfaltigen Vorrath genießbarer Gewächſe auszuwählen, und abſichtlich, aber ſonder Mühe zu vervielfältigen. Aber ihre Inſeln ſind von gefährlichen Korallen-Riffen umgeben, und dieſe erſchweren den Zugang europäiſcher Schiffe, ſo daß ſich die Kenntniß, die man von dieſen Menſchen hat, kaum weiter erſtreckt, als auf das Tauſchverkehr, wel-

ches die neueſten Reiſenden mit einem großen Theil von den Eingebornen getrieben haben. Bey der Annäherung der Schiffe hatten dieſe in ihren Kanots das Land verlaſſen, voll Begierde ſich im Austauſch gegen Landesprodukte und Kunſterzeugniſſe Waaren aus Europa zu verſchaffen. Ich folge den allerneueſten Schilderungen, welche den Charakter der Zuverläßigkeit haben. Die Folgezeit wird die Kenntniß auch dieſes Volks und ſeiner Sitten noch beſſer enthüllen.

Ein ſehr wohlgebildeter Körper zeichnet die Admiralitäts-Inſulaner vortheilhaft aus. Ihre Haut iſt von ſchwarzer Farbe, aber nicht tief ſchwarz, ihre Geſichtsbildung angenehm, der europäiſchen ſehr ähnlich. Ihre Züge verrathen Geſundheit, Frohſinn, Wohlbehagen: „es müſſen,“ ſagt einer der neueſten Reiſenden, „glückliche Menſchen ſeyn, wenn man von ihren zufriednen Mienen auf innere Ruhe ſchließen darf!“ Sie raufen ſich die Barthaare aus: das Haupthaar iſt emporſtehend, wollig, und ſcheint den Abbildungen nach ſtark zu ſeyn, da ſie es mit einem Band aus Baumrinde auf dem Wirbel feſt halten, ſo daß noch ein Theil über daſſelbe hinausragt, der ebenfalls wie durch Kunſt gekräuſelt erſcheint. Die von Natur ſchwarze Farbe des Haares verwandeln ſie durch einen Anſtrich von Ocker und Palmenöhl in roth: auch dient eben dieſe Farbe zum Bemahlen einiger Körpertheile: doch iſt dieſe Gewohnheit nicht allgemein.

Bey mehreren iſt der Naſenknorpel durchbohrt und

durch die Oeffnung eine Schnur gezogen, an deren Ende ſich Zähne, zwey Mal ſo groß, als Menſchenzähne, befinden. Auch dieſes Volk findet eine Zierde in einer übergroßen Verlängerung der Ohrlappen: dieſe werden erſt mit großen Löchern verſehen, und durch künſtliche Mittel ſo weit ausgedehnt, daß ſie noch über die Schultern herabhängen, und wie fleiſcherne Ringe von länglicher Form ausſehen. Ueber der Bruſt zeigen ſich bey vielen unter ihnen ſeltſame Hauterhöhungen, welche Folgen von abſichtlichen Verwundungen ſind, die durch öftere Erneuerung und unterhaltene Eiterung eine beträchtliche Höhe erreichen. Sie ſind nach Regeln angelegt, und ſehen einer Blume ähnlich, deren Stiel gegen die Bruſtwarzen herab zieht. Auch ſieht man mehrere Armbänder, die aus großen Muſcheln mühſam ausgeſchnitten ſind. Ein ganz ſchmaler Gürtel von Baumrinde umgibt den Leib unter der Bruſt, auch er ſcheint bloß zur Zierde, keineswegs zur Bedeckung angelegt zu ſeyn. Dieſe Menſchen gehen ganz nackend, nur die männlichen Geſchlechtstheile verhüllen ſie mit einer ſchneeweißen, ſehr glatten Muſchel, die ohne Binde feſt hält; eine Eigenheit, welche bey keinem andern Volke der Südſee-Inſeln bemerkt worden iſt. Es iſt wahrſcheinlich, daß Schamhaftigkeit Antheil an dieſer ſonderbaren Erfindung habe; denn die meiſten unterlaſſen nicht, wenn ſie eine ſolche Muſchel den Europäern auf ihr Verlangen verkaufen, ſich umzudrehen, und den Gürtel nun tiefer zu befeſtigen, damit er jene Theile verhülle.

Wenn es erlaubt iſt, aus der Art, wie dieſe Wilden ſich gegen die neueſten Reiſenden, deren Schiffe ſie in großer Anzahl umgaben, betrugen, auf ihren Charakter zu ſchließen, ſo erſcheint dieſer in einem vortheilhaften Lichte. Sanftheit und Wohlwollen leuchten aus ihren Augen, und ihre Redlichkeit im Handel iſt außerordentlich. Voll Vertrauen nähern ſie ſich in ihren Pirogen, und bieten alles, was ihnen angehört, zum Austauſch dar: Eiſen, deſſen Gebrauch und Nutzen ſie recht gut kennen, ziehen ſie allem andern vor; ihre Treue im Handel iſt unerſchütterlich. Man ſagt ſonſt, Gelegenheit macht unehrlich; aber dieſe Inſulaner blieben redlich, auch wenn ſie offne Gelegenheit hatten, ſich bey der großen Menge, die um die Schiffe herfuhr und ſchwamm, einer Beute zu bemächtigen. Man ſah mehrere unter ihnen, die, durch das Andrängen anderer verhindert und zurückgeſchoben, nicht im Stande waren, ihre erhaltenen Tauſchwaaren durch Ablieferung der ihrigen zu bezahlen, nicht aufhörten, ſich mit aller Kraft zu bemühen, bis ſie ſich wieder hervorgearbeitet, und ihre Waaren abgegeben hatten. Sie ſuchten dann voll Sorge den rechten Mann, dem ſie gehörten, und manche mußten wohl eine halbe Stunde Zeit anwenden, bis ſie dieſe Abſicht erreichen konnten, welche ihrem Charakter Ehre bringt.

Minder gut betragen ſich die Mächtigern unter ihnen gegen ihre Untergebene, die ſehr wahrſcheinlich ihre Leibeignen ſind. In jedem ihrer Segelboote ſtand

ein Befehlshaber, der ſechs bis neun Ruderern gebot. Alles, was dieſe von den Europäern erhandelten, ſchien das Eigenthum eines ſolchen Mächtigern zu werden, und mehrere von ihnen riſſen jenen Armen die erhaltenen Gaben aus den Händen, und prügelten auf ſie zu, wenn ſie etwa ſich ſträuben wollten.

In der Hand hielten mehrere von ihnen Calebaſſen von verſchiedner Form, mit mancherley Einſchnitten und Linien geziert, und mit einer kalkartigen, fein geriebenen Subſtanz erfüllt, welche ſie kauen. Sie bedienen ſich zum Auffaſſen dieſes feinen Pulvers einer kleinen hölzernen Spade, und blaſen beym Genuß die Wangen ſehr auf. Nach ihrer Verſicherung ſoll es gut ſchmecken. Andere tragen den Vorrath von dieſem Pulver in kleinen Stücken von Bambusrohr: andere tragen die Blätter von einer Pfefferpflanze, (Piper. siriboa Lin.) bey ſich, und kauen ſolche: aber die Areka-Nuß, welche ein Hauptzuſatz des ſogenannten Betels, den die Sineſer kauen, iſt, ſcheint ihnen nicht bekannt zu ſeyn. Auch ſind es nur Befehlshaber, welche dergleichen Naſchwerk gebrauchen.

Bogen und Keulen ſind nicht bey dieſen Wilden gebräuchlich, aber Speere von fünf bis acht Fuß Länge, aus hartem, fein geglättetem Holze, und oben mit einem auf beyden Seiten ſcharf zugeſchliffnen Stück vulkaniſchen Glaſes verſehen, das gefährliche Wunden zu verurſachen im Stande iſt. Eine Schnur aus Faſern, mit

einer Art von Kitt befeſtigt, hält dieſe Spitze. Aber man ſieht auch Speere ohne dieſe.

Ihre Segelboote ſind von Planken, wohl gebaut, und mit einem dünnen platten Querholze belegt, worauf der Anführer ſteht, und das Gleichgewicht zu erhalten ſucht. Das Segel iſt von Matten. Die Geſchwindigkeit, womit dieſe Fahrzeuge die Wellen durcheilen, iſt außerordentlich. Als Schwimmer ſind dieſe Wilden minder geſchickt, wie viele der übrigen Auſtralier, und gegen die Sandwich-Inſulaner kaum Lehrlinge in dieſer Kunſt. Ihre Nahrung beſteht in Früchten, Wurzeln, Fiſchen und Schalthieren.

Von ihrer Haushaltung, von ihren Frauen, von ihren Familienverhältniſſen und Hausgebräuchen läßt ſich nichts ſagen, da die neueſten Reiſenden wenigſtens uns darüber keine Aufklärung geben. Daß ſie zum Schutz gegen ſchlimme Witterung und zum nächtlichen Aufenthalt einfache Hütten, mit Schilf und Gras bedeckt, bauen, daß ſie ihre Felder einzäunen und ſehr zahlreich auf kleinem Raume ſind, beſtätigen die gegebenen Anſichten.

Taf. XIII.

Gebräuche und Sitten der Einwohner von Unalaſchka.

Taf. XIII. Fig. 62. 63. 64.

Tief im Norden, unter dem 53. Grade nördlicher Breite und unter dem 193. Grade öſtlicher Länge liegt die Inſel Unalaſchka, deren Bewohner im Jahr 1762. von den Ruſſen zuerſt beſucht worden ſind, und durch die grauſamſte Behandlung gezwungen, ſich dieſen Gewaltigen unterworfen haben. Gewinnſucht war auch hier die erſte Triebfeder zu dem Verkehr mit den Urbewohnern; ſie gaben See-Otterfelle gegen Erzeugniſſe des ruſſiſchen Kunſtfleißes, und der Gewinn einer Eroberung war ſchon bedeutend, ſobald jene die Ausbeuten ihrer Jagd nur an ihre neuen Herren vertauſchen durften, und noch über dieß jährliche Tribute in Fellen bezahlten. Auf die innere Verfaſſung hatte die nur

geringen Einfluß: die Inſulaner behaupten ihre Eigenthümlichkeit, und die Ruſſen ſind durch die Lage und Natur des Landes genöthigt, ſich der Lebensart ihrer Unterthanen auf dieſer Inſel anzuſchmiegen.

Die Eingebornen von Unalaſchka ſind klein, feſt von Fleiſch und von gutem Verhältniß der Körpertheile. Ihr Geſicht iſt vorzüglich rund, nur die Backenknochen ſtehen ſtark hervor. Sie haben ſchwarze Augen voll Glanz und Leben, langes ſchwarzes Haar, aber ſchlicht. Das Kinn der Männer iſt wenig behaart. Ihre Körperfarbe iſt ſchwarzbraun. Die Männer ſchneiden das Haupthaar an der Stirne kurz ab, laſſen aber das Uebrige im Nacken fliegen; die Weiber winden alles in einen Schopf zuſammen, der auf dem Scheitel feſt geſteckt wird.

Beyde Geſchlechter tragen Kleider von einerley Schnitt, den Hemden der thüringiſchen Fuhrleute ähnlich. Sie ſind in dem Stoff verſchieden; die Kleidung der Weiber wird aus Seehundsfellen, die der Männer aus Häuten von Vögeln ſtückweiſe zuſammengeſetzt. Ein ſolches Hemde reicht bis auf die Knie, und kleidet um ſo ſeltſamer, da man die einzelnen Stücke, woraus es zuſammengeſetzt iſt, recht gut unterſcheidet, und da die Putzluſt allerley Kleinigkeiten von Knochen, Holz, Horn und dergl. dabey anzubringen ſucht. Unter dieſem Kleide wird noch ein anderes ähnliches, aber kür-

zeres getragen, und Männer ziehen bey ſchlechter Witterung noch ein ähnliches von Darmhäuten über, das hinten eine Kappe hat, welche man über den Kopf ſchlägt. Mehrere Männer tragen Stiefel von Fellen, deren Form auffallend unbehülflich iſt. Den Kopf bedeckt eine hölzerne Mütze, deren Rand, wie ein Schirm, weit vorſteht. Sie iſt meiſten Theils grün gefärbt, und an dem obern Theil des Randes mit Stacheln von irgend einem Seethiere beſteckt, an welchen bunte Glasperlen ſtecken. Oft ſteht an der Spitze eine kleine unförmliche Menſchengeſtalt, aus Knochen geſchnitzt. Selten läßt ſich der Mann in Unalaſchka ohne dieſe Mütze ſehen. Schminke iſt hier nicht üblich, aber an den Wangen und am Kinn werden Punkte in die Haut gegraben, und einige Linien hinzugefügt, welche das Geſicht zwar nicht verſchönern, aber doch verſchönern ſollen. Dieſes Tatowiren wird hauptſächlich an den Weibern bemerkt: doch unterlaſſen die Männer nicht, ſich den Naſenknorpel und die Unterlippe zu durchbohren, und kleine Knochen und Holz hindurch zu ſchieben. Auch in dieſer Sitte gehen die Weiber noch weiter; denn ſie laſſen von dem durchborten Naſenknorpel bis über das Kinn herab eine Perlenſchnur von Korallen und Glas hängen, und wählen größere Knochen, z. B. feine Fiſchkinnladen mit Zähnchen beſetzt, um ſie als Zierde unter ihrer Unterlippe zu befeſtigen. Es iſt unglaublich, wie weit Verſchönerungsluſt den rohen

Menſchen irre führt: die Korallenſchnur muß beym Genuß von Speiſe und Trank in die Höhe gehoben oder auf die Seite gehalten werden, und dennoch hält der höchſte Grad von Unbequemlichkeit dieſe Menſchen nicht ab, eine ſolche Sitte unter ſich zu dulden. Die Ohrenlappen bekommen auch auf dieſer Inſel mehrere Löcher, worein allerley Knochen- und Holzwerk geſteckt zu werden pflegt.

Die Eingebornen von Unalaſchka ſind die friedlichſten, harmloſeſten Menſchen, dienſtfertig, gefällig bis zur Ausartung, und ohne allen Betrug. Ihr Leben geht den einfachſten Gang, und Neid und Habſucht ſind ihnen fremd. Sie leben in großen Familien unter eigenen Anführern, und die Gewalt der Ruſſen hat es noch nicht gewagt, in ihren innern Haushalt einzugreifen. Ihre Eintracht unter ſich iſt muſterhaft. Auch verdient der hohe Grad von Zärtlichkeit der Mütter gegen ihre Kleinen ein gerechtes Lob.

Sie nähren ſich von Fiſchen, Seethieren und Vögeln, aber auch einige wildwachſende Wurzeln und Beeren dienen zum Genuß, und in harter Winterzeit wird ſelbſt Seekraut (Tang) nicht verſchmäht. Die Inſel iſt arm an Holz, und hat keinen einzigen Baum, alſo auch zum Gebrauche im Hauswesen kein Holz, als was von den Wellen aus den nordamerikaniſchen Waldungen hieher getrieben und aus-

geworfen wird. Schon dieſer Mangel nöthigt die Eingebornen ihre Speiſen größten Theils roh zu eſſen; allein ſie kochen und backen, und es ſcheint, daß ſie das erſtere wenigſtens erſt von den Ruſſen gelernt haben. Bey einigen findet man kleine Keſſel von Metall, andere aber begnügen ſich zu ihren Kochereyen mit einem flachen Stein, um welchen ein hoher Rand von Thon aufgeſetzt wird. Selbſt die Anführer genießen das Fleiſch von Fiſchen roh, vom Fange weg, ſonder Bereitung. Cook ſah einen ſolchen den Kopf einer eben erbeuteten großen Steinbutte verzehren. Es war das Mittagsmahl; erſt theilten ſich zwey von ſeinen Gehülfen oder Bedienten, beym Fang in die Kiefern: ſie drückten den Schleim mit den Händen aus; das war alles, was man Zubereitung heißen konnte. Hierauf wurde der Kopf abgelöſ't, von einem Bedienten im Meer ausgewaſchen, und auf vorher gepflücktes Gras neben dem Anführer, der auf der Erde ſaß, niedergelegt: auch fand der Leibkoch ſeinen Platz neben dieſem, und ſtreute nun noch mehreres Gras vor ſeinem Gebieter aus. Er ſchnitt von den Wangen des Fiſches große Stücke ab, und ordnete ſie auf dem Boden, ſo, daß der Herr ſie erreichen konnte, der die Biſſen mit eben ſo großer Wolluſt verſchlang, als ein europäiſcher Lüſtling das Koſtbarſte, was ſeine welſche Küche liefert, verzehrt. Das Uebrige löſ'ten die Diener mit den Zähnen von den

Kopfknochen ab, den Hunden an Fertigkeit im Nagen faſt überlegen.

Die Wohnungen dieſer Inſulaner ſind dem Bedürfniß ihres Landes angemeſſen, und von einfacher Erfindung. Meine Leſer erblicken auf der Taf. XIII. 62. die äußere, und auf der nämlichen Taf. XIII. 64. die innere Anſicht derſelben. Bey größerer Reinlichkeit würden dieſe Hütten genügen, und in einem ſo kalten Erdſtriche ſelbſt dem im Bauen geübteren Europäer völlig zweckmäßig ſcheinen; aber der Bewohner von Unalaſchka hat einen ſo eingeſchränkten Sinn für die Vortheile der Reinlichkeit, daß er dieſe nicht nur an ſich ſelbſt, ſondern auch an ſeiner Wohnung ſo ſehr vernachläſſigt, als irgend ein Wilder in andern Weltgegenden. Ungeziefer und Unrath ſchrecken den reinlicheren Menſchen von einem ſolchen Aufenthalte hinweg. Der Bau wird mit einer länglich viereckigen tiefen Grube angefangen, die gewöhnlich unter funfzig Fuß Länge, und zwanzig Fuß Breite hat. Von Treibholz werden nun die Wände dieſer Grube gleichſam gefüttert oder geſtützt, und ein Dach wird darauf geſetzt, das aber nicht ſcharf, wie unſer Dach, ſich zuſpitzt, ſondern oben eine Fläche behält. In dieſer werden zwey viereckige Oeffnungen gelaſſen, um der Luft und dem Lichte Zugang zu verſchaffen, und eine von dieſen Oeffnungen dient als Eingang, denn

an ihr wird ein Balken befeſtigt, welcher vermöge der an ihm angebrachten Stufen die Stelle der Treppe vertritt. In der Anſicht 62. ſehen meine Leſer einen Mann aus der Hütte zu Tage kommen, und in No. 64. einen andern im Begriff eben das zu thun. Iſt das Gebälke vollendet, ſo wird es außen mit Gras belegt, hierauf mit Erde bedeckt, und erhält nun eine rundliche Form, wie ein Hügel, an welchem bald die hervorbringende Kraft der Erde ſich zeigt, und Moos und Kräuter anſetzen. Der Boden im Hauſe iſt feſt geſtampft, und mit trocknem Gras beſtreut. An den Seiten des innern Raumes ſind Fächer oder Abtheilungen, die den verſchiedenen Familien, welche ein ſolches Haus gemeinſchaftlich beſitzen, als Zimmer dienen. Sie ſind ſo niedrig, daß man nicht wohl aufrecht darin ſtehen kann, und darüber werden Matten befeſtigt, die man aufziehen und ablaſſen, und ſo das Neſt öffnen oder ſchließen kann. Eine kleine Erhöhung von Holz läuft daran vorbey, und wird als Bank und Sopha gebraucht. Auch ſie iſt mit Matten bedeckt, und der reinlichſte Fleck im ganzen Hauſe. Denn deſſen Mitte iſt gemeinſchaftlich, und der wahre Sammelplatz alles Schmutzes. Der Europäer hat keinen Begriff von dem hohen Grade des Widrigen, was Geruch und Geſicht hier empfindet: denn auch der Urinbehälter findet hier in der Mitte ſeinen Platz. Ueber den Seitenkammern iſt etwas Raum für jed-

Familie, um ihren Reichthum an Kleidern, Fellen, Matten und Geräthſchaften aufzuſtellen. Der Platz iſt klein, aber für den Vorrath hinreichend. Die im Sommer in großer Menge getrockneten Fiſche werden außer dem Hauſe in ganz kleinen, beſonders zu dieſem Zweck erbauten Hütten aufbewahrt. Einige Schalen von Holz, Löffel, Waſſergefäße und Körbe, die wie Matten geflochten ſind, machen den ganzen Hausrath aus: bisweilen vermehrt dieſen ein ruſſiſcher Keſſel, aber ſelten. Dieſe Gefäße ſind äuſſerſt zierlich gearbeitet, und das Flechtwerk der Matten und Körbe verräth Nachdenken, Fleiß und Ausdauer. Einen Feuerheerd wird man in keiner von dieſen Wohnungen gewahr. Eine Lampe vertritt hier bey dieſen an Holz armen Menſchen die Stelle des Heerdes. Auch ſie iſt höchſt einfach, und erleuchtet und wärmt zugleich. Sie beſteht aus einer Steinplatte mit tellerförmigen Vertiefung. Man gießt Thran hinein, und beſetzt den Rand mit dürrem Gras, welches ſtatt des Tochtes dient. Um ſich zu wärmen, ſtellt man eine ſolche Lampe zwiſchen die Beine, und reibt, zuſammengekauert, die Hände darüber. Ueberhaupt ertragen dieſe Inſulaner einen hohen Grad von Kälte.

Von den Ruſſen haben ſie den Gebrauch des Eiſens kennen gelernt, und beſitzen Beile, Meſſer und Nähnadeln; aber, letztere ausgenommen, ſcheint

ihre Begierde nach dem Beſitz von dergleichen nützlichen Werkzeugen bey weitem nicht ſo groß, als bey andern Wilden, ſelbſt in den nahe liegenden nordamerikaniſchen Küſten. Unſere Nähnadeln fanden ſie, wenigſtens zu Kapitän Cooks Zeiten, weit vortheilhafter zu der Bearbeitung ihrer Kleider, Boote und dergleichen, als ihre eigenen, welche aus Knochen verfertigt ſind. Man kann nicht leicht geſchicktere Näherinnen antreffen, als die Weiber von Unalaſchka. Sie machen Kleider, Stiefeln und Mützen, an welchen beſonders viele Stickerey zu ſehen iſt, und überziehen die Boote mit Leder, denn der Mann baut das Gerippꝛ aus Holz. Sie ſpalten Sehnenfaſern von Thieren ſo dünn, daß ſie ſolche wie Zwirn der feinſten Art gebrauchen können, und alles iſt ſchön genäht, dauerhaft, und alle Verzierungen verrathen Geſchick und Geduld.

Der Kahn dieſer Inſulaner iſt klein, und faßt nur einen Mann, der, wie der Eskimo in der Mitte in einem Loche ſteckt, und das Leder ſeines Fahrzeugs an ſeinem Kleide feſt bindet. Wollen zwey Menſchen darauf fortkommen, ſo muß ſich der eine der Länge nach ausgeſtreckt oben auf legen; der andere ſitzt im Loche. Darin verwahrt er ſich ſehr gut: um das Loch, das von einem hölzernen Reif gebildet wird, iſt ein Stück Darmhaut genäht, das durch Riemen wie ein Beutel zuſammen gezogen werden kann. Der

Sitzende bindet dieſes Stück an ſeinen Ueberrock, der auch aus Darmhäuten beſteht, und zieht zur Vorſorge die Riemen über ſeine Schulter. Die Aermel des Kleides werden am Knöchel feſt geſchnürt; das Kleid ſelbſt liegt am Halſe feſt an, und die Kapuze wird über den Kopf gezogen: ſie weicht nicht, von der Mütze gehalten: kurz es iſt faſt unmöglich, daß Waſſer in das Boot dringe, oder den Leib des Schiffenden netze; und geſchieht es doch, ſo iſt jenem ein Schwamm bey der Hand, womit er das eingedrungene hinweg tilgt. Das Ruder hat an jedem Ende eine Schaufel, und treibt das Boot, bey einem regelmäßigen Schlag auf beyden Seiten, ſo ſchnell, daß der Beſitzer mit großen Schiffen in die Wette fährt. Oben auf, an Riemen befeſtigt, liegen die Fiſchergeräthſchaften und Wurfſpieße. Alle ſind aus Holz, die Spitzen von Knochen vortrefflich ausgearbeitet, und entſprechen ihrer Beſtimmung gänzlich. Eine eigne Geſchicklichkeit der Eingebornen beſteht darin, Fiſche mit ihrem Wurfſpieſe ſelbſt im Meer, nicht in den Flüſſen allein, zu treffen: aber auch die Angel, das Wehr, und Netze ſind im Gebrauche. Meine Leſer ſehen auf Taf. XIII. einen Eingebornen, der vom Fiſchfang kommt, und ſchon einige Steinbutte oder Lachſe zum Trocknen ausgehängt hat. Nur dieſe Arten werden zum Wintervorrath ausgeſucht.

Aus dem Pflanzenreich dienen mehrere Knollen-

Gewächſe und Zwiebeln den Eingebornen zur Nahrung; vorzüglich auch mancherley Beeren; der reichliche Graswuchs würde Vieh ernähren, und an mehreren Stellen der Inſel Getraide und Gemüßewerk angebaut werden können. Aber die Bewohner begnügen ſich mit den freyen Gaben der Natur, und verſchmähen den Anbau.

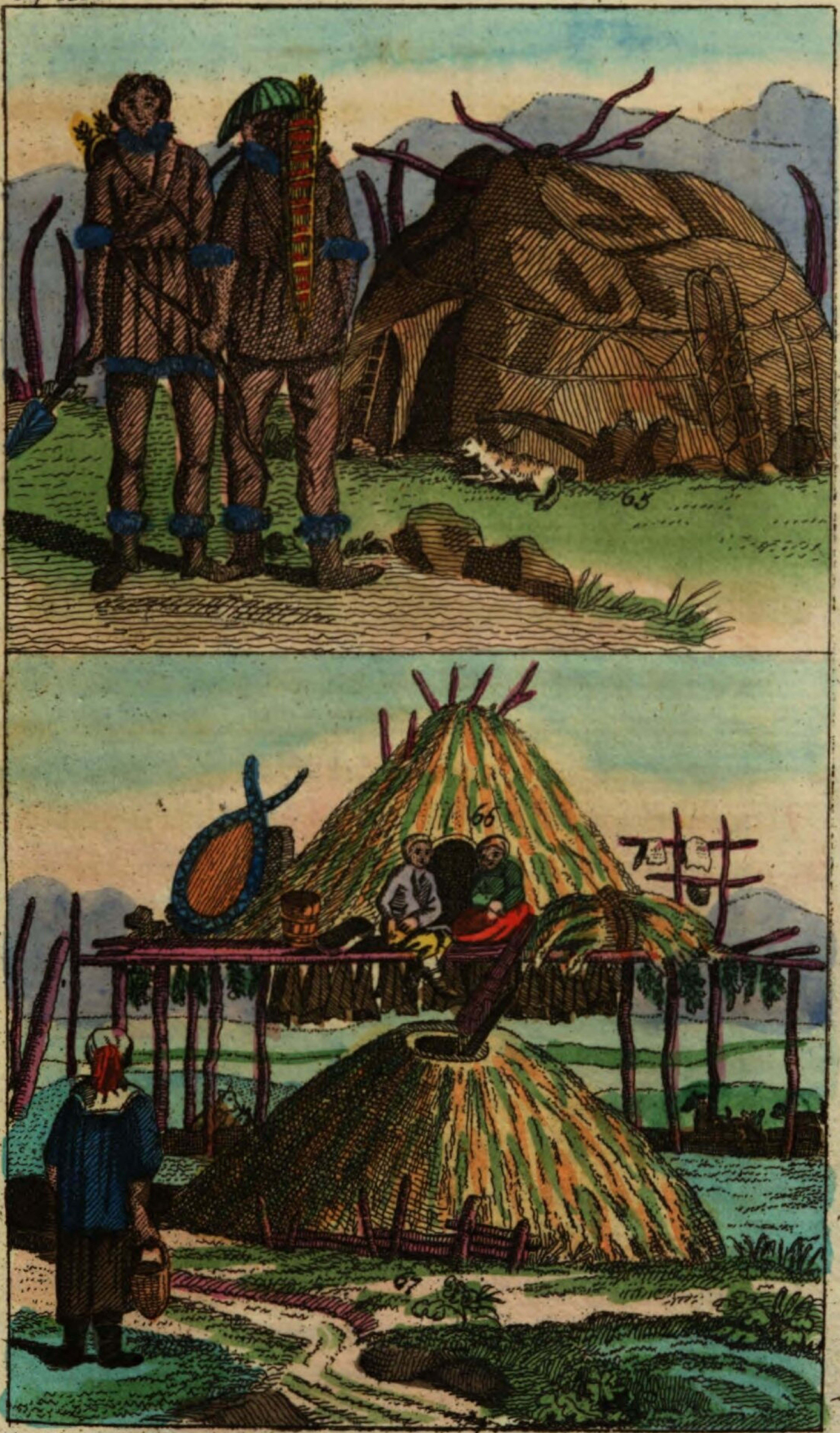
An vierfüßigen Thieren iſt die Inſel ſehr arm; wo kein einziger Baum ſteht, fehlt das Hirſchgeſchlecht, und nur ſolche Thiere, welche ſich Höhlen graben, können zu finden ſeyn. Füchſe und Wieſel ſind auch wirklich vorhanden; der Hund iſt das einzige Hausthier.

Mit den Angriffs- und Vertheidigungswaffen, die ihnen die Ruſſen abnahmen und fernerhin verſagten, ſcheinen dieſe Inſulaner auch die Freude an Spiel und Tanz verlohren zu haben. Cook bemerkte keine Art von Erholung und Zeitvertreib unter ihnen; aber fröhlich und voll Eintracht ſind ſie ſtets unter ſich: gegen Fremde ſehr höflich. Sie ſind Heiden, ohne öffentliche gottesdienſtliche Verſammlungen, und ohne Prieſter zu haben. Aber Zauberer gibt es unter ihnen, und der Aberglaube iſt auch hier allherrſchend.

Ihre Todten tragen ſie auf die Gipfel der Berge,

legen den Leichnam in ein Grab, und werfen einen Erdhügel über dem Grabe auf. Darüber werden Steine gelegt, und jeder Vorübergehende iſt verbunden, einen Stein hinzuzufügen. Alte Gräber haben daher das Anſehen großer Steinhaufen. Die harte, oft gar zu elende Lebensart unter einem rauhen Himmelsſtrich ſcheint das Leben dieſer Inſulaner zu kürzen, denn man findet nur wenige, welche ihr Alter höher als funfzig Jahre bringen.

Taf XIV



Die Tſchuktſchen und ihre Wohnungen.

Taf. XIV. Fig. 65.

Die nordöſtlichſte Landſpitze von Aſien zwiſchen dem 67ten und 70ten Grade nördlicher Breite, heißt das Land der Tſchuktſchen. Es iſt höchſt unfruchtbar, rauh, felſig, arm an Gewächſen, mit keinem einzigen Baume beſchenkt; aber dennoch wird es von einem Volke bewohnt, deſſen ganze Geſtalt ſo ſehr von den Menſchen des gegenüber, in einer äußerſt geringen Entfernung, liegenden feſten Landes von Amerika abſticht, daß der verſchiedene Urſprung beym erſten Anblick deutlich wird. Jene ſind auffallend klein, dickköpfig, dickleibig, rund im Geſicht; dieſe Aſiaten hingegen zeichnet ein wohlgebildeter Körper, ſchlanker Wuchs, und eine gänzlich von jenen verſchiedene Geſichtsbildung aus; auch ſind ihre Kleider, Waffen, Hütten ganz anders. Sie ſind bräunlich gelb, und haben ſchwarze Haare, die ſie kurz abſchneiden; ſie dulden keine Barthaare. Ihre Ohren ſind durchbohrt, und in den Oeffnungen ſtecken Korallen; dieß iſt ihr einziger Schmuck. Ihre Gemüthsart iſt furchtſam, ob ſie gleich beſtändig Waffen führen,

womit ſie den Fremdling von ihrem Lande abhalten können; jeder Mann trägt einen Bogen, Köcher mit Pfeilen, und einen langen Speer. Als Cook einem Tſchuktſchen freundlich die Hand auf die Schulter legte, taumelte dieſer voll Schrecken zurück.

Sie bedecken gewöhnlich den Kopf mit einer genau darauf paſſenden Mütze von Leder, die vorn weit vorſteht, um die Augen zu ſchützen; viele gehen mit entblößtem Kopfe. Ihre Kleidung iſt ein kurzer Rock von Fellen der Rennthiere, Hunde und Robben, und an einigen ſind die Haare ſtehen geblieben, andere haben an den Enden Pelzverbrämung. Die Aermel reichen nur bis an den Ellbogen, und der Rock ſelbſt bis an die Hälfte der Lenden. Sie tragen gut anliegende lange Hoſen von Leder, und kurze Stiefeln mit Pelzbeſetzung. Auch iſt eine Kapuze von Hundefellen bey ſchlimmer Witterung üblich, die den Kopf und die Schultern deckt.

Ihre Pfeile ſind von Holz, und die Spitze bildet entweder ein Stein, oder ein Knochen. Die Speerſpitze iſt von Eiſen, in den cultivirteren Gegenden Aſiens oder Europa's verfertigt, und im Tauſchhandel hieher gebracht. Der Speerſchaft iſt mit Schnitzwerk und kleinen Plättchen von weißem und rothem Metall künſtlich geziert. Wer den Bogen zu führen im Begriff ſteht, hat den Speer an einem ledernen Riemen über der Schulter hängen. Ueber der andern hängt der Köcher, der von rothem Leder zierlich verfertigt und geſtickt iſt. Kleidung und Waffen dieſer Menſchen zeugen von dem

Verſtand uud den mancherley Kunſtfertigkeiten, welche ſie beſitzen. Ihren Nachbarn, den Korâken, werden ſie durch eben dieſe Waffen furchtbar, und, ſo ſehr der Anblick von wenigen Europäern eine größere Anzahl von Eingebornen in augenblicklichen Schrecken ſetzt, ſo gelang es doch den Ruſſen nicht, ſie zu unterjochen.

Sie bauen Sommer- und Winterwohnungen. Die Winterwohnung iſt der vorbeſchriebenen zu Unalaſchka darin ähnlich, daß das hölzerne Gerippe derſelben, mit Gras und Erde belegt, wie ein kleiner Hügel ausſieht; nur iſt unten eine niedrige Steinmauer bemerkbar, und der Eingang geht nicht von oben herab vermittelſt einer Leiter, ſondern ſeitwärts hinein, wo dann die Mauer unterbrochen, und dafür eine ſchräg anlaufende Erderhöhung angebracht iſt. Der Bau hat eine ovale Form. Ich habe die Sommerwohnung abgebildet. Dünne Stangen, Wallfiſchrippen, und andere Knochen von großen Seethieren bilden das Geripp, und die Bedeckung beſteht aus rohen Häuten von Seethieren, welche nachläßig darüber hingeworfen, und da und dort zuſammen gefügt ſind. Einige auſſen umher gezogene Stricke oder Riemen von Leder halten das Ganze noch mehr zuſammen. Der Umfang iſt ziemlich kreisförmig, und oben ſpitzt ſich das ganze Gebäude ein wenig zu. Ueberall ſtechen Stangen und Wallfiſchrippen unordentlich hervor. Ein Stück Haut dient ſtatt der Thüre. Gleich dabey iſt inwendig die Stelle, wo Feuer angemacht wird. Auf dem Boden liegen, dieſem

natürlichen Heerde ganz nahe, hölzerne Geſchirre voll Unordnung und Schmutz. An den Seiten der Hütte ſind die Schlafſtellen der mehreren Bewohner, welche auch hier, Familienweiſe beyſammen leben, durch Abtheilungen von Häuten geſondert. Das Lager ſelbſt und die Decke ſind Rennthierfelle, wohl getrocknet und ziemlich rein erhalten. Neben den Hütten findet man Gerüſte von verſchiedener Form, Leitern ähnlich, woran im Sommer die Ausbeuten der Fiſcherey getrocknet werden. Sie ſind zehn bis zwölf Fuß hoch. Der Tſchuktſche im Innern des Landes iſt ein Rennthierhirte, und beſitzt oft, wie der Lappländer, große Heerden von dieſen nützlichen Thieren; an den Küſten lebt er vom Fiſchfang und Hundefleiſch. Er hat eine große Anzahl Hunde, die er auch wohl zur Schlittenfahrt gebraucht.

Von den Hausgebräuchen dieſes Volks haben uns Reiſende wenig aufgezeichnet. Mißtrauen und Furcht, Liebe zur Unabhängigkeit halten es ab, ſich mit Fremden in genaueres Verkehr einzulaſſen, und die Ruſſen, deren Gebiete dieſes Land am nächſten liegt, haben bisher ihre Verſuche, ſich hier feſtzuſetzen, mit großem Verluſt gebüßt. Bis die Zeit weitere Aufklärungen gibt, mag dieſe Skizze dem Wißbegierigen genügen.

Gebräuche und Sitten der Einwohner der Kamtſchadalen.

Taf. XIV. Fig. 66. 67.

Zwiſchen dem 50. und 60. Grade nördlicher Breite erſtreckt ſich die Halbinſel Kamtſchatka an der öſtlichen Küſte Aſiens von Norden nach Süden. Ein rauher Himmelsſtrich, der das öde, von Felſengebirgen durchſchnittene, Land neun Monate lang den Bedrückungen des Winters Preis gibt, und dem Sommer in den drey übrigen Monaten des Jahres ſpärlich genug ſeine hervorbringende Kraft zu äußern erlaubt. Drey große Feuer ſpeyende Berge verbreiten durch heftige, mit fürchterlichen Erderſchütterungen verbundene, Ausbrüche Schrecken und Gefahr, und die ausgeworfene Aſche, die oft Strecken von vielen Meilen dick belegt, ſtört die Vegetation. Da und dort ſprudeln heiße Quellen, in der Nähe großer Flüſſe hervor. Abgeriſſene, ſeltſam geſtaltete Felſenmaſſen, fürchterlich tiefe Spalten und Abgründe in den Urgebirgen zeugen von wiederholten gewaltſamen Verheerungen, und die Natur ſcheint hier ihre Schreckniſſe gehäuft zu haben, um dem Menſchen den Zugang und Aufenthalt zu verſagen. Und doch iſt das Land bewohnt, denn der Menſch ſchmiegt

ſich willig überall dem Boden an, den er betritt, ſich unter die Geſetze der Nothwendigkeit beugend. Kamtſchatka war noch in dem Anfang des verwichnen Jahrhunderts ſehr ſtark bewohnt; aber viele Tauſende ſeiner Ureinwohner rafften ſeit der Eroberung der Ruſſen durch die Koſaken, Kriege, Empörungen und Seuchen hinweg, und jetzt ſchränkt ſich die Zahl derſelben auf wenige Tauſende ein. Die Kinderblattern, die im Jahr 1767 durch einen ruſſiſchen Soldaten auf die Halbinſel gebracht wurden, griffen, gleich der Peſt, um ſich, und tödteten wohl zwanzig Tauſend, und weit mehrere wurden das Opfer der unnennbaren Grauſamkeiten, womit die Eroberer unter ihnen wütheten, ſie erſt durch alle erdenkliche Qualen zu Empörern machten, und dann die Raſenden ihrer Mordluſt und Habſucht würgten. Die Verzweiflung der armen Gedrückten ging ſo weit, daß ſie auf kaum zugänglichen Felſen mit ihren Weibern und Kindern Schutz ſuchten, ſich dort muthig vertheidigten, und wenn der Sieg ihnen nicht zu Theil wurde, erſt Weiber und Kinder ermordeten, und ſich ſelbſt von den Felſen in das Meer ſtürzten. Zu ſpät trat die Menſchlichkeit auf ihre Seite; das ganze Volk iſt der Vernichtung ſchon allzu nahe. Aber auch in den Trümmern findet der Menſchenbeobachter Eigenthümlichkeiten die ſeiner Unterſuchung werth ſind.

Die Kamtſchadalen, oder Itälmenen (Leute, die am Meer leben), gehören in die Reihe der kleinſten Menſchen des Erdbodens; ſie ſind breitſchulterig, dickköpfig, haben runde, platte Geſichter, niedergedrückte Naſen, kleinen Mund, dicke Lippen, hängende Wangen, und kleine Augen, aber voll Feuer und Schalkheit. Die Zähne ſind dicht, feſt, ſchneeweiß, und ſelbſt im Alter noch unverſehrt. Schwarze Haare ſind allgemein. Das Kinn der Männer wird nur ſehr dünn behaart. Die

Körperfarbe der Männer iſt ſchwarzbräunlich, braungelblich; aber weiß bey dem weiblichen Theile des Volkes. Junge Mädchen und Frauen haben rothe Wangen, und ſuchen die Zartheit und Farbe des Geſichtes dadurch gegen widrige Einwirkung der Luft zu bewahren, daß ſie dieſes mit feinen Häuten, aus dem Gedärme der Bären zubereitet, bekleiſtern. Auch ſchminken ſie die Wangen mit grell rothem Pflanzenſaft, der mit Fiſchthran angerieben wird.

Männer- und Frauenkleidung iſt bey dem Kamtſchadalen von einerley Schnitt, und aus dem nämlichen Stoff; ſie wird aus Seehunds- und wilden Rennthierhäuten verfertigt, und beſteht in einem kurzen Leibrocke mit Aermeln, der bis auf die Knie reicht, und vorn und hinten geſchloſſen iſt. Für den Kopf bleibt eine Oeffnung, und gewöhnlich iſt hinten eine Kapuze angebracht, welche man bey übler Witterung über den Kopf ſchlägt. Der Rand dieſes Kleides, das bisweilen auch länger iſt, wird mit Pelzwerk verbrämt, und in der Feinheit dieſer Verbrämung ſucht der Kamtſchadale ſeinen Putz. Ein Kleid aus weißen Fellen junger Rennthiere verfertigt, mit Hand breiten See-Otterſtreifen eingefaßt, gilt für den größten Staat. Im Winter tragen ſie auch wohl zwey Röcke, woran bey dem untern die Haare einwärts, bey dem obern auswärts gekehrt ſind. Im Winter deckt eine lederne Mütze mit Pelzbrämen den Kopf, im Sommer ein Hut von Birkenrinde. Sie bedecken ihre Lenden und Beine mit einer Art lederner Beinkleider, und verwahren auch die Füße mit Schuhen und Halbſtiefeln. Wenn ſie ſich putzen, wird eine beſondere Art von Schuhen oder Halbſtiefeln gewählt; dieſe verdienen eine Bemerkung. Die Sohlen ſind von gelblich weißem Seehundsleder; das Oberleder von mancherley bunten

Stücken zuſammengenäht. Rothe und weiße Streifen wechſeln mit einander ab; hart am Fuße iſt ein Streifen von der Kehle des Hundes angebracht. Dieſe Schuhe werden um die Knöchel mit Riemen gebunden; auch wird Gold und Silber in künſtlicher Nähereh daran verſchwendet. Je mehr ſich die Kamtſchadalen den Ruſſen nähern, und unter ihnen wohnen, deſto mehr entfernen ſich nun viele von ihnen von ihrer National-Kleidertracht, und die Wohlhabenden unter ihnen ſehen in ihren fein tuchenen Beinkleidern, Weſten, Röcken mit ſeidenen Knöpfen, ruſſiſchen Schuhen, ſeidenen Strümpfen, und ſeidenen Hemden, worüber ſie oft ein großes ſilbernes Kreuz hängen, den Herrn des Landes ähnlich, wenn nicht ihre Geſichtszüge, der Mangel an Bart, und die kurze Geſtalt den Kamtſchadalen verriethen. Die Zeit ändert alles, und Stellers poſſierliches Gemählde von einem ſolchen moderniſirten Kamtſchadalen auf dem Vorgebirge Lopatka, der in einem ſcharlachenen fein tuchenen Rock, mit ächten goldnen Treſſen und Knöpfen, in ſeidnem Hemde, den feinſten Beinkleidern, Strümpfen und Schuhen einher zieht, und dabey einen triefenden Seehund, oder ein großes Stück Wallfiſchſpeck auf dem Rücken vom Strande nach ſeiner Wohnung ſchleppt, findet gegenwärtig ſelten oder nie mehr Statt.

Die Kamtſchadalen bauen ſich eine beſondere Wohnung für den Winter, eine andere für den Sommer. Die erſte iſt gewöhnlich ſechs Mahl ſo groß, als die letztere, und dient mehreren Familien zum Aufenthalt; die Sommerwohnung nur einer einzigen. Um eine Jurte (Winterhütte) zu erbauen, wird ein der Größe des vorhabenden Gebäudes angemeſſenes Loch ſechs Fuß tief in die Erde gegraben; es werden ſtarke

Pfähle in gehöriger Entfernung von einander einge- ſchlagen, welche den Balken zur Stütze dienen, die das Dach tragen. Die Sparren des Daches erhal- ten eine Art von Biegung; ihr eines Ende ſteht auf dem Boden, das andere wird mit jenen Balken in Verbindung geſetzt. Starke Flechtarbeit füllt den Raum zwiſchen den Sparren aus, und die Außenſeite iſt mit Raſen belegt, ſo daß eine Jurte von außen einem rundlich platten Hügel ähnlich ſieht. In der Mitte dieſes Hügels bleibt ein viereckiges Loch, aus welchem der eingekerbte Balken hervorragt, welcher hier die Stelle der Leiter oder Treppe vertritt. Siehe No. 67. der Taf. XIV. Aber auch auf ebner Erde führt eine Thüre ins Freye, die aber für niemand als Frauen offen ſteht, da im Gegentheil jene Leiter nur Männer beſteigen dürfen. 68. der Taf. XV. ſtellt das Innere einer Jurte dar. Sie hat gar keine Abtheilungen. An den Seiten ſind breite, nur ſechs Zoll hohe Bänke von Brettern, der Sitz der Bewoh- ner am Tage, und ihre Lagerſtellen zur Nachtzeit. Hinter dem Heerd iſt ein freyer Raum für Vorräthe und Küchengeſchirr, und das Feuer darf nie verlöſchen, ſo daß es in der Jurte ſtets heiß iſt.

Das Sommerhaus heißt Balagan, und iſt auf der Taf. XIV. 66. abgebildet. Ein unſicheres, gefähr- liches Gebäude, das auf neun, in drey Reihen aufge- ſtellten, Pfoſten ruht, welche ungefähr dreyzehn Fuß hoch ſind. Man befeſtigt an dieſe Pfoſten mit ſtar- ken Stricken Querlatten, von einem Pfoſten zum an- dern; auf dieſe legt man die Sparren, und bedeckt die dadurch gebildete Fläche mit Raſen, welche den Fußboden ausmachen. Das Dach beſteht aus Stan- gen, welche, kegelförmig aufgeſtellt, ſich in der Spitze durchkreuzen, unten aber an das Gebälk befeſtigt wer-

den. Die Bedeckung iſt Gras und Rinde. Jeder Balagan hat zwey runde Thüren, zu welchen man auf einem eingekerbten Balken aufklettert. Die eine, auf der Windſeite, wird zugehalten; die offne kann ganz weggenommen und angelehnt werden. Vor der Thüre ſitzt das Kamtſchadalen-Paar, wenn des Tages Arbeit vollbracht iſt, und ſonnt ſich. Der Raum unter dem Balagan iſt leer, und dient zum Trocknen der Fiſche, Wurzeln und Kräuter. In kleinen Umzäunungen auf der Erde unter den Balagans haben die Hunde des Beſitzers ihren Aufenthaltsort. Mehrere Familien bauen ihre Sommerhütten ganz nahe bey einander, legen von einer zur andern Bretter, und bringen dadurch eine Verbindung heraus, die den Straßen in einer Stadt ähnlich iſt. Dieſes Naheſeyn ſo elender Hütten iſt bey entſtehendem Brande ſehr gefährlich, und wird oft der Grund vieles Unglücks; auch bringt die Höhe Gefahr, indem häufig Kinder, die oft ohne Aufſicht bleiben, herabfallen und ſich beſchädigen.

Der Hauptzug des Charakters der Kamtſchadalen iſt Gutmüthigkeit; hohe Dinge muß man bey einem Volke, das im Stand der Natur lebt, nicht erwarten, aber dennoch wirkt ein feuriges Temperament in dieſen kleinen Halb-Inſulanern; ihre Phantaſie iſt lebhaft, ſie faſſen gut, und vollbringen mit Ausbauer und Geſchicklichkeit alles, was das Bedürfniß heiſcht; denn weiter geht ihre Sorge nicht. Zufrieden bey ihrer Armuth ſtrebt ihr Wunſch einzig dahin, zwangfrey des Lebens froh zu werden. Bedürfniß iſt der Maßſtab ihrer Arbeiten; iſt dieſes geſtillt, ſo rührt ſich keiner. Hang zu jedem ſinnlichen Genuß wird ihnen mit Recht vorgeworfen; zum geiſtigern ſich zu erheben, fanden ſie nie Gelegenheit. Koſaken ſind ihre Lehrmeiſter in einer neuen Lebensordnung ge-

worden, und ſchlechtere hätten dieſe armen Menſchen nie finden können.

Der Mann übernimmt den beſchwerlichſten Theil an den Arbeiten für das Hausweſen, und geht in ſeiner gutmüthigen Unterwürfigkeit gegen ſeine Frau, oder Frauen, (denn er hat mehrere, wenn er ſie erhalten kann), ſo weit, das er nicht nur als Jäger und Fiſcher die Beute ins Haus ſchafft, das Holz für den Heerd fällt und einſchleppt, ſondern auch als Koch dient. Er baut die Wohnungen, den Kahn, die Waffen; er ſchnitzt Schalen und Tröge von Holz für die Küche, verfertigt den Schlitten, ſtrickt Netze, macht Fallen zum Fang der wilden Thiere. Seine Jagd iſt oft gefahrvoll; er bekämpft Bären und Wölfe, deren das Land eine große Anzahl hervorbringt. Der Zobel iſt ihm die koſtbarſte Jagdbeute, denn in Zobelfellen muß er ſeinen Tribut an die Ruſſen bezahlen. Durch das Naheſeyn dieſer neuen Zwingherrn hat ſich die Zahl ſeiner Bedürfniſſe vermehrt; was er kauft, muß er mit Pelzen bezahlen, und jetzt zwingt ihn die Noth, arbeitſamer als ſonſt zu ſeyn. Aber iſt nur die Noth nicht vorhanden, ſo wechſelt Arbeitsluſt mit Durſt nach Freude, und dieſe artet bey ihm gröblich aus; aus ſeinem Mahl wird ein Fraß, und ſeine Schwelgereyen endet nur das Unvermögen, weiter zu ſchwelgen.

Die Arbeiten der Weiber ſind nicht geringer, als die der Männer, und erfordern Uebung und Geſchick. Sie decken die Hütten, und bekleiden die Wände. Die Beſorgung der Fiſche zum Wintervorrath iſt ihr Werk. Auch ſteht der Vorrath ſelbſt allein unter ihrer Aufſicht, ihrer Willkühr überlaſſen. In den Sommermonaten ſammeln ſie Kräuter, Beeren

und Sämereyen zur Nahrung im Winter; ſie raufen Neſſeln, und bereiten ſie zu Flachs, den ſie mühſam ſpinnen. Die Zwiebel der Sarana, einer Lilienart, welche bey den Kamtſchadalen die Stelle des Brodes vertritt, wird von Weibern eingeſammelt, und Gras zu den Flechtarbeiten für den Winter herbeygeſchafft. Gegen den Winter zu tragen ſie Wurzeln und Baumrinden ein, Theile ihrer Koſt. So geht ihnen bey der Pflege ihrer Kinder der kurze Sommer hin. Im langen Winter flechten ſie Matten, Körbe, Säcke, kleine Kiſten; ſie bereiten die Felle zur Kleidung; ſie gerben Leder, verfertigen alle Kleider, Schuhe, Handſchuhe, Mützen, an denen oft ein guter Geſchmack im Ausnähen und Sticken nicht zu verkennen iſt; auch ſind ſie es, welche Kranke pflegen, Heilmittel verordnen und zubereiten, und Beſchädigte verbinden.

Land- und Seethiere und Fiſche, auch mehrere Wurzeln, Zwiebeln und Kräuter, nebſt der Birken- und Weidenrinde, dienen den Kamtſchadalen zur Nahrung. Fleiſch von Hunden, Mäuſen und Eidexen genießen ſie nicht. Ehe der Umgang mit Ruſſen in den neueſten Zeiten ſeine Einwirkung in die Gewohnheiten der Kamtſchadalen äußerte, konnte kein Freund von Reinlichkeit mit ihnen zu eſſen wagen, denn die ganze kamtſchadaliſche Kocherey war aufs höchſte unſauber und Eckel erregend; aber ſelbſt noch jetzt darf man bey ihnen ſelten über die Art der Zubereitung ihrer Speiſen nachforſchen, wenn man, ſo viel reinlicher ſie auch jetzt, gegen vormals, behandelt werden, mit Luſt an der Mahlzeit Theil nehmen will. Sie genießen vieles getrocknet, Wurzeln, Lilienzwiebeln und Fiſche, anderes gekocht; aber von Gebratnem ſind ſie keine Freunde. Selbſt das Gekochte laſſen ſie erſt wieder kalt werden, ehe ſie davon eſſen; dieſer Nicht-

gebrauch warmer Speiſen mag vieles zur Erhaltung ihrer ſchönen Zähne beytragen. Ihr größter Leckerbiſſen iſt ein Muß, aus mehreren Zwiebeln, Wurzeln, Beeren verſchiedner Art und Benennung zuſammen getragen, in einem Troge geſtampft, mit den unſaubern Händen geknetet, und mit Wallfiſchthran gekocht. Sie nennen dieſes Lieblingsgericht Selaga. Getrocknete Fiſche werden auch als Brod gegeſſen. Sie fangen damit jede Mahlzeit an. Fiſchrogen, oder Caviar iſt eine zweyte Lieblingsſpeiſe der Kamtſchadalen. Sie trocknen ihn an der Luft oder am Feuer, auch wohl in Kräuter eingerollt. Auf Reiſen iſt dieſer Caviar ein gewöhnlicher Genuß, und das, was ihn eigentlich noch genießbarer macht, Birken- Weiden- oder Ellern-Rinde finden ſie überall; Caviar allein bleibt an den Zähnen kleben, und Rinde, noch ſo ſcharf gekaut, läßt ſich ohne irgend einen Zuſatz nicht hinunter ſchlucken. Um die Rinde zum Genuß vorzubereiten, ſtreifen ſie ſolche, ſo lang die Bäume belaubt ſind, ab, und ſchneiden ſie in lange, ſchmale Linien, unſern Nudeln ähnlich. Im Winter vermehrt ſie mit Caviar vermiſcht die Menge ihrer Speiſen. Nichts bleibt ungeprüft, ob es nicht zur Nahrung diene, und ſogar eine weiße, feine, ſchleimige Thonart wird von ihnen als Speiſe benützt.

Gewöhnlich iſt Waſſer ihr Getränk; ſie nehmen es früh nüchtern, nach Tiſch in ſtarkem Maaß, und vor Schlafengehen. Jeder holt ein Gefäß voll Waſſer, worein er, um es kühl zu erhalten, Schnee und Eis wirft, und ſtellt es neben ſein Lager. Er trinkt davon die Nacht hindurch, ſo daß kein Tropfen übrig bleibt. Je kälter, je beſſer. Der Kamtſchadale ſteckt ſelbſt den ganzen Mund voll Schnee und Eis, und freut ſich dieſes Genuſſes. Um ſich zu berauſchen,

trinken ſie Waſſer, das eine Zeit lang über giftigen Pilzen geſtanden hat. Dieſes Getränk macht förmlich raſend, und äußert die ſonderbarſten Wirkungen. Der davon Betrunkne weint, lacht, und ſpricht zu allen Tollheiten, die er beginnt, der Pilz befehle es. Bald ſieht er ſich am Rand eines Abgrundes, und zittert, bald verkündet ſein Lachen die frohe Stimmung des Gemüths. Endlich fällt er in tiefen Schlaf, und alles hat ein Ende. Durch die Ruſſen ſind die Kamtſchadalen auch mit dem Gebrauche des Branntweins bekannt worden, den ſie nun ſehr lieben.

Die Heirathsgebräuche ſind auch bey dieſem Volke eigen. Wer eine Frau ſucht, und unter den Mädchen gewählt hat, geht zu den Aeltern, entdeckt ſeine Neigung, und erbietet ſich, einige Zeit lang um ihre Tochter zu dienen. Er erhält leicht dieſe Erlaubniß, und beſtrebt ſich auf das eifrigſte, alles zu thun, was jenen wohlgefällt, und ihm Gegenliebe erwerben kann. Er hilft auf der Jagd, beym Fiſchfang, und eine ſeiner mühvolleſten Arbeiten im Sommer beſteht darin, für die Aeltern und Braut täglich Eis und Schnee anzuſchaffen, damit ihr Getränk zu kühlen. Er erklettert oft die höchſten Felſen, in der übelſten Witterung, um dieſem Bedürfniß leckerer Gaumen abzuhelfen. Iſt die bedungene Dienſtzeit vorüber, und er war nicht ſo glücklich, ſich das Wohlwollen der Familie zu erwerben, ſo wird ihm eine kleine Entſchädigung gereicht, und er muß heimkehren. Wird ihm aber ſein Wunſch erfüllt, ſo erhält er die Erlaubniß, die Braut wegzuführen. Allein dieß iſt ſchwer: denn ſie wird von den Verwandtinnen und Freundinnen bewacht, beſchützt, in viele Kleider gehüllt, mit Riemen umwunden, und jeder Verſuch, ſie zu haſchen, und zu entkleiden, mit gewaltigen Prügeln abgewehrt. Der

Bräutigam muß die Braut ganz entkleiden, ehe er ſie die Seinige nennen darf, und darüber vergeht oft ein Jahr, und noch eines, ehe er ſo glücklich iſt, dieſe Probe ſeiner Schlauheit, Beſonnenheit und Kraft zu beſtehen. Von der entkleideten Braut läuft er hinweg: wird aber von ihr ſelbſt ſanft zurückgerufen, und ſie gehört nun ſein. Er führt ſie in ſeine Hütte. Erſt nach einiger Zeit beſucht er mit der jungen Frau die Aeltern derſelben, und alsdann erſt wird das Hochzeitfeſt gefeyert. Die junge Frau prangt dabey in einem langen Kleid von ſibiriſchem Schaaffell, und wird mit Bildern ſchwer behängt: ſie kann faſt die Laſt nicht tragen. Während der Annäherung an das Dorf murmeln die Begleiter und Begleiterinnen Beſchwörungsworte über einem getrockneten Fiſchkopf, und unfern der älterlichen Wohnung ergreift ein Knabe, der dem Zug entgegen kommt, die junge Frau bey der Hand, und führt ſie an die Wohnung. Weiber und Männer folgen. Wenn ſie an das Rauchloch der Winterhütte kommen, wird der jungen Frau ein ſtarker Riemen um den Leib gebunden, und ſo läßt man ſie hinab, ohne daß ſie die Treppe zu berühren braucht. Der bezauberte Fiſchkopf wird unten an der Treppe hingelegt, und ſie und alle, die nach ihr herabſteigen, treten mit den Füßen darauf. Man nimmt nun der jungen Frau die läſtige Zierde ab, wirft den Fiſchkopf ins Feuer, und der neue Ehemann muß nun kochen, und von den mitgebrachten Speiſen alle Anweſende bewirthen. Des andern Tages gibt der Vater der jungen Frau ein großes Gaſtmahl; am dritten entfernen ſich die Gäſte, nachdem ſie von dem neuen Ehepaar allerley Kleinigkeiten zum Andenken erhalten, und ſolches dagegen mit beſſern Gaben erfreut haben; nur das junge Paar bleibt, und unterſtützt noch eine Zeit lang die Arbeiten der Aeltern.

Der Kamtſchadale nimmt mehrere Weiber, und ſcheidet ſich von ihnen, ſobald er will. Er iſt ſehr beſorgt, ihnen das Leben, ſo viel er kann, angenehm zu machen, und Mann und Weib lieben ihre Kinder leidenſchaftlich. Die ganze Erziehung beſteht darin, ſie früh abzuhärten, und zu Erduldung und Anſtrengungen zu gewöhnen.

Statt der Windeln wird das neugeborne Kind in eine Art von Hanf, oder Werg eingewickelt, und von der Mutter ſorgfältig beſchützt. Zur Nachtzeit hüllt ſie den Säugling noch außerdem in ihr Kleid, hat ihn an der bloſen Bruſt, und legt ſich mit ihm auf die harte Lagerſtelle hin, ohne Gefahr, ihn zu erdrücken. Wenigſtens iſt kein Beyſpiel eines ſolchen Unglücks bekannt. Weint er ſehr am Tage, ſo ſteckt ſie ihn in die Kapuze, aus welcher nur der Kopf hervorguckt, und ſchaukelt ihn ſo auf ihrem Rücken, ſitzend, ſich vor ſich auf und nieder bewegend. Das Kind bleibt an der Mutterbruſt, bis ein anderes kommt. An ſeiner erſten Bekleidung iſt an den Beinkleidern hinten eine Falle angebracht, die ſich öffnen und ſchließen läßt. Die Mutter ſtopft den Raum mit Hanf aus, und öffnet die Klappe, wenn das Kind ſich verunreinigt hat, um alles herausfallen zu laſſen, und friſchen Vorrath hineinzuſtopfen. Den Kindern wird viel Wille gelaſſen, und es ſcheint nicht, daß die kindliche Dankbarkeit bey den Kamtſchadalen der älterlichen Liebe gleich komme.

Wenn die Jagd und der Fiſchfang gut ausfallen, ſo werden von den Kamtſchadalen Feſte gefeyert, Schmauſereyen und Tänze angeſtellt, und Lieder geſungen. Dabey iſt die Gewohnheit ſehr eigen, daß der Wirth vor jedem ſeiner Gäſte niederkniet, in der einen Hand einen langen Streifen Wallfiſch- oder Seehunds-

Zweck, in der andern ein Meſſer hält; hierauf den Sp... ſeinem Gaſte tief in den Mund ſteckt, und das, was im Munde nicht Raum findet, hart an demſelben mit den Worten Ta-na (da nimm) abſchneidet. Wird ein Bär verſpeiſ't, ſo geſchieht eben dieß, und der Gaſt antwortet auf jenes Ta-na, Sipang, (o Unglück!) Der Ruhm einer guten Bewirthung beſteht darin, die Gäſte ſo voll zu füllen mit Speiſen aller Art, daß ihnen endlich die Kraft mehrere zu genießen, mangelt. Wenn zwey Kamtſchadalen einen Freundesbund ſchließen, ſo wird die Jurte für den neuen Freund außerordentlich erhitzt; alle übrigen Bewohner entfernen ſich: Wirth und Gaſt legen alle Kleider ab, und der erſtere bemüht ſich aus allen Kräften ſo warm zu machen, daß der letztere nicht mehr aushalten, und ſo viel aufzutragen, daß er den Vorrath nicht aufzehren kann. Jeder ſucht den andern zu dem Geſtändniß zu bringen, er ſey erſchöpft, und unfähig mehr zu thun. Man macht ſich hierauf Geſchenke, und der Bund iſt geſchloſſen.

Bey Verſammlungen zu Schmauſereyen wird geſungen, und nach einer ſchlechten Pfeife getanzt. Die Singweiſen dieſes Volkes ſind nicht unangenehm, und verrathen Anlage: auch iſt die Stimme weich, und beſonders zum Ausdruck ernſter Empfindungen geſchaffen. Ihre Lieder enthalten oft viele und beißende Satyre auf Fremdlinge, und ſind ein Gemiſch von Lächerlichkeiten aller Art. Niemand, der unter dieſen Menſchen lebt, bleibt verſchont, und vielen iſt die Geſchicklichkeit eigen, jeden Fremden in Stimme und Gebehrde nachzuahmen, und dem Inhalt ihrer Lieder eine Art von Mimik beyzufügen, die oft ſehr ſprechend iſt. Bricht dem Kamtſchadalen das Herz über den Verluſt einer Frau, ſo ſingt er ungefähr folgendes Lied:

Mein Weib, meine Seele iſt geſtorben: ich muß in den Wald gehen, aus Betrübniß, und Baumrinde holen und eſſen: ich muß früh auf ſeyn, die Ente Aangitſch in das Meer zu jagen, und ſo mich weit umſehen, ob ich mein liebes Herz wieder finden möge! —

Ihre Tänze ſind wild, — beginnen zwar, unter Singen, langſam, aber enden in einer lermvollen Raſerey, ſo daß der den Ruhm des Geſchickteſten behält, der am längſten ausdauert. Einer kommt aus einer Ecke der Jurte hervor, und hüpft, wie ein Froſch umher; andere kommen dazu; aus jener, aus dieſer Ecke, einer, zwey, nach und nach mehrere, bis endlich der älteſte Greis von der Tanzluſt nicht verſchont bleibt, und den Reihen der, gehuckt umher Hüpfenden vergrößert. Jeder muß, wie ein Froſch hüpfend in den Kreis kommen, und unter Lerm und Geſchrey in die Hände klatſchen, und andere Gebehrden machen. Gewöhnlich wird die lange Winternacht mit Geſängen, Tänzen, luſtigen Erzählungen und ſatyriſchen Darſtellungen hingebracht.

Die Kamtſchadalen ſind Verehrer elender Götzen, und ihr ganzes Religionsſyſtem iſt ein Gewebe abergläubiſcher Mährchen. Ueberhaupt iſt kein Volk auf Erden abergläubiſcher, als ſie. Luft und Erde ſtecken voll böſer Geiſter; ſie ſprechen mit Thieren, und bitten beſonders diejenigen Thiere vorher um Verzeihung, welche ſie zur Nahrung tödten. „Es thut mir leid, daß ich dich eſſen will,“ ſagen ſie zum Wallfiſch und Bär; aber die Ruſſen ſind Schuld daran!“ Gegenwärtig ſind ſie von ihren neuen Beherrſchern getauft, aber ohne ihren Götzen gänzlich entſagt zu haben: denn die Taufe hat auch gar wenig, und in Anſehung ihrer

Vorurtheile gar nichts, geändert. Sie hängen noch an Zauberern und Zauberinnen, welche, vom Genuß des Fliegen-Pilzes betäubt, raſend tolle Dinge weiſſagen, und das Volk bethören.

Gewöhnlich erreichen die Kamtſchadalen ein hohes Alter, bey ſehr dauerhafter Geſundheit. Viele ſterben an Altersſchwäche: viele geben ſich ſelbſt den Tod aus Lebensüberdruß. Man kennt Beyſpiele unter ihnen, wo Väter ihren Söhnen befahlen, ſie aufzuhängen, und die Söhne gehorchten. Dem Tode gehen ſie äuſſerſt kalt entgegen: ſie glauben eine Fortdauer, und denken ſich ihr Paradies als einen Aufenthalt voll Freude, wo man mit den ſchönſten Hunden im Schlitten fährt, und die fetteſten Wallfiſche und Robben fängt, auch ſeine Weiber wieder findet.

Ehe die Ruſſen das Land eroberten, wurden Todte mit einem Riemen, der am Halſe befeſtigt war, aus der Hütte gezogen, und dienten, ſtatt des Begräbniſſes, den Hunden zur Nahrung. Oft auch ließ man den Leichnam in der Hütte verfaulen, und baute eine neue Hütte. Von den Kleidern des Verſtorbenen bleibt nichts im Gebrauche; alles wird aus Furcht vor einem frühen Tode weggeworfen. Die ruſſiſchen Sitten haben wenigſtens jene empörende Behandlungsart entfernt, und der chriſtliche Kamtſchadale wird jetzt nach den Gebräuchen der Kirche begraben.

Gebräuche und Sitten der Bewohner von Norton-Sund.

Taf. XV. Fig. 69.

Zwiſchen dem 64. und 65. Gr. nördlicher Breite, und dem 198 bis 199. Grad öſtlicher Länge fand der Weltumſegler Cook die auf der Taf XV. 69. abgebildeten Bewohner eines Theils von Nordamerika, dem er den Namen Norton-Sund beylegte. Da ſie und ihr Land ſich in einem gleich dürftigen Zuſtande befinden, und die Gewinnſucht nur wenig reizen können, ſo ſind ſie von Beſuchen der Europäer ziemlich verſchont; aber dabey iſt auch die Kenntniß dieſes Theils der Erde und ſeiner Eingebornen ſehr mangelhaft geblieben. Sie ſind von mittlerer Größe, mehrere noch unter dieſer. Sie haben breite Bruſt und Schultern, meiſtens übergroße Köpfe, mit plattem, breitem Geſicht; kleine Augen, zwar nicht an ſich, aber im Verhältniß mit dem großen Kopfe; hängende oder auch aufgeſtülpte Naſen, vorn dick; breite Lippen; ſehr ſchöne, weiße Zähne. Doch wurden einige beobachtet, welche ſchwarze Zähne hatten, die abgeſchliffen zu ſeyn ſchienen, und dem Gaumen gleich ſtanden. Das Haar iſt ſchwarz, grob, ohne

Taf. XV.

Krauſe, und wird von den Männern im Nacken und auf der Stirn abgeſchnitten, von den Weibern im Nakken herabhängend, oder in einen Zopf geflochten, getragen. Der Bart iſt ſelten beträchtlich. Die Männer ſind von ſchwärzlich brauner Farbe; die Weiber weiß, aber ohne eine Spur von roth. Ein Hemde, meiſtens nur bis an die Kniee reichend, oft noch kürzer, oft länger, aus den Fellen eines Thieres, das zum Geſchlechte der Hirſche zu gehören ſcheint, verfertigt, mit größten Theils auswärts gekehrten Haaren, macht die Bekleidung des Körpers aus. Füße, Beine und Lenden bedeckt eine Art roher Stiefeln von Fellen. Es iſt eine Kapuze am Kleide, das auf der Bruſt keine Oeffnung hat, angebracht, welche bey übler Witterung über den Kopf geſchlagen, und vom Weibe dazu gebraucht wird, das jüngſte Kind mit ſich zu ſchleppen. Es huckt darin, ſicher vor Gefahr, ganz nackend, erwärmt ſowohl von dieſer Hülle, als auch von den Ausdünſtungen der Mutter, welche die Geſchäfte des Haushalts zu beſorgen hat, und den Mann beym Fiſchfang und bey der Fahrt auf dem Meer unterſtützt.

Nichts iſt ſonderbarer, und dem Beobachter auffallender, als die Art, wie die Begierde ſich zu ſchmücken bey dieſen Menſchen, denen ein rauher Himmelsſtrich in einen ganz kahlen, nur mit wenigen Beeren tragenden Gebüſche verſehenen Lande zum Wohnſitz beſtimmt iſt, ſich verräth. Den Naſenknorpel durchbohren, und Knochen oder Federſpulen durch die Oeffnung ſtecken; die

Ohrläppchen vielfach durchlöchern, und mit vielen Muſchelſchalen und Glaskorallen behängen; ſich im ganzen Geſichte, oder nur, wie die Weiber pflegen, am Kinn und auf den Wangen ſchwarz machen; dieſe Künſte haben ſie mit andern Wilden gemein; aber eine andere Verzierung zeichnet ſie vor andern aus. Sie beſteht darin, daß ſie ſich eine Querlinie in die Unterlippe ſchneiden, in der Richtung wie der Mund, etwas unter dem hervorſtehenden Theil der Unterlippe, und zwar ſo, daß der Schnitt durch und durch geht. Der Schnitt iſt zwey Zoll lang, und die Wunde ſo zugeheilt, daß eine Oeffnung bleibt, und eine doppelte Unterlippe vorhanden zu ſeyn ſcheint. Man kann die Zunge hindurch ſchieben, und dann ſieht es aus, als ob ein ſo verunſtalteter Menſch einen doppelten Mund hätte. In dieſe Oeffnung wird ein ſchmaler, platter Knochen, der einer Reihe kleiner Zähne ähnlich ſieht, (und damit er darin feſt halten kann) etwas länger als die Oeffnung ſelbſt iſt, eingeſchoben. Die Vorſtellung eines doppelten Mundes gewinnt dadurch beym erſten Anblick noch gröſsere Wahrſcheinlichkeit. Andere durchbohren die Unterlippe an verſchiedenen Stellen, und beſetzen die, dadurch entſtandenen, Höhlen mit kleinen Knöpfen, Muſcheln und glänzenden Steinchen.

Die Wohnungen dieſer Menſchen ſind nahe dem Strande befindlich, und ein höchſt erbärmliches Werk: man ſollte kaum glauben, daß mit ſo wenigem irgend ein Erdenbewohner ſich begnügen könne. Sie ſind aus

rohem Gebälke von Treibholz errichtet, und bilden ein Dach ohne Seitenwände. Nirgends iſt Menſchenkunſt daran ſichtbar; der Biber baut beſſer als der Nordländer von Norton-Sund. Mit Moos und Raſen iſt die Reihe unordentlich aneinander anſchließender Knüppel, der Beſtandtheile eines ſolchen Hauſes, da und dort bedeckt, ein niedriges Loch führt als Eingang in das Innere, wo, nahe an dieſer Oeffnung die Feuerſtelle ſich befindet: der übrige Boden hat ebenfalls eine Bedeckung von loſen Knüppeln und Balken. Auch iſt unfern dem Eingang ein kleineres Loch angebracht, welches dem Rauche Durchzug verſtattet.

Der Bewohner von Norton-Sund ſteht auf einer äußerſt niedrigen Culturſtufe: er iſt Fiſcher und Jäger, aber gewiß berechnet er ſeine Subſiſtenz mehr auf den Erwerb vom Fiſchfang, als von der Jagd. Seine Jagdgeräthe, der Wurfſpieß und Pfeil, ſind weniger ausgebildet, als ſein Kahn und ſein Fiſchzeug. Dieſe Gegenſtände ſind von der Art, wie man ſie bey den Esquimaux findet: der Kahn iſt mit Fellen bezogen, und wird bey dem Gebrauch an den Leib des Rudernden mit Riemen feſt gebunden. Das Meer iſt ſehr reich an Fiſchen, welche getrocknet, roh und gebraten dem Bewohner der Küſte zur Nahrung dienen. Er trinkt Waſſer und Thran, und führt, um den Durſt zu löſchen, ein hölzernes Gefäß voll Schnee im Kahn bey ſich, woraus er, ſo oft ihn dürſtet, eine Handvoll nimmt und den Mund damit voll ſtopft.

Dieſe Wilden ſind gutmüthig und ſanft. Bey der Annäherung an fremde Schiffe ſingen ſie in ihren Kähnen, unter mancherley Bewegungen der Hände und des ganzen Leibes, Lieder, welche von den Tönen einer Art von Trommel begleitet werden. Sie tauſchen gegen Eiſen Fiſche aus, und Cook erhielt für vier ſchlechte Meſſer faſt vier Centner Fiſche. Sie ſind fern von Betrug. Man hat unter ihnen ſehr krüppliche Geſchöpfe bemerkt, den Kretins ähnlich, die kaum wegen ihrer Geſtalt als Menſchen gelten können. Cook ſah eine Familie, die aus Mann, Frau, einem Kinde und einem Krüppel beſtand, deſſen hülfloſer Zuſtand Mitleiden erregte. Er beſchenkte das Kind, ein Mädchen, mit Glaskorallen, worüber erſt die Mutter, dann der Vater und der Krüppel, und endlich auch das Mädchen aus Freude weinten.

Zu den Erzeugniſſen des Kunſtfleißes dieſer Leute gehören auch kleine Körbe von Flechtwerk, und hölzerne Schalen von verſchiedener Form und Größe, und dieſe Arbeiten mit den elendeſten Werkzeugen verfertigt, bezeugen Verſtand, Nachdenken und ausdauernde Beharrlichkeit ihrer Verfertiger.

Taf XVI.

Gebräuche, Sitten und Haushaltung der Madekaſſen.

Taf. XVI. Fig. 70. 71.

Die Inſel Madagaskar, welche durch die Meerenge von Mozambique von Afrika getrennt wird, und ſich vom 12. bis 26. Grad der Breite von N. N. O. nach S. S. Weſt erſtreckt, iſt der Wohnſitz eines Volkes, deſſen Menſchenmaſſe auf vier Millionen geſchätzt wird, und welches unter dem Namen der Malegaſchen und Madekaſſen ſchon längſt von den Europäern gekannt wird. Der vorzüglich fruchtbare Boden, verbunden mit dem Ueberfluß an Heerden, und an Produkten des Pflanzenreichs, hat ſchon ſeit Jahrhunderten die Europäer lüſtern nach dem Beſitz dieſer Inſel gemacht, aber noch immer haben ihre Bewohner ihre Freyheit behauptet. Der Abbée Rochon ſchildert dieſe Inſel, in folgender Stelle ſeiner Reiſe dahin, mit den lebhafteſten Farben. „Wenn

der Reiſende, voll Durſt nach Belehrung, zum erſten Male wilde, gebirgige Länder durchſtreift, die von Thälern und Hügeln durchkreuzt werden, und worin die Natur, ihrer urſprünglichen Fruchtbarkeit überlaſſen, die ſeltſamſten Produkte erzeugt; wenn er nun einen Blick auf die ſteilen Felſenſtirnen und auf die ungeheuern Bäume wirft, von welchen ſie bekränzt werden, und welche ſo alt wie die Erde ſind; ſo ergreifen ihn Erſtaunen und Schauder. Beyde vermehren ſich, bey dem furchtbaren Getöſe großer Waſſerfälle, zu welchen der Zugang verſchloſſen bleibt. Aber er wird angenehm überraſcht und gerührt, wenn auf dieſe rauhen mahleriſchen Scenen ländliche Anſichten, ſanfte Hügel und Ebnen folgen, wo die hervorbringende Kraft in den Pflanzen nie durch ſchlimme Witterung, und durch den Wechſel der Jahreszeiten unterbrochen wird. Mit Vergnügen durchirrt ſein Auge dieſe weiten Flächen; wo zahlreiche Heerden von Rindvieh und Schaafen weiden. Reis- und Batatten-Felder bezeugen ihm den Fleiß der Bewohner; allein er hat ſie wenig gekoſtet: der Landbau blüht dort, faſt allein von der Natur befördert. Die Bewohner benetzen den Boden nicht mit ihrem Schweiß; ſie reißen ihn kaum mit dem Karſt auf, ſtreuen Reiskörner in kleinen Löchern aus, ſcharren dieſe mit dem Fuße zu, und die ganze Arbeit iſt vollbracht. Ein ſo ſchlecht beſtelltes Feld liefert hundertfältigen Ertrag. Die Waldungen erzeugen alle Palmenarten, koſtbare Färbe-

Bau- und Gummi-Hölzer, Citronen und Pommeranzen: und an ihren Quellen gedeihen köſtliche Kräuter, voll Duft, Schönheit und Heilkraft. Zuckerrohr, Flachs, Hanf, Taback, Indigo, Baumwolle, Pfeffer, ſind wild wachſende Produkte des Landes. Es hat fiſchreiche Flüſſe, köſtliche Quellen, und einen ſeltnen Reichthum an Land- und Seethieren, die mit den zahlreichſten Gattungen von Vögeln, den Ueberfluß an Nahrungsmitteln vergrößern.

Die Bewohner der Inſel zeichnet im Ganzen ein vortheilhafter Wuchs, und eine mehr als mittlere Größe aus. Sie ſind in viele Völkerſchaften abgetheilt, und in der Farbe verſchieden: manche tief ſchwarz, andere nur ſchwärzlich, wieder andere kupferroth; die meiſten olivenfarbig. Sie haben alle kurzes, krauſes, ſchwarzes Haar, wie die Neger in Afrika; aber ihre Geſichtszüge unterſcheiden ſich ſehr von dieſen; ſie ſind angenehm und regelmäßig: ihre Naſe iſt nicht eingedrückt, ihre Lippen ſind weniger aufgeworfen, als bey jenen. Alle haben einen freyen, gutmüthigen Blick, ſind ſorglos, und gehören der Freude an. Ein lebhaftes Temperament iſt ihr Eigenthum: des Lebens größten Theil verbringen ſie unter ſinnlichen Genüſſen: ihnen iſt die Gegenwart das höchſte Gut, ihr Herz iſt ruhig, ihr Körper geſund, ſie ſind nicht im Stande die Sorge für die Zukunft zu begreifen, welche den Europäer niederdrückt.

Der ſo große Unterſchied in der Farbe des Kör⸗pers, welcher an dieſen Inſulanern bemerkt wird, ſchreibt ſich von den Beſuchen der Araber her, von denen vor mehreren Jahrhunderten einige Stämme die Inſel, von Afrika aus, erreichten und eroberten. Noch jetzt ſind die Nachkommen jener Sieger die Fürſten des Landes, die einen König aus ihrer Mitte erwählen. Ein eignes, ſonderbares Vorrecht zeichnet dieſe Fürſten-Familien aus; ſie allein dürfen, gegen die Gebühr, die Thiere ſchlachten, welche die Einwohner zur Nahrung brauchen wollen. Die Ureinwohner ſelbſt ſind ſchwarz. Alle kleiden ſich ſehr einfach: der Mann windet eine farbige, meiſtens geſtreifte Binde um die Hüften: darin beſteht ſeine ganze Bekleidung. Die Binde der Frau iſt breiter, einem Weiberrock ähnlich, und dieſem wird zur Buſenhülle eine Art von Jacke oder Mieder, ohne Aermel beygefügt. Der Schmuck ſchränkt ſich auf Hals- Arm- und Beinringe ein, die von Metall, Perlen, Korallen und edeln Steinen ſind. Auch beſetzt man die Haare mit dergleichen Zierrathen, und umgibt den Hals mit einer ſchweren goldnen Kette, die auf die Bruſt herabhängt; an ihr werden Zahnſtocher, Ohrlöffel, Haarzangen befeſtigt. Frauen flechten ihre Haare in viele Flechten, womit ſie den Kopf umwinden; Mädchen aber laſſen ſie in freyen Locken nachläſſig hängen. Bey den Madekaſſinnen wird ein langes Haar als vorzügliche Schönheit angeſehen; um

ſeinen Wuchs zu verſtärken, bedient man ſich öhlicher Subſtanzen zum Einreiben.

Die Madekaſſen leben Familien- und Stammweiſe in großen Dörfern, welche ſie zum Schutz gegen Angriffe mit hohen Pallıſaden umgeben. Nichts iſt einfacher, als ihr Wohnhaus. Es hat die Geſtalt eines Bienenkorbes, und iſt in der That nicht ohne Zierde. Freylich nur das Bedürfniß iſt auch ihr Baumeiſter, und wenn jenes befriedigt wird, hat hier die Kunſt ihre höchſte Stufe erreicht. Thüre, Schloß und Riegel ſind bey Menſchen, welche die Selbſtqualen der Habſucht und betrügeriſcher Neigungen nicht kennen, ſehr ſchwach und gar überflüſſig. Die Thüre von dünnem Flechtwerk wird angelehnt, und den ganzen Tag über bleibt ſie ganz außer Gebrauch. Oft verſehen einige Bündel Dornen oder Geſträuch die Stelle der Thüre, und niemand iſt in Gefahr beſtohlen zu werden. Fenſter ſind gleichfalls überflüſſig, wo das ganze Jahr hindurch nur ſelten Tage eintreten, welche den Aufenthalt im Freyen verhinderten. In einem heißen Lande iſt Kühle das, was man am eifrigſten ſucht, und eine Hütte, wie die hier auf der Taf. XVI. 71. abgebildete, gewährt ſie. Das Haus wird aus dem Holze einer hohen Palme, die auf der Inſel Raven heißt, erbaut. Einer von den ſchönſten Bäumen des Landes: ſeine jungen Blätterſproſſen dienen zum Genuß als Kohl; ſein Holz trotzt der Verweſung: davon

wird das Balkenwerk des Hauſes genommen: zur Ausfüllung der Seiten, und zu einigen Abtheilungen im Innern, welche beſonders in den Wohnungen der Angeſehenern Statt finden, werden die Blätterrippen, die feſt, wie Holz, und dennoch biegſam, wie Leder, ſind, in einander geſchlungen und angewendet. Auch können aus dem Stamme ſelbſt breite, vortreffliche Bretter geſchnitten werden, womit man die äußere Bekleidung des Hauſes vollendet, häufig auch das Dach deckt, wozu aber andre die Blätter dieſes nützlichen Baumes verwenden. Der Vornehme baut um ſeine größere Hütte her mehrere kleinere, die er unter die Glieder ſeiner Familie vertheilt. Auch die ganze Umgebung eines madekaſſiſchen Dorfes iſt einladend; herrlicher Schatten labt hier den Bewohner; der ganze Platz, den das Dorf einnimmt, gleicht einem Park von Cokospalmen, Pomeranzen, Piſang, Feigen und andern edeln Baumarten glücklicher Erdſtriche, und die hohe herrliche Ravenpalme erhebt ſich aus den Gruppen, niedrigerer Bäume. Kühle, Duft, Genuß locken hier gleich ſtark an, und Ruhe und Glück verlaſſen dieſe Wohnungen nicht.

Das Hausgeräth iſt äußerſt einfach: Matten von reinlicher, oft ſehr zierlicher Flechtarbeit dienen ſtatt Tiſch, Stuhl und Bette. Die großen Blätter eines Strauchs, der von den Eingebornen Teulongouala genannt wird, ſehr reich an Wohlgerüchen,

werden als Kopfkiſſen gebraucht. Jeder formt ſich ſeine Kochtöpfe ſelbſt aus Thon, der gebrannt wird, und der Abſicht völlig entſpricht: andre Gefäße werden von Holz verfertigt, und die Blätter der Palme Raven vertreten die Stelle des Tiſchtuchs, der Servietten, der Löffel, Schüſſeln und Teller. Reineres Tiſchzeug iſt nicht zu finden, denn zu jeder Mahlzeit wird alles friſch genommen.

Die Madekaſſen ſind gewohnt, um 10 Uhr Morgens, und um 4 Uhr Nachmittags ihre Mahlzeiten zu halten. Sie beſtehen vorzüglich in Reis, der entweder mit Fleiſch- oder Fiſchbrühe angefeuchtet, und im letzten Falle mit wohlriechenden Kräutern und andern aromatiſchen Pflanzentheilen gewürzt wird. Viele Wurzelarten, worunter die Wurzel des Maniok zu einer Art von Brod benutzt wird, Früchte und Beeren machen die Mahlzeit mannichfaltiger. Fleiſch von Landthieren, Vögeln und Fiſchen pflegen ſie entweder zu kochen, oder zu röſten. Unter den genießbaren Thieren der Inſel zeichnet ſich eine Fledermaus von der Größe eines Huhns aus. Der Häßlichkeit ungeachtet wird dieſes Geſchöpf geſchlachtet, und ſoll wohlſchmeckender, als der beſte Faſan ſeyn. Das Getränk wird gewöhnlich aus einer Miſchung von Honigwein, und gekochtem Waſſer bereitet: beydes iſt auch ungemiſcht im Gebrauche.

Die Madekaſſen ſind größten Theils ſehr gutmüthige, gegen andere wohlwollende Menſchen; der Umgang mit Europäern hat ſie mißtrauiſch, und die Nothwendigkeit, ſich und ihre Freyheit zu ſichern, bisweilen grauſam und verrätheriſch gemacht. Sie ſind von Natur weder bösartig, noch dumm. Ihre Arbeiten verrathen Einſicht. Sie ſchmelzen das Eiſen und andre Metalle, und verarbeiten ſolche zu ihren Geräthſchaften: ihre Matten, Körbe, Töpfe, Mörſer, Speere, Pfeile, Meſſer und andre Gegenſtände ſind zierlich und dauerhaft, und erfüllen ihre Abſicht. Zwar weite Reiſen zur See kann ihr hölzerner Kahn nicht ausdauern, aber zum Fiſchfang auf den Flüſſen, und an dem Seegeſtade iſt er ganz tauglich. Sogar bis zur Schreibekunſt ſind mehrere, unter der Leitung der Ombiaſſen, oder Prieſter gekommen. Dieſe verſtehen und ſchreiben arabiſch, und bedienen ſich ſtatt des Papiers der Rinde einer Schilfgattung, von ihnen Sanga-Sanga genannt. Die Tinte wird aus der Rinde des Baumes Arandrako gekocht, und die Feder aus dünnem Bambusrohr geſchnitten.

Jeder Madekaſſe nimmt ſo viele Weiber als er nähren kann, und erhält ſie leicht. Die Ehe, ſo wenig Umſtände weder eine Verbindung, noch eine Trennung in Madagaſcar erfordert, wird heilig gehalten, und, wer ihre Rechte durch Untreue verletzt, als ein Dieb beſtraft: und obgleich die Frau des Man-

nes Eigenthum iſt, ſo lange ſie mit ihm lebt, ſo findet man dennoch nicht leicht ein andres Land, wo dem weiblichen Geſchlechte mit zuvorkommenderer Achtung und Liebe begegnet würde. Nie wird hier der Mann zum Deſpot, das Weib nie zur Sklavinn. Die Frauen theilen mit dem Mann die geringen Arbeiten des Hausweſens: er übernimmt die härtern, ſie die leichten: bey vielen Wilden andrer Länder iſt der Fall umgekehrt. Alle Frauen eines Mannes leben hier in ſeltener Eintracht; ihr Beſtreben, dem Mann zu gefallen, vereinigt ſie. Bey geringer Anſtrengung, welche die Arbeit erfordert, gehört der größere Theil ihrer Zeit dem Spiel, Tanz und Geſang, und nie wird mehr und raſcher, ununterbrochener getanzt, als wenn der Wille der Fürſten den Mann in den Krieg ruft. Bis in die Nacht dauern ihre Geſänge und Tänze; mit dem Morgen erneuern ſie ſich wieder, und kaum wird die Eſſenszeit von den Eifrigſten in Acht genommen. Sie ſtehen im Wahn, dieſes ununterbrochene Tanzen belebe ihre abweſenden Männer, und verſchaffe ihrem Muth den Sieg über Feinde. Blaſende Inſtrumente und lärmende Trommeln begleiten ſie dabey, und mit Triumphgeſängen wird der Heimkehrende empfangen. Aelternliebe iſt einer von den ſchönen Zügen in dem Gemählde dieſes Volkes. Bisweilen ſuchen ihn aber die Ombiaſſen (Prieſter arabiſcher Abkunft) zu entſtellen, indem ſie den Aeltern befehlen, Kinder, die in gewiſſen ſo ge-

nannt ſchlimmen Monaten geboren werden, den wilden Thieren des Waldes Preis zu geben. Mancher Abergläubiſche, dem vor den Drohungen jener Betrüger bang iſt, wird durch ſie zum Unthier, aber öfter noch ſiegt die Natur, der Prieſter wird betrogen, und der Säugling, anſtatt in den Wald zu einer Freundinn getragen, die ihn pflegt.

Dieſe Inſulaner ſind Götzendiener, tragen Amulette und geweihte Läppchen am Halse, welche ſie um Rath fragen: ihr einer Obergötze hat das Gute, der zweyte das Böſe erſchaffen, und beyden ſind viele Geiſter unterworfen, welche, nach ihren Begriffen, den Menſchen zum Guten oder Böſen leiten. Sie opfern Thiere, und machen ihre Verträge durch Opfer feyerlicher. Das Verfahren bey einem ſolchen Bundesopfer iſt ſeltſam. Von dem Prieſter wird Blut des getödteten Thieres in einem irdenen Gefäße aufgefangen; er miſcht Seewaſſer darunter, dann etwas Gänſefuß, geſtoßenen Flintenſtein, ein wenig Erde, und Schießpulver, das er vorher mit Rum benetzt. Dieſes Gemengſel zerreibt er mit zwey bleyernen Kugeln, und läßt beyde miteinander in Bündniß tretende Theile von ſeinem koſtbaren Tranke trinken. „Es müſſe euch zu Gift werden,“ ſagt er, „wenn ihr euern Eid brecht!“

Bey äußerſt einfacher Lebensart, und ungetrübt

von Sorgen, erreichen die Eingebornen von Madagaſcar ein hohes Alter; aber viele werden von bösartigen Fiebern, welche vom October an, bis gegen den May, auf der nördlichen Küſte erzeugt, von faulen Dünſten der Sümpfe, wüthen, hinweggerafft. Doch wiſſen ſich die Eingebornen beſſer, als Europäer, dagegen zu verwahren. Sie füllen ihre Hütten mit Rauch, und verlaſſen dieſe ſo wenig als möglich. Europäern bringt dieſe Krankheit unausbleiblichen Tod, doch zeigt ſie ſich nicht alle Jahre, trifft nur jene Nordgegenden, und verſchwindet im May. Auch der Ausſatz quält die Eingebornen. Sie kennen die Kraft der Kräuter, und heilen damit Uebel, welche der europäiſche Arzt ſelten ſo leicht und ſchnell zu heben weiß.

Stirbt ein Madekaſſe, ſo verſammeln ſich ſeine Freunde; einige klagen, ſchreyen und machen beym Getöſe einer Trommel ſeltſame Sprünge, andre kleiden den Todten in ſeine feinſten Binden, und ſchmükken ihn mit ſeinen beſten Ringen und Bändern. Es wird fern vom Dorfe ein ſechs Fuß tiefes Loch gegraben, und darüber eine Hütte erbaut. Man trägt die Leiche am folgenden Tage an dieſe Stätte der Ruhe, verſenkt den Leichnam, gibt ihm einen Korb voll Reis, Tabak in einer Doſe, eine irdene Schüſſel, Gefäße, Kleider mit in die Grube, und wälzt nun vor die Thüre der Hütte einen großen Stein. Bey vornehmen Leichen werden Thiere zum Opfer geſchlachtet,

und mit ihren Köpfen wird das Grab beſteckt. Auf der Taf. XVI. 70. ſehen meine Freunde zwey Madekaſſen, in voller kriegeriſcher Rüſtung. Beyde ſchleppen außer dem großen Schilde eine Keule mit ſich, und der eine hat eine Lanze, mit eiſerner Spitze, und der andere hat ſich mit einem Wurfpfeile verſehen. In der Ferne iſt die Wohnung eines Vornehmen, von mehrern kleinen Hütten umgeben. Auf der nämlichen Tafel 71. iſt die Wohnung größer abgebildet, und eine Gruppe von Inſulanern, welche ſich mit Zubereitung des Brodes, aus der Wurzel des Maniok, beſchäftigt.

XVII. Taf.

Taf. XVIII.

Die Haushaltung der Chineſen.

Taf. XVII. 72. Taf. XVIII. 73. 74.

Die Chineſen, ein ſehr großes Volk in Aſien, deſſen Wohnſitze ſich vom 115—140 Grade der Länge, und vom 21—40 Grad der Breite, auf einem Raum von mehr als achtzigtauſend Quadratmeilen, erſtrecken. Zwar in vielen Gegenden an ſich von der Natur nicht reichlich beſchenkt, in andern deſto mütterlicher bedacht, ernährt dieſer merkwürdige Theil des Erdbodens, auch nach der niedrigſten Angabe, 150 Millionen, nach andern Berechnungen, die ſelbſt neuere Reiſende nicht unwahrſcheinlich finden, 333 Millionen Bewohner, und gibt ein Beyſpiel, wie viel die Kraft des Menſchen vermöge, wenn ſie durch Nachdenken belebt und geleitet, durch Fleiß verwendet wird. Zu den ſteilſten Gebirgen bahnt ſich der unermüdbare Fleiß einen Weg, und macht ſie urbar; auf kahle Felſenflächen ſchleppt er Erde, befeuchtet künſtlich dürre Einöden, und erzwingt ſich

nährende Gewächſe, wo ſie die Natur abſichtlich verweigert zu haben ſchien. Er ſchreibt dem reiſſendem Strom eine neue Bahn vor, und erleichtert durch Canäle, welche die verſchiedenen Theile des Landes untereinander verbinden, den wechſelſeitigen Austauſch der Kräfte und Naturgaben.

Die Chineſen bezeugen in ihrer ganzen Geſtalt die mongholiſche Abſtammung. Ihr Körper iſt mittelmäßig groß, aber ſtämmig; frühe, beſtändige Uebung dehnt ihre Muskeln aus, und macht ſie ſtark. Der Kopf hat eine mehr runde als längliche Form; das Angeſicht wird gegen unten zu breiter; die Backenknochen ragen hervor; die Lippen ſind wie aufgeſchwollen; die Naſe vorn dick, mit großen Oeffnungen; nicht minder groß ſind die Ohren. Die kleinen aber lebhaften Augen von dunkler Farbe ſind mit kurzen, ſchwarzen Augenbraunen verſehen; die Stirne wird als platt und unbedeutend angegeben, allein, wenn anders die Abbildungen der neueſten Reiſebeſchreiber richtig ſind, ſo werden auch unter den Chineſen gewölbte Stirnen bemerkt, und der Unterſchied in dieſen iſt auffallender, als in den Zügen des Geſichtes ſelbſt. Der Chineſe wird am Bart nur dünn behaart; er rauft den Bart am Kinn größtentheils aus, oder ſcheert ihn, und läßt ihn nur über der Oberlippe ſtehen, wo er einen langen, ſpitzen Knebelbart daraus bildet. Alte Leute laſſen den Bart auch am Kinn wachſen, und die Sitte iſt hierin verſchieden. Einige behaupten, nur Familien-Aelteſte tragen den Bart lang. Das ſteife, ſchwarze Haupthaar wird bey Mannsper-

ſonen bis auf den Wirbel abgeſchoren: dort bleibt ein Schopf ſtehen, der, in einen häßlichen Zopf gebunden, hinten herabhängt und ſich wie eine Schlange krümmt.

Die Farbe der Haut iſt gelbbraun bey dem männlichen Theile des Volkes, mehr ins gelblichweiße übergehend bey den Bewohnern der nördlichen Gegenden, bey den Männern im Süden des Landes mehr der brauneren Farbe ſich nähernd. Den Mädchen und Frauen in China, beſonders aus höheren Ständen, gilt weiße Farbe der Haut als vorzügliche Schönheit: ſie iſt denen, die ſich faſt nie der freyen Luft ausſetzen, ſelten ſogar ihre Wohnungen verlaſſen, eigenthümlich: andere erſetzen durch Schminke den Mangel einer weißen Hautfarbe, aber roth legt niemand auf, wie es oft in Europa zu geſchehen pflegt. Außer dieſer Entſtellung des Geſichtes der Chineſinnen verwenden ſie große Sorge auf eine ähnliche, gleich widernatürliche, an den Füßen. Der kleinſte Fuß iſt der ſchönſte, und den Mädchen und Frauen gebührt ein vorzüglicher Schönheitsruf, nach den Grundſätzen dieſer Aſiaten, welche ihre Füße von früheſter Jugend an, (durch Einpreſſen in metallene Schuhe, wodurch die Zehen unter den Ballen hinabgekrümmt werden und an ihm feſt liegen bleiben) ſo ſehr verunſtalten, daß ſie kaum einige Schritte ohne Gefahr zu fallen gehen können, und daher der Unterſtützung ihrer Sklavinnen bedürfen.

Ihr langes ſchwarzes Haupthaar winden die Chineſinnen auf dem Scheitel zuſammen, und zieren es mit eingeſteckten Blumen und langen ſilbernen Nadeln. So-

wohl Frauen als Männer, welche ſich als Leute von Stand auszeichnen wollen, laſſen ihre Nägel an den Händen wachſen, und ſuchen ſie gegen Beſchädigung durch Kapſeln von Bambusrohr zu ſchützen. Je reiner, ſpitziger und durchſichtiger ſie ſich darſtellen, um ſo ſicherer dürfen die Beſitzer auf den Beyfall ihrer Zeitgenoſſen rechnen.

Wer ſeine Nägel beſchneidet, iſt genöthigt, Handarbeit zu treiben, iſt arm, niedrig: der Reiche und Vornehme hat dieſes nicht nöthig — ſo ſchließt der Chineſe.

Unter einer ſo großen Menge von Menſchen, woraus das chineſiſche Volk beſteht, oft durch weite Entfernungen getrennt, den verſchiedenſten Himmelsſtrichen angehörend, muß natürlich eine große Verſchiedenheit in der Art ſich zu kleiden ſtatt finden. Im Ganzen aber hat die Kleidung der Chineſen ziemlich einerley Schnitt, und die weibliche unterſcheidet ſich überdieß wenig von der männlichen.

Der Arme iſt nirgends ärmer als in China: der geht im bloſen Kopfe, oder höchſtens mit einem dachförmigen Hut, den er aus Bambusrohr verfertigt, bedeckt; er vermag es kaum, ein ſchmales Stück baumwollenzeug zu ſeiner Bedeckung anzuſchaffen, und weite kurze, oder lange grobe Schifferhoſen; faſt nackend geht mancher, barfuß, oder in Holzſchuhen: minder armen Leuten dient der Zeug, welcher Nankin heißt, und in allen Farben verfertigt wird, zum Kleiderſtoff, woraus ſie weite, mit weiten und langen Aermeln beſetzte, Jacken verfertigen, die bis gegen das Knie

herabreichen. Der Reiche und Vornehme hüllt ſich in ſeidene Stoffe, denen die Form einer Art von langem, weitem Schlafrock gegeben wird. Dieſes Kleid reicht bis auf die Füße herab, liegt knapp an, und wird vorn durch einige Knöpfe geſchloſſen, welche oft von Gold ſind. Er ändert dieſe Kleidung nach der Jahrszeit und trägt bisweilen viele Röcke übereinander. Sie haben kein Unterfutter, in kalten Gegenden ausgenommen, wo ſie mit koſtbarem Pelzwerk gefüttert werden. Gewöhnlich ſind nur zwey, das untere von heller Farbe, das obere von ſchwarzer oder dunkelblauer. Die Farben wählt jeder nach Willkühr, die gelbe allein hat ſich der Kaiſer ausſchlüßlich vorbehalten; er allein und die zu ſeiner Familie gehören, bedienen ſich ihrer, und ſelbſt entfernteren Verwandten des Regenten ziemt es noch einen gelben ſeidnen Gürtel zu tragen. Beamte erhalten, nach der Verſchiedenheit ihres Amtes, beſondere Farben, und werden dadurch kenntlich, aber deutlicher noch iſt der höhere oder niedere Rang der vornehmen Staatsbeamten und Befehlshaber, welche in China Mandarin heißen, an der Farbe des Knopfes zu erkennen, der ſich auf der Spitze der ſeidnen Mütze befindet, womit die Vornehmen den Kopf bedecken: er iſt von Glas, und roth, blau, gelb: der Kaiſer verwilligt und entzieht ihn, je nachdem er begünſtigen oder ſtrafen will. Auch bezeichnet ein viereckiger geſtickter Fleck auf dem Kleide die Würde der Mandarine; am Knopfe auf der Mütze erkennt jeder den Rang des Mannes, der ihn trägt, an jener Stickerey ſein Amt. Eine Pfaufeder

ſeitwärts an die Mütze geſteckt, iſt ebenfalls nur eine Begünſtigung des Kaiſers, der, wenn er in ſeinen Prunk-Kleidern erſcheint, einen dunkeln ſammtnen Rock, worauf ein goldner Drache geſtickt iſt, und eine Reihe von koſtbaren Perlen, auch als Mützenknopf eine ſehr große Perle trägt.

Beinkleider, lang und weit, von Seide, gehören zur allgemeinen Tracht der vornehmen Chineſen und Chineſinnen, auch die kurzen Hemden ſind meiſtentheils von Seidezeug. Als Bekleidung der Füße und Beine ſind ſeidne oder atlaßne Stiefeln mit Sohlen von Pappe üblich: geringe Leute gebrauchen auch dazu Nankin ſtatt Seidezeuge. Im ſeidnen Gürtel trägt der Chineſe ein großes Meſſer und zwey Stäbchen, deren er ſich bey dem Eſſen bedient, wie wir uns des Löffels und der Gabel bedienen. Der Hals bleibt ohne Bedeckung. Nur während des Winters wird in kalten Gegenden ein Pelzſtreif oder ein Stück Seidezeug umgeſchlagen. Zum völligen Anzuge gehört noch ein kleiner Beutel, ſowohl bey Mannsperſonen als Frauen, worin Betel vorräthig iſt, welchen die Chineſen, wie überhaupt mehrere Völker Aſiens, kauen.

Der Chineſe putzt ſich gern, aber manches gilt in China für Schönheit und Zierde, was der Europäer nicht dafür hält. So der ſonderbare Zopf auf dem Scheitel, und der lange, ſpitze Bart auf der Oberlippe. Auf beyde wendet der Bewohner von China Sorge, und wer die Scheitelhaare zu verliehren fürchtet oder davon einen Theil verlor, ſucht durch Kunſt zu

täuſchen, indem er fremdes Haar und ſchmales ſchwarzes Band mit dem Zopf verflicht. Der langen Nägel an den Fingern und der kleinen Füße erwähnte ich weiter oben; bey chineſiſchen Mädchen und Frauen gehören zum Schmuck auch noch ganz ſchwarze Zähne, durch Kunſt geſchwärzt. Für den Europäer muß ein chineſiſches Weib oder Mädchen von Stande, das wie ein Krüppel geht, oder wenigſtens bey jedem Schritt, ohne Führer, wie eine Ente wankt, im ganzen Geſichte ſchneeweiß bemahlt iſt, und ſeine glänzend ſchwarzen Zähne zur Schau trägt, in der That ein ſonderbarer Anblick ſeyn. Er wird freylich wenigen zu Theil, denn der Chineſe theilt mit allen Aſiaten die Eiferſucht, welche ihn veranlaßt, ſeine Frauen und Töchter ſorgfältig zu verwahren und zu verſchleyern, wenn ſie öffentlich erſcheinen. Und bey Armen fallen dergleichen Zierrathen hinweg: dieſe erſcheinen ohne Schminke, in einer Kleidung, die der männlichen gemeinen Tracht ähnlich iſt, und weder Frauen noch Mädchen der niedrigern Stände unterlaſſen, ſo lange ſie können, ſich mit einer Pfeife Tabak zu beluſtigen, welchen ſie ſehr lieben.

Der Kopfputz der Mädchen und Frauen hat einige Mannichfaltigkeit: obgleich viele mit bloſem Haupte, die Haare aufgewunden, gehen, ſo wählen doch andere ſeltſam zugeſpitzte Hüte, welche ſie unter dem Kinn binden, und noch andere auch eine Art von Mützen aus Silberdrath verfertigt: und welche nicht genug Haare zu haben glauben, um daraus einen recht großen

Bündel machen zu können, miſchen auch falſche Haare bey, darin den europäiſchen Putzfreundinnen ähnlich.

Der chineſiſche Landmann baut ein geräumiges Haus, gewöhnlich nur von einem Stockwerke. Es wird von Luftſteinen errichtet, und faſt die ganze Familie, welche bisweilen ſehr zahlreich iſt, und aus mehreren einzelnen Familien beſteht, unter dem Aelteſten als Oberhaupt vereinigt. Der Sohn trennt ſich nicht von den Aeltern, wenn er heirathet, ſeine Frau geht in ſeine Familie über, und ſo ſammeln ſich denn Enkel und Urenkel um den Aeltervater her, und die Zahl mehrt ſich. In dem Hauſe ſind mehrere Abtheilungen von Holz den verſchiednen Parthieen als beſondere Bewohnungsplätze angewieſen: aber ein größerer Saal iſt zum Aufenthalt am Tage, zur gemeinſchaftlichen Arbeit und zum gemeinſchaftlichen Mahle beſtimmt. Selbſt in der Wohnung armer Leute wird, wo nicht jede Kammer, doch wenigſtens dieſer Saal bunt bemahlt, mit Papiertapeten beklebt und mit Tafeln behangen, auf welchen nützliche Lehren der Lebensweisheit, Denkſprüche und bedeutende Züge aus dem Leben edler Vorfahren geſchrieben ſtehen, der Jugend zu Bildung und Beyſpiel, den ältern Bewohnern zu ſteter Prüfung und Nachahmung.

Das hohe Dach des Hauſes iſt der einzige Theil an dem Aeußern, auf deſſen Verzierung Sorge gewandt wird. Es beſteht aus Holz, und wird mit Schindeln oder Ziegeln von bunter Farbe gedeckt, mit allerley Schnitzwerk, Schnörkeln und Drachenköpfen verſehen, und oft ſind die Ziegel glaſirt oder auch das Ganze iſt

mit Firniſs überzogen. Das Dach hat keinen Boden, die Säle und Kammern haben daher keine andere Bedeckung, als dieſes. An ſeiner innern Seite iſt es gewöhnlich roth angeſtrichen, und von oben herab hängt eine größere oder kleinere Lampe, welche des Abends, wenigſtens in den Hauptſaal, Licht bringt. Selten befinden ſich an der Hausſeite, die auf die Straße ſtößt, Fenſter, ſie gehen nach dem Hofe oder Garten, und meiſtentheils ſind auch in dem Dache noch einige kleinere angebracht, durch welche das Licht im Innern vermehrt wird. Die Fenſteröffnungen ſind hoch, aber ſchmal, und, ſtatt unſrer Glasſcheiben ſelbſt in des Armen Wohnung, nimmt der Landmann und ärmere Stadtbewohner in China geöhltes Papier, der Wohlhabendere mit Glasfirniß beſtrichne feine Zeuge, der Reiche läßt ſich Scheiben aus großen Muſcheln ſchneiden, welche durchſichtig ſind, aber doch bey weitem nicht wie unſer Glas. Am Tage bleiben daher die Fenſter gewöhnlich offen, weil ſonſt zu wenig Licht in das Gemach fällt: des Abends müſſen ſie geſchloſſen werden, um blutſaugenden Inſekten und großen gefährlichen Fledermäuſen den Eingang zu verwehren. Um ſich im Hauſe gegen Winterkälte zu ſchützen, ſind Oefen in den Sälen und Kammern gebräuchlich.

Im Hauſe des Landmanns und des minderbegüterten Stadtbewohners ſieht der Beobachter nur weniges Haus- und Küchengeräthe: einige Tiſche, wenigere Stühle; denn ein ſehr großer Theil des chineſiſchen Volkes genießt ſelbſt ſeine Mahlzeit auf der Erde ſitzend;

einige Schränke, aber vor allem einen buntverzierten Schrank, worin der Hausgötze ſeine Stelle hat. Vor ihm knieend beten die Hausgenoſſen, und bringen ihm täglich kleine Kerzen zur Opfergabe, welche ſie vor ihm anzünden, damit er ſich des Wohlgeruchs und ihrer Freygebigkeit erfreue. Dieſe Kerzen ſind aus Rohr geſchnitzt, und durch Gummi mit wohlriechenden Holzſpänen, Goldflittern und bunten Papierſtückchen beklebt. Auch an den Thüren des Hauſes und ſeiner Abtheilungen erſcheint das Bild des Schutzpatrons der Familie in elender Mahlerey, die gewöhnlich ſeine ohnehin gräßliche Geſtalt noch mehr verzerrt. Statt unſerer Bettſtellen und Betten bedienen ſich die Chineſen niedriger Sofas, auf welchen ſie, von mehr oder minder feinen Teppichen bedeckt, ihre Nachtruhe halten. Die Küche enthält wenige Geräthſchaften. Meine Leſer kennen das chineſiſche Porzellän wenigſtens den Namen nach: auch der Aermſte hat einige Schalen, Taſſen, u. ſ. w., der Reichere treibt Prunk mit der Menge koſtbarer Gefäße, die er in ſeinen Zimmern aufſtellt. Bey den Landleuten wird größtentheils im Freyen gekocht, und ein kleiner tragbarer eiſerner Ofen oder Heerd verſchafft ſehr vielen die Bequemlichkeit, mit ihrer Küche von einer Stelle zur andern zu ziehen. Häufig iſt das Haus von einer Mauer eingefaßt, die auch noch einen kleineren oder größern Garten und Hof in ſich ſchließt. Für Stallungen braucht der Chineſe wenig Raum, denn er beſitzt nur weniges Vieh, das er um deßwillen nicht gut nähren kann, weil alles Land, was nur immer

durch Fleiß zum Anbau ſich benutzen läßt, in Acker-land umgeſchaffen wird.

Der geringe Vorrath an Pferden, Kühen, Kameelen, Schaafen, Schweinen wird in Ställen erzogen, und entbehrt der freyen Weide.

Ganz anders verhält es ſich mit den Wohnungen der Reichen und Vornehmen; ſie beſetzen große Räume, und ſind an Form und Verzierung ſehr mannigfaltig. Dennoch findet man auch unter dieſen wenige, die zwey Stockwerke hoch wären; nie aber wird ein ſolches höheres Haus von zwey Familien bewohnt; denn es iſt entehrend, nach chineſiſcher Sitte, daß einer den andern in ſeiner Wohnung über ſeinem Kopfe dulde. Die Wohnungen der Reichen ſind mit Sorgfalt errichtet und mit vieler Herrlichkeit geſchmückt; aber guten Geſchmack wird jeder Kenner daran vermiſſen. Gewöhnlich zieht ſich ein Säulengang vor dem Gebäude herum: mehrere zuſammen bilden Höfe, wo man immer von einem wieder in einen andern tritt, bis in den innerſten, mit den geheimſten Wohnungen, gewöhnlich dem Aufenthaltsorte der ſtreng und eiferſüchtig bewachten Frauen des Hauseigners. Man ſieht Säulen, welche lakirt ſind, mit vergoldeten Capitälern: Dächer von bunten Porzellantafeln, welche gleich Spiegeln glänzen, und oben und ſeitwärts Thürmchen und Blumen und ſeltſame Drachen und Schlangen haben.

Meine Leſer finden das Haus eines Vornehmen auf der Taf. II. abgebildet: es iſt nur klein, aber auch bey weit größeren und ganz großen Gebäuden wird die

gleiche Form beobachtet, und an allen treibt eine lächerliche, kleinliche Verzierungsluſt ihr Weſen. Da glänzt und ſchimmert alles, und alles verräth den weichlichen weibiſchen Sinn des Beſitzers.

Die Wohnungen reicher Chineſen ſind von ſchattenreichen Gärten umgeben, bey deren Anlage ſich eine ſeltſame, überſpannte Phantaſie thätig erweißt. Künſtliche Felſen, kühle Grotten, Waſſerfälle, Seen, Bäche, Brücken, Lauben, Thürmchen, Gebäude, Wald, Wieſe und Flur wechſeln darin oft auf einem kleinen Raume ab; und ſind mit niedlichen Thieren, (z. B. Zwerghirſchen, die an Größe den Hunden gleichen) und Geflügel des bunteſten Gefieders, die Waſſerſtücke mit Gold- und Silberfiſchen, (einer in China einheimiſchen Karpfenart) beſetzt. Schweigen die Sangvögel im Gebüſche, ſo tönen viele metallene Glöckchen, womit der chineſiſche Baumeiſter die Seiten der Dächer an Thürmen, Lauben und Häuſern zu behängen weiß: kurz alles deutet darin auf die Kinderjahre des guten Geſchmacks. Freylich in großen Gärten des Kaiſers und anderer Fürſten des Reichs, verſchafft der größere Maaßſtab, worauf das Ganze berechnet iſt, eine beſſere Wirkung, und Kenner verſichern, daß ſie ſich von mancher Gartenſzene durch köſtliche Pflanzungen beſchattet, durch die einfachſten, reinſten Waſſerſtücke belebt, und ganz und gar der Natur ſelbſt abgelauſcht, angenehm überraſcht geſehen haben.

Die Chineſen lieben Spielereyen bey der Ausſchmückung ihrer Wohnungen, dahin gehören eine Menge

von bunten porzellänen Figuren, womit ſie ſolche be- ſetzen. Knieende, liegende Götzen- und Menſchenbilder, oft mit beweglichen Köpfen oder auch Mißgeburten der Einbildungskraft des Bildners, fabelhafte Greifen oder Drachen. Sie bringen in ihren Sälen künſtliche Zwerg- gärten an, welche aus Eichbäumen von zwey Fuß Höhe beſtehen, denen die Hand der Kunſt das Anſehen tau- ſendjähriger Eichen zu verſchaffen wußte; andere Ge- wächſe und Bäume, in gleichem Maasſtab zu Zwergen gemacht, ſtehen ihnen zur Seite, und der Grund und Boden, aus welchem Miniaturfelſen hervorragen, iſt dieſen Zwerggeſtalten gemäß angelegt. Einen weitern Schmuck ſuchen Reiche und Vornehme in ganzen Reihen bunter, großer und kleiner Laternen von der verſchie- denſten Form, aus Holz und Metall verfertigt, und mit durchſichtigen Hornplatten oder buntem Flor bezogen. Selbſt in der Hütte des Armen fehlt dieſe Zierde nicht ganz, in welcher der Geſchmack des Reichen ausartet. Die Reihen von Laternen hängen an bunten ſeidnen Schnüren, mit großen Quaſten beſetzt, von der Decke herab, und gewähren eine eigene Beleuchtung, die auf das Auge widerlich wirkt. Ich werde weiterhin von dem Gebrauche der Laternen in China zu ſprechen Ge- legenheit finden.

Der Fußboden iſt gewöhnlich mit feinen Stein- und Marmorplatten belegt und mit Teppichen geſchmückt: in Gebäuden von zwey Stockwerken Höhe, wohin eine ſchmale Treppe führt, iſt er von Holz. Stühle, Tiſche, Sofas, Schränke findet man in den Wohnungen der

Reichen oft von feinen, koſtbaren Holzarten, mit eingelegter Arbeit, ſtets aber ſehr zierlich und glatt behandelt, mit Mahlereyen und Schnörkeln überreichlich verſehen. Das gezierteſte, und nach chineſiſchen Kunſtbegriffen prächtigſte und geſchmackvolleſte Gebäude des Landes iſt der kaiſerliche Pallaſt zu Peking, der Hauptſtadt des Reiches, welche in einem Umkreis von fünf deutſchen Meilen zwey Millionen Einwohner in ſich faßt. Der Umfang dieſes kaiſerlichen Wohnſitzes beträgt eine deutſche Meile, und eine doppelte, gelbe, glänzende Mauer umzieht ihn. In dieſem Bezirk ſind viele Gebäude angebracht, die durch Höfe und Gärten von einander getrennt, und eben dadurch auch in Verbindung miteinander geſetzt werden. Zwiſchen der erſten und zweyten Mauer ſieht man ganze Reihen von Wohnungen für Künſtler, Bediente und Militärperſonen, die zu dem Hauſe des Kaiſers gehören: aber durch die Thore der innern Mauer, die von vielen Soldaten bewacht werden, dürfen nur Mandarine des höhern Ranges und was zunächſt zum kaiſerlichen Wohnſitze gehört, eingehen. Zugbrücken ſind vor denſelben angebracht, denn ein breiter Waſſergraben umgibt die Auſſenſeite dieſer zweyten Mauer. Aber noch müſſen mehrere Höfe durchwandelt werden, ehe man das Innerſte erreicht. Selbſt dort ſichert noch ein breiter Graben, mit fünf Zugbrücken das Andringen derer, die ſich der Perſon des Regenten unberufen nähern wollen. Dieſes Hauptgebäude hat ein ſchönes Anſehen. Dreißig marmorne Stufen leiten zu ſeinen fünf großen Eingän-

gen; ſie ſind mit weißen marmornen Säulen und Bildern beſetzt. Die Außenſeite dieſes Kaiſerhauſes iſt vergoldet, und überall am Dache, an den Säulen, Fenſtern und Thüren hat Mahler- und Lakirkunſt ihre äußerſten Kräfte verſchwendet. Schon die Außenſeite blendet das Auge durch Glanz, aber das Innere der Säle und Zimmer übertrifft alles. Was nur je aſiatiſche Weichlichkeit zu erfinden vermag, um den Sinnen zu ſchmeicheln; was eitle Prachtliebe erzeugen kann, ſteht hier vereinigt mit den koſtbarſten Spenden und Tributen fremder Völker, welche ſich um die Gunſt der Kaiſer von China bewarben. Die prachtvolleſten Erzeugniſſe des europäiſchen Kunſtfleißes haben hier neben den Arbeiten chineſiſcher Künſtler kindiſchen Geſchmacks ihre Stelle.

Auch die übrigen Gebäude, woraus der ganze Pallaſt beſteht, ſind an ihrer Außenſeite nicht minder ſorgfältig bemahlt, vergoldet, lakirt, als jenes 90 Fuß lange und 25 Fuß breite Hauptgebäude, und mit ihrer Zierde ſtehen die Gärten und Höfe in gehörigem Verhältniß.

Aber viele Tauſende von den Bewohnern China's beſitzen gar kein Haus auf feſter Erde: auf Schiffen gebohren, bringen ſie ihr ganzes Leben auf denſelben hin, wohnen mit Weib und Kindern auf Schiffen, und endigen ihre Tage auf denſelben. Die großen ſchiffbaren Flüſſe und Canäle des Landes ſind mit dergleichen ſchiffbaren Wohnungen bedeckt, ihre Anzahl muß ungeheuer groß ſeyn. Die Beſchäftigung ihrer Bewohner iſt der Transport der Landesprodukte und Fabrikate von

einer Gegend zur andern: alle Theile des ſehr großen Reiches ſind durch die Schiffahrt in ununterbrochenen Verein gebracht. Der Kahn, größer oder kleiner, iſt das Feld, worauf der Schiffer ſeinen Unterhalt findet, und der fleißige Chineſe weiß ſich ſogar einen kleinen wirklichen Garten auf dem Waſſer einzurichten. Er befeſtigt einen Floß an ſein Schiff, und belegt dieſen künſtlich mit Erde, worin er nützliche Gartengewächſe erzieht, welche einen Theil der Nahrung für ihn und die Seinigen liefern. Er hat ſogar auch Mittel erdacht, wie er die Kleinen, welche den Aufenthalt auf dem Schiffe mit ihm theilen, vor Gefahr des Ertrinkens ſichere, die bey der niedrigen Bauart der Seiten des chineſiſchen kleinen Schiffes groß iſt: er findet dieſe Mittel in einer großen Kürbisart, welche er entzweyſchneidet, und die Hälfte mit einer Oeffnung verſieht, wodurch er den Kopf der Kleinen ſteckt, die noch zu jung und ſchwach ſind, ſich ſelbſt zu erretten, wenn ſie in das Waſſer fallen. Der halbe Kürbiß umſchließt den Hals und einen Theil der Schultern, und der Kopf ragt daraus hervor: das Kind ſchwimmt in aufrechter Stellung, und kann um Hülfe rufen.

Viele Schriftſteller ſcheinen es ſich zum Geſetz gemacht zu haben, die Verfaſſung, Lebensart, den Gewerbsfleiß und Charakter der Chineſen auf alle mögliche Weiſe herabzuwürdigen; andere, beſonders in frühern Zeiten die Jeſuiten, welche ſich den Großen des Landes anzuſchmiegen wußten, und ſelbſt am Kaiſerhofe viel galten, übertrieben alles, ſchmückten alles zu ſchön aus,

und ſo verrückten beyde Theile den rechten Punkt der Anſicht.

Es iſt nicht zu leugnen, ſo ſcheint es mir, daß beſonders jene Tadler zu weit gehen: der Chineſe wird von dieſen ſo ſchlecht und niedrig geſchildert, die ganze Verfaſſung ſo erbärmlich, daß man ſich nur darüber wundern muß, wie ein ſo ungeheures Reich ſo lange beſtehen konnte, ohne durch zügelloſe Volkswuth, Ausbruch der Verzweiflung und des grenzenloſen Elendes, gänzlich zertrümmert zu werden. Mir iſt es oft ſchon verdächtig vorgekommen, wenn beſonders die Engländer den Chineſen alles Gute abſprechen, und oft ſchien es mir, als läge eine Art von Partheylichkeit und ein gewiſſer Neid zum Grunde, der bekanntlich auch das Heiligſte antaſtet, das Fleckenloſe beſudelt. Der Chineſe iſt eiferſüchtig auf ſeine Verfaſſung: ſie beſteht ſchon ſeit Jahrtauſenden mit wenigen Veränderungen, und er glaubt, daß ihre Erhaltung davon abhänge, daß er dem Ausländer keine bedeutende Einwirkung in das Ganze erlaube, und das Eindringen in das Innere ſo viel als möglich erſchwere. Was uns der einzelne Reiſende berichtet, iſt im Fluge aufgegriffen, erhaſcht, vom Hörenſagen nach erzählt; denn in das Innere des Reichs darf ſich bey Lebensſtrafe kein Europäer ohne beſondern Schutz wagen, und umſtändlichere Berichte von Geſandtſchaften, welche nach China geſchickt wurden, um Freundſchafts- und Handelsbündniſſe zu ſchließen, einem europäiſchen Volke vor dem andern mehr Rechte, gröſſere Handelsbegünſtigungen, Freyheiten zu erwerben,

oder andere Völker Europa's ganz von dort zu verdrängen, ſind nicht hinreichend, um alle Zweifel zu heben, und uns über die Chineſen gänzlich aufzuklären. Den Berichten der neueſten engliſchen Geſandtſchaft nach China merkt man es an, daß ſie von Männern gegeben wurden, welche ihre eigene Bildung, ihr eigenes rechtliches Gefühl in ihre Beobachtungen übertrugen, und guten Willen hatten, ſo unpartheyiſch zu ſeyn, als es ihre übrigen öffentlichen Verhältniſſe erlaubten; aber ſelbſt dieſen, welche angemeldet von ihrem Könige, mit einem achtbaren Gefolge, mit reichen Geſchenken ſich dem Kaiſer näherten, wußte der eiferſüchtige Sinn der Chineſen die Gelegenheit genau zu beobachten, tiefer einzudringen, zu erſchweren. Sie wurden mit der größten Höflichkeit bewacht, begleitet, durch das Land hindurch, größtentheils zu Waſſer geführt, und ſahen in nichts weiter, als man ſie ſehen laſſen wollte. Tadle, wer es will, daß auch jetzt noch die Chineſen ſich gegen den Einfluß der Europäer mächtig ſtemmen, ſie ſind mit der neueſten Geſchichte Indiens nicht unbekannt: dort ſeufzt die tiefgebeugte Menſchheit unter dem Druck europäiſcher Raubſucht und Herrſchbegierde; dort am Ganges iſt jeder Fuß breit Landes, den der Europäer betritt, mit Greueln bezeichnet, dort verwünſchen elendgemachte Nationen ihre Bekanntſchaft mit der weißen Menſchenſchaar, die ihr Glück zerſtört hat, dort ſuche jeder, der den Chineſen ihre Abneigung gegen bedeutenderes, offneres, allgemeineres Verkehr mit Europäern übel deutet, die Entſchuldigungsgründe ihres Betragens.

Und ſelbſt die geſandtſchaftlichen Berichte der Engländer ſtellen die Chineſen keineswegs ſo elend und ſchlecht dar, wie ſie von andern geſchildert werden: wir erblicken ein lenkſames, mit ſehr wenigem zufriednes Volk, von unermüdbarem Fleiß, von gründlicher Kenntniß im Landbau, von ſtillem häuslichem Wandel, und erſtaunen über die mannichfaltigen Erwerbsquellen, welche ſich in China jedem öffnen, der arbeiten will, ſo wie über mehrere öffentliche Werke und Anordnungen, wodurch die verſchiednen Theile des Landes unter ſich verbunden, und das gegenſeitige Handelsverkehr befördert und geſichert wird.

Die Chineſen ſind an ſehr einfache Koſt gewöhnt, und niemand verwendet viele Zeit auf ſeine täglichen Mahlzeiten. Ihre vorzüglichſte Nahrung iſt Reis: Brod, wie wir es backen, kennen ſie nicht: was ſie Brod nennen, iſt ein Gemiſche von Mehl und Waſſer, wie halbe Kugeln geformt, über Waſſerdampf gar gemacht, eine für den Europäer unſchmackhafte Speiſe. Gekochter Reis iſt alltäglich das allgemeine Gericht in ganz China; er wird aus tiefen Schalen von gröberem oder feinerem Porzellan, nach den Vermögensumſtänden verſchieden, mit zwey hölzernen Stäbchen, die ſtatt des Löffels dienen, zum Munde geführt, und warm verſchluckt. Der gemeine Mann hält ſeine Mittagmahlzeit im Freyen, auf ebner Erde: viele Tauſende wählen den Platz zur Küche erſt da, wo ſie das Bedürfniß des Genuſſes anwandelt; man ſieht ganze Gruppen von Schiffziehern und andern Tagelöhnern, um den kleinen

oben erwähnten, tragbaren Ofen von Eiſen verſammelt, des Augenblicks froh harrend, wo der Reis, den ſie gemeinſchaftlich verzehren wollen, auf ihrem einfachen Heerde gar geworden, vom Aelteſten unter ihnen vertheilt, ſie zum Genuß ruft. Immer bleibt auch auf den Tafeln der Vornehmen Reis das Hauptgerichte, Fleiſch, Fiſche, Gemüße ſind ihm untergeordnet. Niemand braucht bey Tiſch ein Meſſer; denn alle Arten von Fleiſch, (Rindfleiſch allein kömmt ſelten, wohl in der Regel gar nicht vor) werden vor der Zubereitung vom Koch in kleine Würfel geſchnitten, die gebraten oder gekocht zu ordentlichen Biſſen hinreichen. Frühe Uebung mit den beyden Eßſtäbchen, bey Vornehmen von Elfenbein, oder aus Stacheln des Stachelſchweins verfertigt, beym gemeinen Mann aus Knochen oder Holz geſchnitzt, macht auch die Gabel entbehrlich. Die Schale des Einzelnen, was wir Teller nennen, wird mit einer Kelle aus der großen Schale, worin man die Speiſe aufträgt, erfüllt, jeder hält ſie denn mit der Linken hart ans Kinn, damit der Ablauf nicht herabfalle und verloren gehe, und handirt nun mit den Stäbchen ſo ſchnell er kann, gegen den ziemlich weit geöffneten Mund. Der gemeine Chineſe kocht und verſchlingt was er hat und haben kann, ohne Auswahl, ſelbſt Eckelhaftes: man hat Chineſen, die, aus engliſchen Schiffen, über Bord geworfene, durch Krankheit getödtete Schweine, Hühner, u. dgl. gierig auffiſchen, und zur Speiſe zubereiten ſehen; auch iſt alles Fleiſch dort zu Lande genießbar: es ſey von Hunden, Katzen,

Ratzen, Pferden, Eſeln; auf den Tafeln der Reichen, die an glänzenden Tiſchen auf gepolſterten, vergoldeten Stühlen ſitzen, ſammeln ſich dagegen die ausgeſuchteſten Leckerbiſſen, in pyramidiſch auf einander gethürmten Schalen: es werden zwiſchen durch koſtbare Früchte genoſſen. Große Tafeln ſind in China nicht gewöhnlich: je zwey und zwey Gäſte ſitzen an einem kleinen Tiſche einander gegen über: es herrſcht allgemeine Stille während des Zeitpunktes, wo geſpeißt wird. Man wiſcht Hände und Mund nach der Mahlzeit an einem Tuche ab, das jeder, wie wir unſer Taſchentuch, bey ſich trägt. Der Kaiſer ſitzt bey Gaſtmahlen am Hofe, auf einem erhöhten Platze, allein, und ſendet von ſeiner Tafel dem oder jenem von ſeinen Hofbedienten und Günſtlingen, den er etwa vorzüglich ehren will, eine von ſeinen Schalen zu.

Das allgemeine Getränke der Chineſen, auch während des Eſſens, iſt Thee, ohne Milch und Zucker: Kaffee iſt nicht üblich, wenn gleich mehrere Gegenden des Landes den Kaffeebaum begünſtigen, und aus nahe gelegenen Inſeln ſehr viel Kaffee nach China wohlfeil gebracht werden könnte. Für den Gaumenkitzel der Vornehmen wird eine Art ſüßen Weins aus der Panſio-Frucht bereitet, und für Niedrigere ein ſchlechter Reisbranntwein.

Die Chineſen heirathen frühe, und gewöhnlich iſt es der Vater, der für den Sohn eine Gattin wählt. Oft verloben zwey Freunde ihre zu hoffenden Kinder mit einander noch ehe dieſe gebohren werden. Auch iſt

der Vater eines eheluſtigen Sohnes der Bewerber um die Braut, die jener vor dem zur Hochzeit beſtimmten Tage nicht ſieht.

In des Hauſes Innerſtem werden die Töchter, beſonders der vornehmeren Claſſen, in ſtiller Einſamkeit erzogen, des Umgangs mit andern, als ihren nächſten Verwandtinnen, entbehrend, jeder Unterhaltung mit Männern gänzlich entzogen. Am beſtimmten Hochzeittage kündigt dem Bräutigam von Ferne ſchon Muſik und Jubel die Ankunft der Braut an: unter ſeiner Hausthüre ſtehend erwartet er den Zug, der ihm die Braut übergeben wird. Man trägt dieſe unter Vortretung von Muſikern, Gauklern, Tänzern in einer verſchloſſenen Sänfte, die mit reichen Teppichen behängt iſt. Einer ihrer Verwandten, oder ein alter Vertrauter ihres Vaters geht mit dem Schlüſſel neben her, und der Sänfte folgen viele Lohnträger, mit dem Brautſchatze beladen, der recht zur Schau aufgethürmt iſt, und oft in Dingen beſteht, die nicht gerade zu den nothwendigſten gehören, in Sonnenſchirmen, Laternen, Bänken und anderem Geräthe. Der Bräutigam öffnet die Sänfte, denn ihm allein ſtellt jener Vertraute den Schlüſſel zu: auch er prangt in ſeiner beſten und reichſten Kleidung: die Braut, tief verſchleyert, tritt ihm entgegen, und ſobald er den Schleyer geöffnet und ſeinen Beyfall an ihr bezeugt hat, iſt das Bündniß der Ehe beſiegelt: freudig geht mit ihm die Braut in das Haus. Gefällt ſie ihm nicht, ſo läßt er den Schleyer ſinken, und gibt dadurch das Zeichen, ſie ihren Aeltern wieder zurück zu

bringen, welches augenblicklich, voll Betrübniß geſchieht. Die Geſchenke, welche des Bräutigams Vater den Aeltern des Mädchens gemacht hat, gehen in dieſem Falle verlohren. Vor dem Tien, (Himmel) fallen Braut und Bräutigam, im Fall erſtere gefällig aufgenommen wurde, betend nieder, und wenn ſie damit den Vorſchriften ihrer Religion Genüge geleiſtet haben, ſo führt der neue Gatte die junge Frau in den Zirkel ſeiner Verwandtinnen, welche ihrer in einem beſondern Saale warten. Freudig wird der Tag verlebt, aber beyde Geſchlechter ſind von einander abgeſondert. Einen Monat nach der Hochzeit beſucht die junge Frau ihre Aeltern nochmals, zum letzten Male, denn hinfort wird ſelbſt ihren nächſten männlichen Verwandten, ſelbſt ihrem Vater der Zugang zu ihr in dem Hauſe des Mannes verſagt. Abgeſondert lebt ſie im einfachſten Theil des Hauſes, bey Reichen jeder Bequemlichkeit froh, nur die Freyheit gänzlich entbehrend.

Wird ein Kind gebohren, ſo bittet der Vater Freunde und Verwandte zu ſich, und bewirthet ſie ſo gut es ſeine Umſtände erlauben: der Tag wird ganz dem Vergnügen gewidmet. Iſt das Neugeborne ein Knabe, deſto größer alsdann die Freude, deſto lebhafter die Anſtrengung, ſeinen Eintritt in die Welt feſtlich zu begehen. Bey der Erziehung der Knaben wird im Allgemeinen vorzüglich auf Ausbildung der Körperkräfte Rückſicht genommen: und bey dem gemeinen Volke beſchränkt ſie ſich faſt ganz allein darauf. Sehr frühe beginnen die nöthigen Uebungen, die den Körper abhärten, den Gl edern

Gewandtheit verſchaffen, und dem künftigen Arbeiter im Felde oder bey ſeiner ſelbſt erwählten Handthierung zu ſtatten kommen: der Knabe wird gewöhnt an Entbehrungen aller Art, muß alles, was er will, mühſam erlangen, unabhängig von der Witterung. Seine einfache Mittagskoſt muß er ſich erſt über eine Strecke Feldes herhohlen, ehe er ſie genießen kann: er läuft nach einem Ziel in die Wette, ringt, klettert, ſchwimmt, und bleibt unter der Aufſicht des Großvaters, der oft mit dem Urgroßvater das Anſehen in der Hütte theilt, und dem Kleinen, nebenher mancherley Lehren der Erfahrung, die den Wohlſtand im Hausweſen, und die Vortheile und Erleichterungen im künftigen Gewerbe zum Endzweck haben, zugleich auch, die anerkannten Grundſätze der Höflichkeit und der äußern Ehrfurchts- und Achtungsbezeugungen beybringt, worauf die Chineſen den vorzüglichſten Werth ſetzen. Der achtbare Greis, aus dem Stande des Landmanns, von der ganzen, oft ſehr zahlreichen Familie ſehr hoch geſchätzt, erklärt den Kindern, da er, zu Feldarbeit nicht mehr tauglich, im Hauſe verweilen muß, die Thaten ihrer Voreltern, und ermuntert ſie zur Nachahmung; er lehrt ſie den Werth der Arbeitſamkeit, der Ordnung und der Achtung gegen Obrigkeiten und Aeltern kennen, und wird ſo noch dem Ganzen nützlich. Indeſſen bauen die rüſtigen Glieder des Hausweſens, ſelbſt die Frauen nicht ausgenommen, den Acker auf die mühſamſte Art, ihm ſo viele Beute als möglich abzulocken; keine Sorge ſcheint ihnen zu kleinlich, wenn ſie dieſen Zweck beför-

dert. Sie werden bey der Arbeit ſelbſt oft von ihren Kindern unterſtützt, welche, z. B. beym Einſtecken des Getraides (welches in China in einzelnen Körnern geſchieht, nicht, wie bey uns, geſäet wird,) die Körner in die von Vater und Mutter in den Acker gemachte reihenweiſe Oeffnungen legen, und ſolche wieder mit Erde bedecken.

Beym Verpflanzen und Pflücken des Tabacks helfen gleichfalls Kinderhände: auch hält man die Kleinen ſchon frühe an, Körbe und Netze zu flechten, und ihr Daſeyn nützlich für die ganze Haushaltung ſchon in einem Alter zu machen, wo in andern Ländern Kinder die Familienlaſt nur vermehren, nicht daran Theil nehmen. Unbedingteſte Folgſamkeit, Dulden ohne Murren, Entbehren ohne Klage, wird bey dem gemeinen Volke von China ein frühes Eigenthum, und darum herrſcht auch der Große dort ſo gewaltig, ſo unbedingt.

Wer aber gelehrten Unterricht erhalten, und auf Würden und Aemter Anſpruch machen will, muß ſich ſchon ſehr frühe der Leitung von Schullehrern und Meiſtern überlaſſen, und ſich von Jugend auf, ſogar von der Kindheit an, um die Erlangung derjenigen Kenntniſſe bemühen, welche in China das Weſen der Gelehrſamkeit auszumachen ſcheinen. Auf eignen für gelehrte Ausbildung eingerichteten Academien muß er dieſen erſten Schulunterricht fortſetzen und beendigen.

Die Sprache allein erfordert das ununterbrochenſte Studium eines ganzen Lebens. Kein Volk hat ſich in dieſer Hinſicht ſchwerere Feſſeln angelegt, als das chine-

ſiſche, und dieſe Schwierigkeit bey Erlernung der Sprache iſt es, was dort die wahren Fortſchritte in den Wiſſenſchaften, das Weiterrücken zum Ziele hindert.

Man findet in China drey verſchiedene Sprachen: die Sprache des gewöhnlichen Umgangs, die Hofſprache, die Schriftſprache. Der gemeine Mann ſpricht die erſte, der Staatsbeamte die zweyte, der Gelehrte die dritte in ſeinen Büchern. Die gemeine chineſiſche Sprache hat nur etwas über 300 einſilbige Stammwörter, allein durch die Verſchiedenheit des Tons, des Accentes vermehrt ſich die Anzahl der Worte durch Verſchiedenheit der Bedeutung bis faſt auf 1700: daher hat dieſe Sprache etwas Geſangartiges, und bedarf, um ſich verſtändlich zu machen, oft der Unterſtützung der Gebehrden.

Aber, ſo ſchwer dieß an ſich iſt, ſo kömmt es doch mit den Schwierigkeiten der chineſiſchen Schriftſprache gar nicht in Vergleichung. Nicht, wie bey uns, ſind vier und zwanzig Buchſtaben die Theile, aus welchen man die Worte zuſammenſetzt, ſondern jedes einzelne Wort wird durch ein ihm eigenthümliches Schriftzeichen angedeutet, und dieſer einzelnen Worte ſind gegen achtzigtauſend, deren beſondere Züge der Gelehrte im Gedächtniß aufſammeln und behalten muß. Selbſt in China würde der für ein Wunder der Gelehrſamkeit gelten, dem es gelänge, Meiſter in dieſer Wiſſenſchaft zu werden; wer bey der öffentlichen Prüfung, die jeder, der ſich als Gelehrter zur Beſorgung der Staatsämter darſtellt, überſtehen muß, beweiſen kann, daß er 20,000 von dieſen Schriftzeichen inne habe, ſteht ſchon hoch,

und wer die Hälfte, oder 40,000 kennt, hat faſt ſchon ſeines Gleichen nicht.

Mit dieſen an ſich nicht gewinnreichen Sprachforſchungen geht natürlich viele Zeit verlohren, welche beſſer genützt werden könnte; andere Gegenſtände des Wiſſens werden daher nur oberflächlich behandelt. In Höflichkeitsäußerungen beſteht ein andrer Haupttheil der chineſiſchen Gelehrſamkeit. Alles iſt abgemeſſen, jeder Schritt, jede Bewegung, die der Niedrigere gegen den Höhern, der Vornehmere gegen den Mindergeachteten zu machen hat, alles hat Vorſchriften, ſo wie jede Redensart bey der Annäherung, beym Umgang, beym Abſchied. Auch dieſe mühſeligen, ärmlichen Beobachtungen, die der Gelehrte ganz kennen muß, werden von Jugend an gelehrt, ohne daß dadurch für Geiſt oder Herz ſich ein Gewinn ergäbe. Auf Schein iſt alles angelegt; der Charakter geht bey dieſen Gelehrten verlohren, und eine gewiſſe Zweydeutigkeit nimmt ſeine Stelle ein.

Die gelehrten Kenntniſſe der Chineſen ſind daher überhaupt mit den unſrigen nicht in Vergleichung zu ſetzen, und in der Naturlehre, Geographie, Naturgeſchichte, Heilkunde, ſtehen die Gelehrten in Europa um viele Stufen höher als die chineſiſchen. Nicht weniger auffallend ſind die Fortſchritte des europäiſchen Kunſtgeſchmacks gegen das, was in dieſer Hinſicht die Bewohner von China hervorbringen: die Geſetze ſelbſt verbieten dort dem Künſtler weiter zu ſchreiten, als die Väter thaten. Aber in manchen mechaniſchen Künſten und Fertigkeiten ſind uns die Chineſen nicht nur gleich, ſondern

ſie übertreffen uns noch. Ihre ſeidnen Stoffe, die Wollenzeuge, welche Nankins heißen, und andere Zeugarten, ſind ſchön und dauerhaft: ihre Vergolder- und Lakirerarbeiten haben viele Feinheit und Politur; ſie würden gewiß mehr, viel ſogar leiſten, wenn der beſſere Geſchmack herrſchend würde, und ſich über die Produkte ihrer Künſtler und über deren Beurtheiler ausbreitete.

Die Chineſen ſind im Schiffbau nicht unerfahren, und ihre zwar nur einfach und ſchmucklos erbauten Handelsſchiffe oder Seejunken, zeigen dennoch in ihrer innern Einrichtung Beobachtungsgeiſt und Genie. Der innere Bau derſelben, ſagt Staunton, der die Geſandtſchaftsreiſe des Lord Macartney beſchrieben hat, könnte vielleicht von Europäern mit Nutzen nachgeahmt werden. Der ſogenannte Raum, oder das unter dem Verdeck faſt von einem Ende des Schiffes bis an das andere ausgedehnte Behältniß, worin die eingeladnen Waaren aufbewahrt werden, iſt in mehrere, wenn es die Größe des Schiffes ſelbſt zuläßt, in zwölf verſchiedne Kammern abgetheilt. Die Seitenwände beſtehen aus zwey Zoll dicken Dielen, deren Fugen mit einem waſſerdichten Kitt beſtrichen iſt. Er beſteht aus Lehm, der mit Oehl angemacht, und ſtatt der Kälberhaare, die man, des Zuſammenhaltens wegen, bey uns in den Kitt miſcht, mit geraſpeltem Bambusrohr gemengt iſt. Dieſe Maſſe iſt überaus zähe, wird ſehr feſt, und widerſteht dem Feuer: ſie iſt alſo dem, bey dem europäiſchen Schiffbau zur Verbindung der Fugen und zur Erhaltung des Tauwerks gebräuchlichen Pech, Theer und Talg vorzuziehen.

In ganz China iſt die oben bemerkte Einrichtung, den innern Raum eines Schiffes in mehrere Kammern abzutheilen, angenommen: ſie bringt den weſentlichen Vortheil hervor, daß, weil jede Kammer für ſich waſſerdicht iſt, bey einer Beſchädigung des Schiffes nur die Waaren in der beſchädigten Kammer vom eindringenden Waſſer leiden, und daß, wenn die chineſiſche Junke vom Sturm gegen eine Klippe geworfen wird, und ein großes Leck bekömmt, doch nur eine Kammer ſich füllt, und das Schiff ſelbſt nicht ſogleich in Gefahr kommen kann, zu verſinken.

Den Chineſen iſt der Compas, und ſein Gebrauch ſchon ſeit Jahrhunderten bekannt: allein darin unterſcheiden ſie ſich dabey von uns, daß ſie die anziehende Kraft, wodurch die Magnetnadel ihre Richtung erhält, im Süden ſuchen. Wenn, (dies iſt dem größten Theil meiner Leſer nicht unbekannt) die Magnetnadel gehörig aufgehangen iſt, ſo zeigt das eine Ende nach Norden, das gegenüberſtehende nach Süden, und dies ſo beharrlich, daß, wenn man mit Gewalt die Spitze, welche nach Norden deutet, gegen Süden hindreht, ſo daß das gegen Süden zugekehrte Ende gegen Norden zu ſteht, und nun die Gewalt aufhört, beyde Enden ſogleich wieder in ihre erſte Richtung ſchnell zurück treten. Wir Europäer ſagen: die Magnetnadel deute nach Norden, die Chineſen hingegen, ſie deute nach Süden. Der Compaß heißt daher bey ihnen: Tin-nan-ching eine Nadel, die nach Süden weißt.

Staunton hat einen Auszug aus den ſchriftlich hin-

verlaſſenen Bemerkungen des chineſiſchen Kaiſers Cang-ſchi, über dieſen Gegenſtand aufgezeichnet, der das Nachdenken der Chineſen charakteriſirt, und hier eine Stelle finden kann. „Oft, ſagt dieſer wiſſenſchaftliebende Kaiſer, habe ich die Europäer ſagen hören, die Magnetnadel zeige nach Norden, unſere älteſten Nachrichten ſagen, ſie zeige nach Süden. Es iſt meines Erachtens, ziemlich einerley, ob man dieſe oder jene Meynung gelten laſſen will. Unſere Meynung hat ihr höheres Alter für ſich, und jemehr ich nachforſche, deſto mehr finde ich, daß die Alten über das Verfahren und die Oekonomie der Natur ſehr gründlich nachgedacht haben. Da überdies nach Norden hin alle Bewegung abnimmt, und faſt gänzlich aufhört; ſo iſt es auch um ſo weniger wahrſcheinlich, daß die Kraft, welche die Magnetnadel in Bewegung ſetzt, von Norden herkommen ſollte.“ Tiefer dringt freylich der europäiſche Phyſiker, wenn er den Urſachen der Merkwürdigkeiten in der Natur nachſpürt: aber ein gewiſſes gutmüthiges Beſtreben, ſich ohne großen Aufwand von Nachdenken aufzuhellen oder zu beruhigen, iſt bey dieſer Unterſuchung des Chineſen unverkennbar.

Statt der Seekarten, wodurch europäiſche Seefahrer ſich die Kenntniß der Küſten, und Lagen der entfernteſten Länder erwerben und zu erhalten bemüht ſind, bedienen ſich die Chineſen eines Kürbiß, auf deſſen äußerer Schale die Biegungen und Anſichten der Küſten, an welchen ſie hinfahren, mit den Vorgebirgen und Landſpitzen angedeutet, und unförmlich genug, aber doch

ziemlich genau eingeritzt ſind. Die runde Geſtalt dieſer Frucht iſt dabey vortheilhaft: aber die ganze Einrichtung bleibt unzuverläſſig.

In mehreren öffentlichen Anſtalten der Chineſen wird die Kraft des Staates ſichtbar, welche, hierin wenigſtens, ſich wohlthätig für das Ganze erweißt. Eine Gegend des großen Landes, mehr von der Natur als die andere geſegnet, muß der dürftigeren zu Hülfe kommen, und durch da und dort angelegte Getraidemagazine wird der Noth in Mißjahren vorgebeugt.

In mehreren Gegenden des Reichs dienen die an den Seiten der Canäle aufgeworfenen Dämme als Landſtraſſen, in andern ſind ſie mit mehr Kunſt und Aufwand angelegt, und werden gut unterhalten. Vor allen zeichnet ſich die große Kaiſerſtraſſe aus, welche, einer altrömiſchen gleich, von Quaterſteinen erhöht iſt, und ſich ſehr weit erſtreckt. Schade nur, daß der Alleinwille des Kaiſers ihren allgemeinen Gebrauch unterſagt.

Den Handel im Innern, der auch die entfernteſten Provinzen mit einander in Verbindung ſetzt, unterſtützen künſtlich, oft kühn angelegte Canäle, an welchen Schleuſſen angebracht ſind, deren einfache, aber zweckmäßige Bauart die Engländer ſelbſt, die in ähnlichen Arbeiten Vieles leiſten, bewunderten. Dieſe Canäle ſind es, welche die großen Flüſſe mit einander verbinden, und dadurch das allgemeine Verkehr erleichtern.

Von mancherley Kunſtfertigkeiten geben die Chineſen in ihren Gewerben und Handwerken deutliche Beweiſe: zwar ſind ihre Werkzeuge ſchlecht, aber Beharr-

lichkeit erſetzt dieſen Mangel an beſſern, und, durch Nachdenken geleitet, beſiegt der Unverdroßne jedes Hinderniß. Der Handwerksmann in China errichtet überall, wo man ihm Arbeit giebt, auf freyer Straſſe, oder unter leichter Verdachung ſeine Werkſtätte, und zieht ſo von Ort zu Ort: der Kaufmann handelt mit allem, was nur irgend ein Gegenſtand des Bedürfniſſes oder des Luxus iſt, und ſelbſt fertige Särge ſind in chineſiſchen Handelsbuden zu Kaufe.

Der Landbau hat in China ſeine höchſte Stufe erreicht: kein urbarer Fleck ſteht öde, und nicht zufrieden mit dem Boden, der willig Bearbeitung annimmt, erzwingt ſich der Chineſe auch Erndten von ſolchen Plätzen, von denen die nichtsverſprechende Lage den Fleis hinwegſcheuchen ſollte. Mit Lebensgefahr erklettert der Chineſe die ſteilſten Gebirge, legt Teraſſen an, bedeckt kahle Felſen mit Erde, und vermehrt ſo ſeine und der Seinigen Nahrungsquellen. Er leitet Waſſer künſtlich auf des Berges Höhen, und bildet Ciſternen, von denen es befruchtend auf die niedrigeren Beete herabläuft. Er baut hohe Schöpfräder an die Flüſſe, um ſeinen Acker zu befeuchten, und iſt überaus erfinderiſch in mancherley Maſchienen, welche die Bewäſſerung des Landes bezwecken.

Der Seidenbau iſt in keinem Lande zu größerer Vollkommenheit gediehen, als in China: er beſchäftigt viele Menſchen, und ein Theil der Ausbeute wird den Ausländern verkauft.

Auch kennen meine Leſer das chineſiſche Porzellan wenigſtens den Namen nach: es werden ſehr große Prachtgefäße von dieſer äußerſt feinen, durch Verſezzung mit andern Erdtheilen veredelten Thonerde, an Farbe, Mahlerey und Vergoldung reich, in China verfertigt, und an Güte und lebhafter Färbung kömmt keine andere europäiſche Porzellänart der chineſiſchen gleich. Sie bilden Taſſen, Schalen, Näpfe, Gefäße, Figuren daraus, womit nicht nur der Bedarf im Lande verſehen iſt, ſondern auch noch Handel mit dem Auslande getrieben wird.

Seit undenklichen Zeiten iſt den Chineſen die Kunſt, Bücher zu drucken, bekannt: ſie weicht aber ſehr von der unſrigen ab. Die Worte ſind nicht, wie in unſern Buchdruckereyen, aus einzelnen Buchſtaben zuſammen geſetzt, ſondern jede Seite eines Buchs wird in Holz geſchnitten. Augenzeugen verſichern, die Arbeit einer ſolchen Seite erfordre bey geübten Formſchneidern in China nicht mehr Zeitaufwand, als das bey uns übliche Setzen, und für den Verfaſſer des Buchs, oder, nach unſerm Ausdruck, für den Verleger erfolgt der Vortheil daraus, daß er das Werk bey einer neuen Auflage nur wieder abdrucken, nicht aufs Neue ſetzen zu laſſen braucht. Aber freylich die ungeheure Menge von Tafeln, welche ein einziges Buch in ſich faßt, nimmt einen großen Raum ein, und wird, nach Nummern zuſammen gebunden, in Kiſten verwahrt, bis eine neue Auflage erſcheinen ſoll.

Schon ſeit Jahrtauſenden verfertigen die Bewohner China's Schießpulver: der Hauptgebrauch den ſie davon machen, iſt aber nur zur Beluſtigung, zu Kunſtfeuerwerken an feſtlichen Abenden.

Die Jagd und der Fiſchfang ſind im ganzen Reiche jedem Bewohner frey gegeben. Sehr große Seen, deren das Land mehrere hat, werden für viele Tauſende Quellen der Nahrung: ſie ſind mit Flößen und äußerſt leichten Kähnen, welche zwey Männer an einem Bambusſtabe bequem von einer Gegend zur andern tragen können, bedeckt, und jeder ſucht ihren reichen Vorrath an Fiſchen ſich auf die ämſigſte Weiſe zu eigen zu machen. Der Chineſe iſt erfindungsreich: ſo hat er ſich einen Vogel, Leutſe, Kormoran, (Pelicanuscarbo, Waſſerraben, Seeraben) zum Fiſchfang abgerichtet. Der Leutſe, von der Größe einer kleinen Gans, und von grauem Gefieder, blaſſer am Bauche als auf dem Rücken, hat unter dem, vorne ſtark gekrümmten, Schnabel einen häutigen Sack, den er nach Gefallen ausdehnt, und zum Behältniß für die beym Untertauchen in das Waſſer erhaſchten Fiſche macht.

Mehrere befinden ſich bey einem Boote, das auf Raub ausfährt: ſie beſetzen ruhig den Rand deſſelben. Auf einen Schlag mit dem Ruder auf die Oberfläche des Waſſers eilen ſie an ihre Arbeit, tauchen unter, und kommen mit Beute im Schnabelſack, oft recht beladen, zurück. Jeder kennt das Boot ſeines Herrn, und leert die Beute unverſehrt in demſelben aus, um auf neuen Fang unter zu tauchen. Der abgerichtete Leutſe bedarf keines Ringes um den Hals, wie mehrere Beſchreiber behaupten, um nicht früher, als ſein Herr erlaubt, ſich mit ſeiner Beute zu ſättigen; erſt wenn die Jagd vorüber iſt, wird ihm ſein Antheil zugeworfen, den er ganz verſchlingt.

Die abgelegneren Seen ſind der Aufenthalt vieler Entenarten, bey deren Aufgreifung der Chineſe gleich-

falls Liſt und Nachdenken zeigt. Dieſe wilden Vögel lieben das Spiel mit ſchwimmenden Kürbiſſen, die vom Ufer ins Waſſer fallen. Der ſchlaue Entenjäger hölt einen Kürbis aus, und ſteckt den Kopf hinein: ſo geht er ins Waſſer, und ſchwimmt auf die Beute zu, welche ſich ihm eher nähert, als ſcheu entflieht. Einige Oeffnungen im Kürbis bewirken, daß er ſehen kann. Die ganz nahen Enten erhaſcht er leiſe an den Beinen und zieht ſie hinab, um ſie unter dem Waſſer zu erſticken, und in einem Sack zu verwahren, der ſeine ganze Bekleidung ausmacht.

In allen Verrichtungen zeigt der Chineſe großen Fleiß, und eine Ausdauer, die ihn ehrt: man ſieht Schiffer ganz allein ein beladnes Boot leiten: der Mann ſitzt in demſelben, mit der Rechten regiert er das Segel und das Ruder an der rechten Seite des Kahns, mit der Linken das Steuerruder, mit dem linken Fuße das Ruder an des Kahns linker Seite, und dabey kömmt die Tabackspfeife nicht aus ſeinem Munde: ſo iſt an ihm alles beſchäftigt und beſorgt.

Während der Reiche, nach Aſiaten Brauch, im Hauſe ſchwelgt, und mit geſchäftigem Müßiggang ſeinen Tag verbringt, ſetzt der minderbegüterte Stadtbewohner und Landmann auch im Hauſe ſeine Beſchäftigungen fort, und nur während ſeiner einfachen Mahlzeit gönnt er ſich am Tage Ruhe. Er giebt in Erzeugniſſen ſeines Feldes und Fleißes, in Reis, Taback, Seide, Seeſalz die Abgaben, welche er dem Staate ſchuldig iſt; es werden davon große Magazine gefüllt, welche bey Mißwachs und Mangel den Nothleidenden Hülfe bringen.

Ohne die drückende Willkühr der Befehlshaber,

Beamten und Unterbeamten, konnten ſich die Bewohner von China eines glücklichen Looſes erfreuen, da ihr großes Land den Fleiß lohnt, und von einer ſo beträchtlichen Ausdehnung iſt, daß immer die durch Lage und Witterung mehr begünſtigte Gegend der weniger begünſtigten Unterſtützung giebt.

Der Kaiſer iſt eigentlich Beſitzer alles Landes in ſeinem Reich, er tritt deſſen Genuß pachtweiſe an ſeine Unterthanen ab, und dieſer Pacht iſt ſehr mäßig: in dem Verhältniß zwiſchen ihm und dem Volke liegt offenbar das Verhältniß des Vaters gegen den Sohn zum Grunde; aber durch die Zeitfolge, durch Eigennutz und Herrſchſucht iſt es geſtört worden: der Schein iſt noch übrig, ohne Wahrheit. Und doch giebt es noch Punkte in der chineſiſchen Staatsverfaſſung, wo der Alleinherrſcher ſich dem Niedrigſten im Volke ſehr nahe ſtellt, von ſeiner goldnen Höhe herabſteigt, und im Gewand des Armen einhertritt, Dienſte thuend. Eines der vorzüglichſten chineſiſchen Feſte iſt die Feyer zur Ehre des Standes der Ackerleute. Es wird im Frühling in der Hauptſtadt von zahlloſer Menſchenmenge begangen. Der Kaiſer als Landmann gekleidet, pflügt und beſäet ein Stück Feld; ein ſchönes Paar Stiere zieht ſeinen Pflug, der ſich durch zierliche Arbeit auszeichnet: ihm ahmen die Prinzen und vornehmſten Mandarine nach: Millionen Ackerleute umgeben den ſanften Hügel Siennongtan, und erheben in Liedern die Würde ihres Standes, während der Kaiſer ſie durch ſeine eigne Arbeit thätig bezeugt. Die Kaiſerinn, in ländlicher Tracht, bereitet an dieſem Tage ſelbſt eine Speiſe für ihren Gemahl, und bringt ſie ihm, darin die Frau des Pflügers nachahmend. Auf ein Volk wie das chineſiſche, kann eine ſolche Feyerlichkeit wirklich Eindruck machen. Ein andres allgemeines

Volksfeſt der Chineſen iſt die Zeit, wo alle Geſchäfte ruhen, und ſogar die Staats- und Aemterſiegel feyerlich verſchloſſen werden. Es beginnt am Neujahrstage, und überall äußert ſich Freude und Wohlwollen: unter Beſuchen, Gaſtmählern, bey Erleuchtungen, Schauſpielen wird ein ganzer Monat fröhlich verbracht, und eines ſucht bey dem andern das Andenken an dieſe Tage des geſchäftfreyen, Erhohlung gewährenden Umgangs durch Geſchenke zu erhalten.

Aber noch berühmter iſt das Laternenfeſt, das an einem Tage im ganzen großen chineſiſchen Kaiſerreiche gefeyert wird. Viele Millionen bunter, großer und kleiner, in und an den Häuſern, Gärten, See- und Fußgeſtaden aufgehängter Laternen, von mehr oder minder koſtbarem Stoff, Vergoldung, Mahlerey und Lakirarbeit geben im ganzen Reiche den eigentlichſten, prächtigſten Anblick. Der Aermſte ſelbſt ſucht es möglich zu machen, daß auch ſeine Hütte die reizende Wirkung der ganzen Anſicht erhöhe; aber der Reiche findet hier recht herrlichen Stoff, ſeine Pracht und Kräfte zu zeigen. Nicht nur ſein ganzes Haus, Gehöfte, ſeine Gärten ſind mit großen Laternen von durchſichtigen, in Oehl getränkten bunten ſeidnen Stoffen beſetzt, er läßt ſogar eine Laterne von ſo ungeheurem Maasſtab bauen, daß er mit allen Freunden und Verwandten darin ſitzen, ſchmaußen, und in den verſchiednen Abtheilungen des Werkes ſchlafen kann. Tauſend Lampen erhellen die hohen Säle und Zimmer, welche in dergleichen mattdurchſichtigen Gebäuden angebracht ſind, und außer den beſten Gerichten finden die Gäſte darin auch Schattenſpiele, Muſik, und außerhalb der Laterne, wenn der Abend eintritt, große, prächtige Feuerwerke zu ihrer Unterhaltung.

Von Vergnügungen unſrer geſellſchaftlichen Zirkel ſind die Chineſen keine Freunde: beſonders da ſie das weibliche Geſchlecht davon ausſchließen, ſo erhalten ihre Unterhaltungen einen andern Charakter. Ihre Gaſtmahle ſchilderte ich weiter oben: gewöhnlich dauern ſie bis Mitternacht, alsdann werden die Gäſte von vielen Bedienten, welche Laternen vor ihnen her tragen, nach Hauſe begleitet. An dieſen Laternen iſt der Name, Stand, Rang und das Amt des Herrn, dem ſie leuchten, aufgezeichnet: wer ohne dieſe Bezeichnung um Mitternacht auf der Straſſe angetroffen wird, muß in das Gefängniß wandern.

Schauſpieler, Luftſpringer, Poſſenreißer, Taſchenſpieler, Equilibriſten, u. dergl. Menſchen, deren Künſte die Unterhaltung und Beluſtigung anderer zum Zweck haben, gibt es in China in großer Menge: ſie zeigen ihre Geſchicklichkeiten bey Gaſtmahlen, Feſten, in allen Ecken und auf allen Straſſen, wo ſie Zuſchauer finden. Aber bleibende Schaubühnen, Nationalſchaubühnen, wie man ſie in Europa nennt, ſind bis jetzt dem Chineſen noch nicht zum Bedürfniß geworden. Wo es verlangt wird, ſchlägt die Geſellſchaft ſogleich ihre Bühne auf, und giebt Luſt- und Trauerſpiele, welche von Muſik begleitet werden, und unſern Rezitativen ähnlich ſind. Im Hintergrunde des Theaters ſitzen die Muſiker. Jünglinge und Knaben treten in den Rollen der Mädchen auf, welche von der Bühne gänzlich ausgeſchloſſen ſind. Man ſieht große hiſtoriſche Stücke, deren Aufführung viele Zeit erfordert. Die Bühne iſt mit bunten Laternen behangen, und an Prunk und Schimmer fehlt es nicht.

Marionetten- und Schattenſpiele ſind in China ebenfalls beliebte Zeitvertreibe. Es giebt ſo ſehr kleine

Marionettentheater, daß ein Mann das Käſtchen, welches das Theater in ſich faßt, auf den Kopf zur Schau ſtellen, und die Drathpuppen mit der einen Hand leiten kann. Damit man den Mann nicht ſehe, hüllt er ſich mit dem ganzen Körper in einen langen Mantel ein, den er an den Knöchel feſt bindet. Nur die Füße ſehen unten hervor, ſonſt erblickt man vom ganzen Manne nichts.

Unter den Landleuten in China ſind verſchiedene Spiele üblich, welche die Uebung körperlicher Kraft bezwecken; junge Leute laufen um die Wette, werfen nach dem Ziel, ringen, heben Laſten, u. dergl.; aber auch verderbliche Wagespiele werden im ganzen Lande leidenſchaftlich getrieben, obgleich ſtrenge Geſetze ſie verbieten. Mancher wagt Weib und Kind, Haus und Gut daran, und wird in einem Abend zum Bettler. In England ſind Hahnengefechte beliebt, in China hat man ähnliche Spiele, wo abgerichtete ſchwarze Wachteln mit einander kämpfen, und für den Sieg der einen oder andern Wetten angeſtellt werden. Die kleine niedliche Wachtel aus China iſt dort überhaupt wegen ihrer zierlichen Geſtalt ſehr beliebt: ein Vogel voll Feuer, deſſen Hitze dem vornehmen Chineſen im Winter nützlich wird. Er trägt, wenn er ausgeht, eine ſolche Wachtel zwiſchen den Händen, und wird dadurch beſſer erwärmt, als durch Handſchuhe.

In China gelten alle Religionen: keine hat vor der andern Vorzüge, ihre Bekenner haben gleiche Rechte. Das Volk hängt größtentheils an der Lehre des Fo, der unter der Geſtalt eines dicken, großen Mannes, in vielen Tempeln göttlich verehrt wird. Seine Prieſter, welche Eheloſigkeit und Entbehrung der Fleiſch- und

Eyerſpeiſen geloben müſſen, leben in einer Art von Klö-ſtern in ungeheurer Anzahl: ſie verrichten des Morgens und Abends Gebete in den Tempeln, räuchern, opfern, und geben denen, die ihren Rath über dieſe oder jene Ereigniſſe ihres Lebens verlangen, Antworten. Das Volk ſelbſt beſucht nur ſelten die Tempel, und opfert ſpärlich. Die Zahl der Anhänger des alten Weiſen Con-futſe iſt unter den Vornehmen beträchtlich.

Durch die Beſieger von China, im Jahre 1644, die Tatarn, ward auch die Religion des Delai Lama im Lande verbreitet; der Hof hängt ihr an, denn bis jetzt noch haben ſich die Nachkommen jener tatariſchen Ueberwinder auf dem chineſiſchen Kaiſerthron erhalten. Indem ſie ihre Herrſchaft immer mehr und mehr zu befeſtigen ſuchten, haben ſie ſich, mit all ihren An-hängern und Gehülfen, den Sitten der Ueberwundnen ſo genau angeſchmiegt, daß man ſie für alte Einge-bohrne halten kann.

Die Tempel der chineſiſchen Götzen ſind wenig ge-ſchmückt, den gewöhnlichen Gebäuden ähnlich, von einem Stockwerk, ohne Decke in den Zimmern, von mehreren Höfen, Seitengebäuden, Wohnungen der Prieſter, um-geben. Das Innere iſt roth angemahlt, lakirt.

Außer den Obergöttern, dem Gott des Donners, des Waſſers, der Vorſehung, verehrt der Chineſe eine Menge Untergottheiten, und hat es bey ſeinen privat-religiöſen Verrichtungen hauptſächlich mit dieſen zu ſchaffen. Keine Wohnung, worin nicht mehrere Haus-götzen, welche täglich durch Gebet und Opfer verehrt werden, ſtünden. Aber bey einer wichtigen Angelegen-heit eilt der Abergläubiſche in den Tempel, ſeinen

Götzen dort, unter Prieſter-Mitwirkung, um Rath zu fragen. Er knieet am Altar nieder, auf welchem die Geſtalt des Götzen aus Holz geſchnitzt, oder von Porzellän verfertigt, ſitzt, und legt kleine hölzerne Stäbchen, von des Prieſters Hand mit gewiſſen Zeichen verſehen, in ein hohles Bambusrohr; dieſes ſchüttelt er ſo lange, bis ein Stäbchen heraus fällt, deſſen Zeichen für höhere Offenbarung gilt. In einem Buch ſind nämlich die Erklärungen der verſchiednen Zeichen zu finden, und dieſes Buch iſt in des Prieſters Hand: auch pflegt ein Auszug davon in den chineſiſchen Tempeln beym Eingang, als Anſchlagezettel zu hängen. Andere bedienen ſich hölzerner Würfel zu Erforſchung dieſer Orakel; jede Würfelſeite hat ein verſchiednes Zeichen. War die Deutung ſogleich den Wünſchen des Bittenden entſprechend, ſo dankt er, und geht freudig an ſein Geſchäft, (Reiſe, Handel, Heyrath, u. dergl., worüber er um Rath fragte,) mißlingt der Wurf, und kömmt auch zum dritten Male eine ſchlechte Antwort, ſo läßt er von jener Unternehmung mißmuthig ab: ſo ſehr iſt der Aberglaube Herr über den gemeinen Chineſen. Zu Hauſe pflegt er auch wohl ſeinen Götzen ſo lange zu prügeln, bis er ihn guten Beſcheid giebt.

Himmel und Erde ſind den Chineſen die vornehmſten Gottheiten: beyde haben in der Hauptſtadt des Landes Tempel. Der Tempel des Himmels iſt rund, hochgewölbt, ohne Schmuck, ohne Götzenbild; er hat die Aufſchrift: Tien, Himmel. Alljährlich tritt der Kaiſer einmal an einem hohen Feſte ganz allein in dieſe einſame, hehre Halle, und betet für ſein Volk zu dem Unſichtbaren, um milden Einfluß der Luft und Wärme. Der Tempel der Erde iſt viereckig, ohne Götzenbild, eben ſo einfach, wie jener; der Kaiſer

allein verrichtet auch hier einmal im Jahre ein feyerliches Dankgebet für die Fruchtbarkeit der Erde. Es giebt Anhänger des Muhamed, Juden und Chriſten in China.

Ein ſo ungeheures Land wie China mußte bey der Begründung ſeiner Verfaſſung auch auf Vertheidigungs- und Schutzanſtalten gegen äußere und innere Feinde bedacht ſeyn. Seit undenklichen Zeiten ſind daher ſchon ſtehende Kriegsheere eingerichtet worden. Jeder 70te Mann im Land iſt zum Soldatenſtand beſtimmt. Selbſt im Frieden begreift die chineſiſche Armee eine Million Menſchen, welche in Legionen zu 1000 Mann abgetheilt, und mit Luntenflinten, Spießen, Degen, Bogen, Pfeilen, Lanzen und Streitkolben ſehr mannichfaltig bewaffnet ſind. Eben ſo verſchieden iſt die Kleidung der einzelnen Abtheilungen. Zweymal hundert tauſend Mann dienen dabey zu Pferd, und die ganze Heeresmacht wird von achtzehntauſend Kriegsmandarinen, höheren und niedrigern Ranges, befehligt.

Dem Charakter der früheſten Jahrhunderte war ein anderes Landes-Vertheidigungsmittel angemeſſen, deſſen Brauchbarkeit aber die neuern Landes-Verhältniſſe größtentheils aufgehoben haben.

In ſehr alten Zeiten ward der Theil des chineſiſchen Reichs, welcher an die Wohnſitze der tatariſchen Steppenvölker ſtößt, mit einer Mauer umſchloſſen, welche mehrere hundert Meilen weit über die ſteilſten Bergſpitzen, durch Flüſſe, Thäler und über Höhen hin, zieht bis dreyßig Fuß hoch, fünfzehn bis fünf und zwanzig Fuß breit, und mit beſonders befeſtigten Thoren, und in kurzen Zwiſchenräumen angebrachten höheren Thür-

men beſetzt iſt. Ein Werk von ſo ungeheurem Plan und ſo weiter Ausdehnung hat die Arbeit vieler Millionen Menſchen erfordert, und gewiß Jahrhunderte lang ſeinem Zweck entſprochen: aber dennoch drangen im Jahr 1644 jene gefürchteten Tataren von der ummauerten Seite in China ein, und machten ſich zu des Landes unumſchränkten Herrſchern.

Arbeit und Genügſamkeit erhält den Menſchen geſund und bey Kräften, die einfachſte Nahrung ſtärkt am ſicherſten; darum genießen auch die von früher Jugend an thätigen Einwohner von China einer glücklichen Geſundheit, und erreichen bey aller Ungeſchicklichkeit ihrer Aerzte ein hohes Alter. Nicht ſelten ſieht man bey den Gehöften des Ackermanns Greiſe von Enkeln und Urenkeln umgeben, die ſich trotz ihrer großen Reihe von Jahren des Lebens noch herzlich erfreuen. Gewöhnliche Krankheitszufälle werden mit Hausmitteln vertrieben, meiſtens aus dem Pflanzenreiche: bey gemeinen Leuten ſind es alte Frauen, welche, als anerkannte Kennerinnen, ſolche verordnen, und die Pflege der Kranken übernehmen, Verwundungen, äußere Schäden beſorgt der Chirurg, und man muß geſtehen, daß ungeachtet ihrer ſchlechten Inſtrumente, die Wundärzte in China ihre Geſchäfte ziemlich gut vollbringen.

Stirbt ein Chineſe, ſo wird er nach ſeinen Vermögensumſtänden mehr oder minder reich gekleidet, in Seide oder Baumwolle, und mehrere Tage lang in einem mehr oder minder koſtbaren Sarge in ſeinem Garten aufgeſtellt, bis der Begräbnißtag feſtgeſetzt iſt. Der Sarg hat keinen Deckel; einem Schlummernden ähnlich, liegt der Todte darin auf Polſtern: ein weiſſer großer Schirm über ihm hält die Sonnenſtrahlen ab. Die

Freunde und Verwandten verſammeln ſich an dem beſtimmten Tage, und mit ihnen Muſikanten, Laternen-Schirm- Fahnen- und Tafelträger und andere gemiethete Leute, welche den Zug vergrößern und verherrlichen ſollen. Voraus geht Muſik, dann folgen mehrere Männer mit Laternen, Bildern, Fahnen und Tafeln, die auf großen Bambusrohrſtäben befeſtigt ſind. Auf den Tafeln ſtehen Name, Amt, Rang des Verſtorbenen, und Lobeserhebungen ſeiner Voraltern. Vor dem Sarge her wird auch wohl ein vergoldeter Hausgötze in einem Palankin getragen; dem offnen Sarge, auf Bambusrohrſtäben getragen, folgen die Verwandten, Diener und gemeinen Klageleute, in weißen Kleidern, bey den Chineſen die Farbe der Trauer. Auf den öffentlichen Begräbnißplätzen, welchen weite abgelegene, abhängige Bergthäler eingeräumt werden, legen die Leidtragenden den Leichnam in die Erde, und bedecken ihn: es wird ein ſteinernes, kleines offnes Gebäude darüber errichtet, worin ein Rauchgefäß ſteht; ein Stein vor dieſer Hütte bezeichnet Namen, Stand und Thaten des Verſtorbenen. Andere übermauern das Grab mit einem Gewölbe, andere ſtellen Säulen und Würfel darüber auf, mit Inſchriften. Man pflanzt Cypreſſen an das Grab, und ein chineſiſcher Begräbnißplatz erhält durch dieſe mannichfaltigen Achtungsbezeugungen der Hinterbliebenen gegen ihre Vorfahren, ein ehrwürdiges Anſehen. Alljährlich beſuchen die Verwandten an den Begräbnißtagen die Gräber ihrer Voraltern, und dieſe Gewohnheit wird Veranlaſſung, daß wenigſtens einmal im Jahre die nächſten und ſelbſt entferntere Verwandten, ſie mögen durch Verhältniſſe noch ſo ſehr zerſtreut worden ſeyn, einander ſehen, und von ihren Schickſalen Kundſchaft geben können. Die Chineſen unternehmen oft weite Reiſen in dieſer Abſicht, bringen Speiſen und

kleine Geſchenke mit, reinigen das Grab von Unkraut, und verhindern deſſen Verfall, und bringen einige Tage in Eintracht und wechſelſeitiger Theilnahme, das Andenken und die Tugenden ihrer Voraͤltern ehrend, zu.

Leichen von Fremdlingen, deren ſich kein Verwandter annimmt, bleiben auf dem Begraͤbnißplatze unbeerdigt ſtehen.

Das Andenken an Verſtorbene iſt in allen chineſiſchen Familien unverloͤſchbar: man ſtellt in einem Saale des Hauſes ihre Abbildungen auf: er heißt daher der Saal der Voraͤltern.

Ich werde nicht fehlen, wenn ich dieſer Schilderung der Chineſen noch eine kurze Beſchreibung von einigen naturhiſtoriſchen Merkwuͤrdigkeiten von China beyfuͤge, welche im Zuſammenhang mit dem Vorhergeſagten zu ſtehen ſcheinen.

Die Verſchiedenheit des Bodens und Himmelſtrichs in einem Lande, von ſo ungeheurer Ausdehnung, wie China, bewirkt eine große Mannichfaltigkeit der Gewaͤchſe und Thiere, welche daſelbſt gruͤnen und ſich fortpflanzen. Der Botaniker aus Europa findet daher nicht nur alle Gewaͤchſe ſeines Vaterlandes einheimiſch, ſondern auch die edleren Erzeugniſſe waͤrmerer Himmelsſtriche, neben andern, die ganz allein auf dieſe Gegenſtaͤnde eingeſchraͤnkt ſind.

Vor allen iſt dem Chineſen der Theebaum, wegen des großen Handels, den er mit deſſen Blaͤttern treibt, und wegen des allgemeinen Gebrauches im Lande ſelbſt, Thee zu trinken, die wichtigſte Pflanze. Dieſer Baum,

deſſen Zweige ganz unten am Stamme ſich anſetzen, hat das Anſehen eines Strauches, daher ihn auch viele mit dieſer Benennung bezeichnen. Er wächſt in China wild, wird aber durch Verpflanzung veredelt, und ungefähr ſechs Fuß hoch. Die beyden verſchiedenen Gattungen deſſelben geben den braunen (Theebou) und grünen Thee. Scharfe dunkelgrüne Blätter, welche auf der Röſte ſich bräunen, und Blüthen mit ſechs Blättchen ſind die Unterſcheidungskennzeichen des braunen vom grünen, deſſen Blüthen neun Blättchen haben, und deſſen Laub hellgrün und glänzend iſt, und beym Röſten ſeine Farbe behält. Unſerer wilden weiſſen Roſe iſt die Blüthe ähnlich, geruchlos: die Frucht des Schleedorns an Farbe und Geſtalt nicht unähnlich, dient dazu, Oehl aus ihr zu preſſen, das ſie in ziemlicher Menge liefert. Die Blätter des Theebaums, der reihenweiſe im Acker gepflanzt in China vortrefflich gedeiht, werden von ſeinem dritten Jahre an mit vieler Sorgfalt, und nie mit unbedeckten Händen gepflückt, bis in das ſiebente Jahr, wo ihn der Eigner umhaut, damit neue Sproſſen aus dem alten Stamme treiben. Die Zeit des Einſammelns beſtimmt die größere oder mindere Güte des Thees: die im Anfange des März gepflückten, kaum entfalteten Blättchen geben den Kaiſerthee; nur der Kaiſer erhält dieſe erſte Ausbeute, die zarteſte und wohlſchmeckendſte. Im Anfang des Aprils ſind neue Blätter nachgewachſen, die auch noch den zarten Geſchmack haben, und daher die erſte Sorte des Thees, welcher in den Handel kömmt, liefern: die ſchlechteſte Sorte bekömmt man von der dritten Sammlung im May. Durch mühſames Röſten in beſondern Oefen auf eiſernen Platten erhalten dieſe Blätter die Beſchaffenheit und Eigenſchaften, worin wir ſie kennen lernen; denn der Geruch des friſchen Blattes iſt ſchlecht, der Ge-

ſchmack eckelhaft bitter, grasartig, die Kraft des Abguſſes betäubend, wie Opium, Schwindel verurſachend. Noch am Tage des Einſammelns muß das Röſten der Blätter beſorgt werden: ſie werden ohne dieſe Vorſorge ſchwarz und unbrauchbar. Damit ein ſo wichtiger Erwerbszweig nicht der Willkühr des, oft nicht hinreichend unterrichteten Einzelnen, überlaſſen bleibe, hat der Staat die Verrichtung des Theeröſtens unter beſondere Aufſeher geſetzt, und große öffentliche Gebäude dafür errichtet. Im Ofen werden die zerſtreut auf die eiſernen Platten ausgebreiteten Blättchen mit der Hand mühſam umgekehrt, und ſobald ſie ſchwitzen, mit hölzernen Spaden herausgenommen, auf Binſenmatten abgekühlt, und zwiſchen den Händen ſanft gekräuſelt. Dieſe ganze Verrichtung, welche einigemal wiederholt wird, erfordert genaue Aufſicht. Wer ſich dem Geſchäfte widmet, muß ſich blähender Speiſen und des Genuſſes von Fiſchen enthalten, damit ſeine Ausdünſtung den Wohlgeruch des Thees nicht verderbe: er muß ſich ſogar durch Enthaltſamkeit von mehreren Wochen, ehe die Arbeit beginnt, dazu vorbereiten.

Durch ſorgfältiges Aufbewahren der geröſteten und krausgemachten Blätter in bleyernen Käſten wird ihr Verdünſten verhindert.

Erſt nach einem Jahre macht der Chineſe Gebrauch von ſeinen Theevorräthen: denn früher genoſſen wirkt der daraus bereitete Trank zu heftig auf das Gehirn. Zucker und Milch wird demſelben in China nicht beygemiſcht, aber jeder Menſch trinkt täglich Thee, und dieſe Allgemeinheit des Gebrauches mag in dem Mangel an gutem Quellwaſſer ihren Grund haben, welcher in China faſt eben ſo allgemein ſtatt findet.

Seit dem Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts iſt die Gewohnheit Thee zu trinken auch nach Europa gekommen, und hat jetzt ſo feſten Fuß gefaßt, daß alljährlich gegen 30 Millionen Pfund Thee von europäiſchen Handelsſchiffen aus China abgeholt, und mit fünf und zwanzig Millionen Thalern bezahlt werden.

Der meiſte Thee wird auf engliſchen Schiffen nach Europa geführt: aber in neuern Zeiten haben ruſſiſche Handelscaravanen die Einfuhr in ihr Vaterland, und von da aus weiter, zu Lande verſucht, und die Behauptung beſtättigt, daß die Seeluft den Thee ſchwäche, und weniger ſchmackhaft erhalte. Die ſchlechte Behandlung der Matroſen während einer ſo langen Reiſe mag eine mitwirkende Urſache abgeben, warum wirklich der Geſchmack des zu Waſſer ausgeführten Thees, ſelbſt von der beſten Gattung, nach der Ausſage der Reiſenden, welche Vergleichungen anſtellen könnten, in keinem Verhältniß mit dem ſteht, welchen man im Lande ſelbſt genießt: und ſchon der ſogenannte ruſſiſche Caravanenthee iſt weit wohlſchmeckender, als der, den wir von Seefahrern erhalten.

Eine Unterſuchung über den Werth und Nutzen des Thees würde mich von meinem Plan entfernen: anerkannt iſt von Beobachtern und Sachkundigen, daß in gewiſſen Fällen ſein Gebrauch von Nützen ſeyn, in den meiſten aber, und beſonders bey dem Uebermaaße, der Geſundheit ſchaden könne.

Taf. XIX.

Sitten und Gebräuche der Hottentotten.

Taf. XIX. Fig. 75. 76. 77.

Der Theil von Afrika, welcher im Süden ſich mit dem Vorgebürge der guten Hoffnung endigt, im Weſten an das äthiopiſche, im Süd-Oſten an das indiſche Meer grenzt, weiter im Nord-Oſten, durch den großen Fiſchfluß, und im Nord-Weſten durch den Fluß Kauſſie von den Ländern der Kaffern getrennt wird, begreift die Wohnplätze der Hottentotten, in einem Raum von ungefähr 6045 Quadratmeilen, von welchem ſeit 1652 ein beträchtlicher Theil unter der Herrſchaft der Holländer ſteht.

Die immer weiter ausgedehnten Pflanzungen dieſer Europäer haben mehrere Stämme der Urbewohner gleichſam umgeſchaffen, und zu freywilliger Dienſtbarkeit gebracht, ohne ihr Glück zu erhöhen: aber andere ſind, ungereizt von den Lockungen der Fremdlinge, mit ihrer Habe in die innern Gegenden des Landes eingedrungen, wo ſie der Unabhängigkeit ihrer Väter noch jetzt genießen, und als Hirten leben. Mit dieſen beſchäftigt ſich die gegenwärtige Schilderung.

Der Himmelsſtrich iſt nicht der vortheilhafteſte: Winter und Sommer wechſeln in jenem Theil von Afrika

Y

einzig mit einander ab: Frühling und Herbſt ſind dort unbekannt. Der Sommer iſt fruchtbar trocken, glühend, oder durch kalte Windſtöße für die Geſundheit der Bewohner nachtheilig; was wir Winter nennen, beſteht dort in trüber, umwölkter Zeit, wo es häufig regnet, oft auch hell und kühl, nie aber ſo kalt iſt, daß der Menſch in den Ebenen und Thälern Feuer nöthig hat. Das Land iſt ſehr ungleich in Anſehung der Fruchtbarkeit des Bodens, und hier mehr, als anderswo findet der Beobachter Stellen und Gegenden, wo die üppigſte Vegetation die nährende Kraft des Erdreichs bezeugt, wo die ſchönſten, für Menſchennahrung zuträglichſten, Bäume und Stauden, wie in Indien, grünen, wo das Land durch trinkbare Bäche, ſüße See und bedeutende Flüſſe erfriſcht wird, nicht ferne von ſolchen Lagen, wo der ſchlechteſte Sandboden, der Mangel an Quellen, oder ſtarres, ödes felſiges Land den Menſchen zurückſchrecken: nackte Felſengebirge, deren Gipfel ewiger Schnee deckt, ragen aus Ebenen hervor, worin nie der Winter einheimiſch werden kann. In den Sommermonaten vertrocknen bisweilen große Flüſſe, und verödet ſtehen Wieſen und Wälder, und Menſchen und Thiere ſterben vom Uebermaaß der Hitze.

Es hauſen Tiger, Löwen, Hyänen und andre gefürchtete Raubthiere in den Wildniſſen, es giebt Elephanten, Giraffen, Gazellen, Antilopen, Moſchusthiere, und einen großen Reichthum an Vögeln aller Art, deren Jagd die Nahrungsquellen der Landesbewohner vermehrt.

Die Geſtalt des Hottentotten iſt mit Unrecht als ſehr häßlich verſchrien, und von ſeiner Lebensweiſe werden viele Mährchen erzählt, und immer wieder erzählt, deren Unächtheit der fleißige Beobachter dieſes Menſchenſtamms, Le Vaillant, zu erweiſen bemüht war.

Der Hottentotte iſt von ſchlankem Bau, und fünf bis ſechs Fuß hoch, dunkel-gelb-braun, in einigen Gegenden ſchwarzbraun von Farbe. Er hat beſonders ſtarke Backenknochen, aufgeworfene Lippen, eingedrückte Naſe, mit weitoffnen Naſenlöchern, vorſtehende Stirne, ziemlich große, lebhafte Augen, die ſich aber etwas gegen den Naſenwinkel zu neigen, darin den Augen der mongholiſchen Völker einigermaßen ähnlich, ſehr krauſes, kurzes, ſchwarzes Haar, ſchneeweiße feſte Zähne, und gar wenig Bart am Kinn, welches ſich ſeltſam genug zuſpitzt. Kraft und Geſundheitsfülle wird an ſeinem ganzen Körper ſichtbar. Die Hottentottin iſt gewöhnlich etwas kleiner, aber an Farbe dem Manne gleich, rundlich, und wenigſtens im Jugendalter meiſtens von einer Bildung, die ſogar angenehm heißen kann, da ſie, nach den Begriffen der Europäer, auf Schönheit keinen Anſpruch machen darf.

Die Kleidung der Hottentotten iſt ſehr einfach, ſie beſteht in einem langen Mantel von Kalbsfellen, aus mehreren Stücken mit Fäden, die aus Gedärmen verfertigt ſind, zuſammengenäht; im Sommer wird die haarige Seite auswärts, im Winter einwärts gewendet. Außer dieſem Kleide bedecken ſie die Schaamtheile mit einem Stück Leder oder Gürtel, dreyeckig zugeſchnitten. Auch Weiber und Mädchen ſchützt und deckt der Mantel, und ſtatt des Gürtels wählen ſie drey lederne Schürzen übereinander, wovon die unterſte nur von der Größe einer Hand iſt, die oberſte aber faſt nur bis auf die Knie reicht. Der Kopf bleibt ohne Bedeckung, nur Putzluſt verwendet auch bey dieſem Volke bisweilen einige Sorgfalt auf deſſen Verzierung.

Rohe Stücke Leder dienen als Schuhe, ſie werden mit Riemen am Fuße befeſtigt; aber viele umwickeln nur die Füße mit Baſt und Riemen, um ſie vor Dornen und Natterſtichen zu verwahren. Bey übler Wit-

terung, oder in den ſchwüleſten Sommertagen ſchützt den Kopf eine lederne Mütze. Die Männer ſchmücken die Haare mit eingehängten Glasperlen, welche ihnen von den Holländern im Tauſche gegeben werden, oder auch nur mit kleinen Stücken Leder und mit einigen bunten Federn. Armen und Beinen dient ein elfenbeinerner oder metallener Ring zur Zierde. Ueber die Bruſt hängen ſie mehrere Reihen von Glasperlen, kleine Knochen, u. dgl. Aber ſorgfältig iſt der Putz der Frauen und Mädchen. Der Armbänder und Beinringe, der Reihen von Glaskorallen, Glasperlen und feinen Muſcheln ſind weit mehrere als bey jenen; Ohrringe, Halsbänder und Stickereyen werden nicht vergeſſen. Beſonders fleißig, und, nach den Grundſätzen der Mode bey jenem Volke, geſchmackvoll wird die Schürze bearbeitet. Iſt es möglich zu der oberſten Schürze ein Stück Zebrafell, das ſich durch zarte, braune und weiße Streifen auszeichnet, zu b kommen, ſo wird alle Kunſt und aller Reichthum an Glasperlen aufgewendet, um die Schürze zu verſchönern. Die Hottentottin iſt dabey nicht gleichgültig gegen Anordnung und Harmonie, und die Schwingungen, in welchen ſie ihre Perlenreihen daran befeſtigt, von guter Wahl verſchiedner Farben unterſtützt, gewähren bisweilen einen wirklich angenehmen Anblick. Auch ſelbſt an ihrer Fußbekleidung ſuchen ſie ähnliche Zierrathen anzubringen. Einen großen Werth ſetzen die Hottentottinnen, welche ſich ſchmücken wollen, auf das Beſtreichen des Geſichtes mit verſchiednen Farben, wodurch ſie ihre Züge noch mehr entſtellen, und, für den Europäer wenigſtens, einen eckelerregenden Anblick gewähren. Vorzüglich wählen ſie ſchwarze und rothe Farbe: letztere aus einer ockerartigen Erde, erſtere aus Kohlen oder Ruß, mit ſtinkendem Fett vermiſcht, zubereitet; und wenn auch einige ſich blos damit begnügen, auf der Stirne, Naſe, auf dem Kinn

und den Backenknochen einzelne farbige Flecken anzubringen, ſo iſt doch die Gewohnheit weit allgemeiner, in gehörigen Zwiſchenräumen, Linien und Schnörkel auf dem Geſichte durch Farbe auszudrücken. Der ſonderbare Bau des Vorderkopfes wird dadurch noch mehr entſtellt, und oft recht abſcheulich. Außer dem Fett, welches den Farben beygemengt wird, kömmt noch eine reichliche Miſchung Boughoupulver zu dieſer Schminke. Sein Geruch iſt durchdringend und höchſt widerlich, bey den Hottentotten aber ſehr beliebt. Der ganze übrige Körper trieft von Fett.

Die Männer theilen die Luſt an Schminke nicht mit den Frauen, aber des Wohlgeruchs wegen beſtreichen ſie mit ihrer Miſchung von beyden erwähnten Farben die Oberlippe, und den Raum bis an die Naſenlöcher; denn über alles ſchätzen ſie den Geruch jener Salbe, der für den Europäer der allerwiderlichſte iſt.

Die Hottentotten ſind Hirten, welche von Rindvieh- und Schaafheerden leben, darin ihren Reichthum ſetzen, und damit von einem Weideplatze zum andern ziehen. Dieſer unſtäten Lebensart ſind ihre Wohnungen angemeſſen: ſie bauen ſie Stammweiſe zuſammen. Es ſind runde Hütten, einem Backofen ähnlich, von zehn bis vierzehn Fuß Durchmeſſer und ſechs Fuß Höhe; erſt werden die zu dem Gerippe nöthigen Stangen ſorgfältig zuſammen geſtellt, und alsdann wird das Ganze mit Schaaf- und Ochſenhäuten überwickelt, und auf die Art belegt, wie meine Leſer in der Abbildung Taf. XIX. Fig. 77. ſehen. Es bleibt eine ſchmale, niedrige Oeffnung an einer Seite, welche als Thüre, Fenſter und Rauchfang dient. Der Heerd iſt in der Mitte der Hütte, und das darauf unterhaltene Feuer erfüllt ſie mit dickem Rauch, ſo wie ein eckelhafter Geruch von altem ranzigen Fett ſie durchdünſtet, und für den Eu-

ropäer in jeder Hinſicht unzugänglich und unbrauchbar macht.

Obgleich auf die Erbauer der ſchreckliche Zuſtand in dem Innern dieſer Wohnungen weniger wirkt, als auf den Ausländer, ſo verweilen doch auch jene den Tag über ſelten darin, und betrachten ſie nur als Schlupfwinkel gegen üble Witterung, und als Sicherheitsplätze, wenn der Schlummer am Abend ſie ruhen heißt. Sobald es Nacht wird, findet jedes Glied der Familie darin ſeine Schlafſtelle, wo es ſich, in ein oder einige Schaffelle gewickelt, auf die platte Erde niederwirft. Mit der Wiederkehr des Tages verläßt aber jedes ſeinen Ruheort; die Felle, oder, in unſrer Sprache, Betten werden im Hintergrunde der Hütte bis zu weiterem Gebrauch aufgeſchlichtet, auch wohl in heiterer Witterung im Freyen ausgebreitet, und zur Reinigung von Kopfungeziefer, welches die Hottentotten gewaltig plagt, ausgeklopft. Es gehört zu den nothwendigen Erholungsbeſchäftigungen dieſes Volkes, ſich von Zeit zu Zeit durch genaue Nachſuchungen von dieſen feindlichen Gäſten zu befreyen, aber mit Unwahrheit wird ihnen zugemuthet, daß ſie ſolche als Nahrungsmittel verzehrten. Ein Biß mit den Zähnen iſt dort zu Lande die Art, dergleichen Feinde zu tödten: doch werden ſie ſogleich mit Widerwillen hinweggeworfen. Nimmt die Colonie von unſaubern Plagegäſten allzu ſehr überhand, ſo weicht wohl auch die ganze Horde, und ſchlägt die Zelter an einer andern Stelle auf. Gewöhnlich ſind zwanzig, oft auch weit mehrere Hütten ſo nahe an einander, mit gegen den innern freyen Raum gerichteten Oeffnungen in einem Kreiſe erbaut, daß der gedachte freye Raum mit einem einzigen Zugang, der ſich ſchließen läßt, ein Hof wird, worin die ganze Heerde, die der Horde gehört, einen ſichern Ruheplatz die Nacht hindurch findet. Stattliche Hunde in guter Anzahl hal-

ten überdies Wache um das Dorf, oder den Kraal her, und ſobald Raubthiere ſich nähern, eilt alles, was die Waffen führen kann, gegen ſie.

Einige lederne Schläuche, Milchbehältniſſe und Buttergefäße, nebſt wenigen irdenen Töpfen, Kürbiß- und Kalebaſſenſchalen und den vorräthigen Fellen machen den ganzen hottentottiſchen Hausrath aus.

Die Heerde iſt der Reichthum der Hottentotten; ſie haben ſehr viele Kühe, Ochſen und Schaafe, und Kuh- und Schaafmilch iſt ihre vorzüglichſte Nahrung. Selten nur ſchlachten ſie ein Stück Vieh aus der Heerde, es wäre denn, daß eine ſchnelle Krankheit deſſen Tod beſorgen ließe, oder ein Sturz oder andrer Unfall es getödtet hätte, oder das Alter ſeine Brauchbarkeit verminderte. Bisweilen wird ein Hammel geſchlachtet.

Gekocht wird das Fleiſch, welches die Heerde oder auch die Jagd den Hottentotten liefert, ſelten, aber geröſtet oder gebraten lieben ſie deſſen Genuß ſehr. Ihre irdenen Töpfe, die ohnehin äußerſt zerbrechlich, von den Weibern aus Thon geformt, an der Sonne getrocknet und mit Dünger ausgebrannt ſind, dienen mehr zum Ausſchmelzen des Fettes, als zum Kochen ſelbſt. Zur Aufbewahrung des geſchmolzenen Fettes werden Kürbiß- und Kalebaſſenſchalen, auch Thierblaſen genommen.

Nur wenige Wurzeln, Beeren und mehrere Baumfrüchte vermehren nach der Lage der Gegend, wo ſich die Horde aufhält, die Liſte ihrer Nahrungsmittel: daß ſie rohe Gedärme um ihre Füße wickeln, bis ſie faulen, und alsdann ſolche gierig verſchlingen, daß ſie Leder freſſen, u. dgl., das ſind elende Märchen, die frühere Reiſende ohne gehörige Prüfung aufgeſchnappt, und dieſen wieder andere nacherzählt haben, und es iſt unrecht, daß, nach den Berichtigungen der neueren Rei-

ſenden, auch jetzt noch Bücher erſcheinen, deren Verfaſſern jene Fabeln ankleben.

Die freyen Hottentotten haben noch nicht verſucht, den Acker zu bauen; aber in den Kenntniſſen, welche der Hirte braucht, ſind ſie durch Erfahrung weit gekommen.

Sie genießen Milch, als ihr hauptſächlichſtes Getränke, ſind aber große Freunde von den geiſtigen Waſſern der Europäer, und der Bekanntſchaft mit dieſen verderblichen Säften, welche den Genießenden immer lüſterner machen, müſſen die von den Holländern unterjochten Stämme den Verluſt ihrer Freyheit vorzüglich zuſchreiben. Auch die freyen Hottentotten bereiten, wenn ſie der frohe Sinn bey Gaſtmahlen dazu reizt, einen berauſchenden Trank aus Honig und Waſſer, wozu noch eine gewiſſe Wurzel gemiſcht wird. Durch die Gährung entſteht eine Art Meth, welches ſie lieben, aber nie in Vorrath beſitzen, ſondern ſtets nur ſo viel davon verfertigen, als ſie für die Stunde brauchen. Was andere aſiatiſche und nordafrikaniſche Hirtenvölker aus der Milch ihrer Heerden für verſchiedne Getränke erzeugen, iſt den Hottentotten nicht bekannt, reine Kuhmilch bleibt ihr gewöhnliches Mittel, den Durſt zu ſtillen.

Alle lieben Rauch, durch Röhren in den Mund gezogen; Tabacksrauch kann ich es nicht im Allgemeinen nennen, da die Pflanze, deren getrocknete Blätter ſie in ihren Pfeifen anzünden und ſchmauchen, nicht die Tabackspflanze, ſondern der gemeine Hanf iſt, welchen ihnen getrocknet die weißen Pflanzer in hohem Preiſe gegen Erzeugniſſe ihrer Heerden vertauſchen. Vielen ſchmeckt der Hanfrauch lieblicher als Tabacksrauch: andere miſchen beyde Pflanzen vor dem Gebrauche. Die holländiſche Pfeife finden dieſe Menſchen minder brauchbar als ihre eignen, welche ſie, bisweilen von unge-

heurer Größe, aus einer weichen, ſchneidbaren Steinart, oder aus Thon bilden, und im letzten Fall brennen. Das Rohr liefert ihnen das in den wärmeren Erdſtrichen ſo allgemeine nützliche Bambusrohr, und ſie wählen es oft von ſo beträchtlicher Dicke, daß eine Rauchſäule von einem Zoll im Durchmeſſer ungehindert hindurch dringen kann. Je mehr Blätter der Pfeifenkopf faßt, deſto höher ſchätzt ihn der Hottentotte.

Der Hottentotte verſteht die Kunſt, ſeine Ochſen auch zu Laſtthieren zu machen: in der Jugend ſchon durchbohrt er den dazu beſtimmten Stücken den Naſenknorpel, und ſteckt einen acht bis zehn Zoll langen Stab durch die Oeffnung, welche etwa die Dicke eines ſtarken Daumens hat: ein an beyden Enden befeſtigter lederner Riemen verhindert, daß der Stab nicht herausfallen kann, und dieſer dient in der Folge als Zaum, wodurch das wildeſte Thier gebändigt wird Den ziemlich erwachſenen Ochſen fängt man an mit Riemen feſt, und immer feſter zu ſchnüren, ſeinen Rücken erſt ſchwächer, ſodann ſtärker zu beladen, wodurch das Thier endlich ſo weit kömmt, daß es bey einer Laſt von mehr als dreyhundert Pfund noch ganz bequem gehen kann. Um dieſe Laſt auf dem Rücken des Ochſen zu befeſtigen, wird ein ſehr langer Riemen oft um ſie und um den Leib des Thieres gewunden, und jedesmal von zwey ſtarken Männern, mit an die Seiten des Thieres geſtämmten Beinen, ſo feſt zuſammen gezogen, daß der Leib des Laſtträgers über die Hälfte einzuſchrumpfen ſcheint. Auch zum Reiten gebrauchen die Hottentotten ihre Ochſen.

Die Beſorgung, Hut, Vertheidigung der Heerde, die Wahl des Weideplatzes, u. dgl. ſind Sache der Männer, den Hottentottinnen liegt bey der Heerde die Pflicht ob, Kühe und Schaafe zu melken. Sonderbar iſt die Bemerkung, daß die Kühe in Afrika keine Milch

geben, wenn ſie kein Kalb haben; die Weiber der Hottentotten ſuchen daher der Kuh, welche ihr Kalb verlohren hat, durch Liſt noch eine Zeit lang Milch abzugewinnen. Sie verwahren die Haut des geſtorbenen Kalbes, und belegen ein anderes künſtlich damit, ſo daß die Kuh getäuſcht wird, und wenigſtens einen Monat länger noch Milch liefert.

Außer der Pflege der Heerde beſchäftigen ſich die männlichen Hottentotten mit Flechten von Matten, Verfertigung von Pfeilen, Bogen, Haſſagayen und andern Werkzeugen ihres Hausbedarfs, und mit der Jagd: die weiblichen ſuchen Holz und Wurzeln, machen Kleidungsſtücke und ihre Verzierungen. Keiner iſt unter ihnen, der ſeine Arbeit als Handwerk treibe, jeder muß alles, was er braucht, ſelbſt verfertigen, und die Werkzeuge dazu, womit er arbeiten will. Sie nähen mit Darmfäden, und machen die dazu erforderlichen Löcher mit Beinknochen des Straußes, deren ſie ſich wie eiſerner Pfriemen bedienen. Ihre Mäntel erfordern einige Zubereitung, denn nicht an allen bleiben die Haare. Dieſe rollen ſie friſch zuſammen, die Haare einwärts, und bewirken durch die dadurch entſtehende Gährung, daß die Haare leicht abgehen. Anhaltendes Einreiben von Schaaffett giebt den Fellen große Geſchmeidigkeit. Zum Sommerkleide wird von vielen ein ſolches Fell ohne Haare benutzt. Es koſtet Mühe, wenn die Haut, welche ihrer Haare beraubt werden ſoll, nicht mehr friſch iſt. In dieſem Fall verfertigt ſich der Hottentotte einen Meiſel von Schaafknochen, den er ſchärft, und damit auf der aufgeſpannten Haut die Haare abſtößt. Er muß die Wurzel mit ausſtoßen, und daher vorſichtig arbeiten, weil er ſonſt die Haut ſelbſt durchlöchert.

Zur Jagd bedienen ſich die Hottentotten, außer Fallen und Schlingen, womit ſie größere Thiere zu fahen ſuchen, des Bogens und der Pfeile, oder auch der

Haſſagaye, einer Art von Wurfſpieß. Sie vergiften die Spitze, und dieſes Gift macht jede Wunde tödtlich, wenn nicht das Stück Fleiſch, woran ſie ſich befindet, ausgeſchnitten werden kann. Die Pfeile ſelbſt ſind aus Rohr mit elenden Werkzeugen künſtlich genug verfertigt: ſtatt der eiſernen Spitze ſtecken die Hottentotten an das obere Ende einen ſchmalen, vier Zoll langen Knochen, ohne ihn zu befeſtigen, damit er aus der Wunde ohne große Verletzung nicht herausgezogen werden kann. Oben ſeitwärts an dieſer knöchernen Spitze iſt noch überdieß ein kleiner Widerhaken angefügt, der es unmöglich macht, ſolche heraus zu ziehen. Dieſe Spitze iſt mit einem harzigen Gifte beſtrichen, welches hart wird. Man ſagt, die Hottentotten beſitzen die Kunſt, die giftigen Feuchtigkeiten, welche ſich bey einigen Schlangen befinden, zu dieſer gefährlichen Verrichtung zu benützen. Der ganze Pfeil hat ungefähr zwey Fuß Länge. Den drey Fuß langen Bogen verfertigen die Hottentotten aus Holz, und nehmen Gedärme zur Sehne. Von dergleichen Pfeilen auch nur ſchwach getroffen, nur verwundet, iſt dennoch der Tod unausbleiblich, und folgt ſo ſchnell, daß Le Vaillant erzählt, ein dadurch verwundeter großer Elephant ſey ſchon dreyßig bis vierzig Schritte von der Stelle, wo er getroffen worden war, todt niedergeſtürzt. Der erlegten Jagdbeute ſchneiden die Hottentotten nur das zunächſt um die Wunde befindliche Stück Fleiſch aus, und genießen das Uebrige völlig ſchadlos.

Die Haſſagaye oder der Wurfſpieß iſt wenig wirkſam, und weiter als auf vierzig Schritte läßt ſie ſich nicht wohl mit Sicherheit werfen. Sie wird von den Hottentotten ſeltner, als Bogen und Pfeil, benutzt.

Zwiſchen dem dreyzehnten und vierzehnten Jahre treten gewöhnlich junge Mädchen bey den Hottentotten in den Eheſtand. Dieſer Bund erfordert wenige Vor-

bereitungen und Zeremonien: das junge Paar erhält leicht der Aeltern Einwilligung zu ihrer Verbindung; es werden Freunde geladen, vor welchen Bräutigam und Braut ihren gegenſeitigen Wunſch, mit einander zu leben, deutlich äußern, es werden Ochſen oder Schaafe geſchlachtet, und ein fröhlicher Schmaus endigt das Feſt. Prieſter haben ſie keine, und auch keine hochzeitliche Gebräuche, wie wir ſie anderwärts finden. Gewöhnlich beſchenken die beyderſeitigen Aeltern das junge Paar mit einigem Vieh zum Anfang der Wirthſchaft: der junge Mann baut ſeine Hütte, richtet ſie ein, und führt ſeine Braut heim.

Den Weibern der Hottentotten iſt Liebe zu ihren Kindern in hohem Grade eigen: gleich nach der Geburt des Kindes weißt die Hottentottin ſolchem eine bequeme und ſichere Stelle auf ihrem Rücken an, und dieſe verläßt es nie mehr, bis ſich in dem Kleinen der Wunſch zu gehen äußert.. Zwey lederne Säckchen oder Schürzen, welche ſie umhängt, dienen dazu, das Kind auf dem Rücken feſt, aufrecht und warm zu halten. Iſt die Mutter wohlhabend, ſo verſäumt ſie nicht, Reihen von Glaskorallen und Perlen auf dieſen Schürzen anzubringen, und wo ſie geht und ſteht, hängt von nun an das Kind an ihr. Sie mag arbeiten, reiſen, bey allen Verrichtungen, ſelbſt beym Tanze legt ſie ihre ſüße, kleine Laſt nicht von ſich. Und die Kleinen, von denen nichts, als der Kopf aus dem Leder hervorſieht, ſind ſo zahm und geduldig, daß ſie höchſt ſelten weinen, und nur alsdann ihre Stimme hören laſſen, wenn ſie dürſten. Sein Begehren ſtillend, nimmt die Mutter dennoch ihren Säugling nicht aus ſeinem ſeltſamen Bette, ſondern ſie dreht ihn auf die Seite und drängt die Bruſt nach ſeinem Munde hin, oder ſie reicht ihm ſolche unter dem Arme, wenn es ihr Bau zuläßt, wohl gar über die Schulter. Gedeiht das Kind, und kann es erſt

aufrecht ſitzen, ſo überläßt ſelbſt die ſorglichſte Hottentottin ſolches ſich ſelbſt, läßt es vor der Hütte umher kriechen, und findet die Erfahrung beſtättigt, daß Kinder auf dieſe Weiſe den Gebrauch ihrer Glieder viel früher erhalten, viel früher laufen lernen, als wenn man ſie am Gängelbande leitet. Sie unterſtützt gleichſam die Verrichtungen der Natur dadurch, daß ſie den ganzen Leib des Kindes täglich mit Schaaffett einreibt, eine Gewohnheit, welcher alle Hottentotten ihr ganzes Leben hindurch getreu bleiben.

Man hat behauptet, es herrſche bey den Hottentottinnen die grauſame Sitte, wenn ſie Zwillinge gebähren, eines von beyden gleich nach der Geburt zu ermorden: Le Vaillant hat genau darüber bey verſchiednen Horden nachgeforſcht, und die Sage ungegründet befunden. Alle bezeugten den lebhafteſten Abſcheu gegen dieſe Unmenſchlichkeit. Gewiß ſind dergleichen entehrende Behauptungen in früheren Zeiten von den Holländern in der verachtungswürdigen Abſicht ausgebreitet worden, um dadurch ihre an einem ſo friedlichen, gutmüthigen Volke, wie dieſe Süd-Afrikaner ſind, verübten Räubereyen und Greuel einigermaſſen zu beſchönigen. Weit unter das Thier wurde dieſe unglückliche Menſchenklaſſe herabgeſetzt, und Verbrechen aller Art verminderten ein großes Volk bis auf wenige Stämme, denen bald auch, bey der immer weitern Verbreitung europäiſcher Pflanzungen, Sklaverey und Vernichtung droht.

Im Hauſe leben die Hottentotten in gutem Frieden mit der Frau, durch Kinderliebe an einander angezogen: niemand wehrt den Männern mehrere Frauen zu haben, doch iſt der Fall ſelten, und auch wo er ſtatt findet, wird der einheimiſche Friede der Hütte ſelbſt höchſt ſelten dadurch geſtört. Die Bande der Ehe ſind ſo leicht auflösbar bey dieſem Volke, daß es weiter keiner andern Vorkehrung erfordert, um ſie wieder zu trennen, als daß beyde

Theile aus einander gehen. Keines behält Anſprüche an das andere: das Vermögen wird freundſchaftlich getheilt; will aber der Mann ſich Vorrechte bey dieſer Theilung zueignen, ſo bleibt die Frau nicht ohne Schutz, und wenn im Guten nicht zu erlangen iſt, was auch ihrem Anhang von Freunden und Verwandten Recht dünkt, ſo erzwingt Gewalt, was der Güte verweigert wurde. Dann entſtehen oft laute Klagen und Gegenklagen, und ein Handgemenge entſcheidet den Vorzug. Der Mutter bleiben bey der Trennung die noch unerzognen Kinder, beſonders weiblichen Geſchlechts, der Vater behält die ſchon reiferen Söhne. Aber ſo einfach dieſe Hottentottiſchen Scheidungsprozeſſe ſind, eben ſo ſelten ſind ſie dennoch, und gewöhnlich würde die Ehe dieſer Wilden ſelbſt in Vergleichung mit vielen chriſtlicheuropäiſchen für gut gelten können.

Bey entſtandnen Zänkereyen unter den Männern einer Horde braußt alles ſchnell auf, aber bald iſt der Zorn geſtillt, und bis zu Mordthaten kömmt es nie. Die Hottentotten verabſcheuen den Mord, und alle würden zur Rache gegen den Mörder ſich erheben, und ihn tödten, oder doch zur Flucht und lebenslänglichen freywilligen Verbannung zwingen, ohne die übrigen Glieder ſeiner Familie die böſe That entgelten zu laſſen.

Selbſt der Schein von Untreue des Weibes gegen den Mann würde dieſen zur Rache entflammen, und wenn er eine Ungetreue tödtete, würde in der ganzen Horde niemand wagen, ihn eines Verbrechens zu beſchuldigen, ſo ſtreng ſind in dieſer Hinſicht die freyen Hottentotten: je näher ſie aber den holländiſchen Pflanzungen wohnen, und je mehr ſie mit Weißen umgehen, deſto gleichgültiger werden ſie gegen dieſes Gefühl, und verſchlimmern ſich bald ſo ſehr, daß Le Vaillant es für eine große Seltenheit hält, einen

Hottentotten, bey häufigem und anhaltendem Umgang mit Europäern, zu finden, der nicht ein völliger Unmenſch geworden wäre! die Weiber in den Horden, welche jenen Beherrſchern des Landes nahe wohnen, gehören zu den zügelloſeſten und frecheſten, und auch bey ihren Männern vermag ein Schluck Branntwein oder eine Hand voll Taback alles Mögliche.

Prieſter haben die freyen Hottentotten nicht, auch kein förmliches Religionsſyſtem: doch ſcheinen ſie ein höheres Weſen böſer Art zu fürchten, und glauben an Bezauberung. Jeder Stamm wird von einem Aelteſten geleitet, und dieſem räumen ſie die Obergewalt über ſich ein: doch iſt ſeine Herrſchaft nicht von der Art, daß die angebohrne, von allen ſehr werthgehaltene, Freyheit darunter litte. Ihre Jahreseintheilung, ihre Rechenkunde ſind ſehr mangelhaft: weiter, als die Finger der beyden Hände Zahlen angeben, können ſie nicht zählen. Schreibekunſt iſt ihnen unbekannt: überhaupt fehlt dieſen afrikaniſchen Hirten alle wiſſenſchaftliche Bildung, und ihre ganze Jugenderziehung ſchränkt ſich auf das ein, was zur Befriedigung der gemeinſten Bedürfniſſe dient. Die Sprache der Hottentotten erfordert eine ſehr gewandte Zunge, einige Buchſtaben werden blos durch Klatſchen, oder Schnalzen mit der Zunge und durch Gefliſter hörbar.

Die zwey Hauptabtheilungen des Jahres beſtimmen ſie nach der Regenzeit und nach dem Eintritt der heißen Witterung: ſie beobachten den Mondswechſel und beſtimmen die Zeit darnach. Folgen von Tagen, über die Zahl zehn hinaus, ſuchen ſie ſich durch eine bedeutende Begebenheit im Gedächtniß zu erhalten, und den Mangel an Stundeneintheilung des Tages dadurch zu erſetzen, daß ſie auf die Stellung der Sonne ſich berufen. Sie ſagen z. B. da ich ausging zur Jagd, ſtand

die Sonne hier, mit dem Finger nach der Stelle deutend, als ich heim kam, ſtand ſie dort.

Ein genügſames Volk erkrankt ſelten, und auch bey den freyen Hottentotten iſt dies der Fall: gemeine Krankheitszufälle werden durch Kräuter und Salben, durch Faſten und Schweiß geheilt, und Beinbrüche und Verrenkungen gewöhnlich ſehr gut durch einfachen Verband. Aber bey ſchweren Krankheiten iſt der Tod unausbleiblich, wenn die Natur nicht ſelbſt hilft, denn dahin reichen die Kenntniſſe der Hottentotten nicht.

Dieſe gutmüthige, gaſtfreye und getreue, in Dienſten unermüdbare, dankbare Menſchenrace widmet der Freude hauptſächlich die Stunden der Nacht, welche durch angenehme erquickende Kühle vorzüglich locken. Der Tanz gehört zu den vorzüglichſten Ergötzungen der Hottentotten. Le Vaillant beſchreibt ihn ſo: Die ganze tanzluſtige Geſellſchaft faßt ſich bey den Händen, und bildet größere oder kleinere Zirkel, je nachdem viele oder nur wenige daran Theil nehmen. Die Mädchen und Weiber ſind wie bey unſern Reihentänzen zwiſchen die Männer geordnet, und der ganze Kreis wechſelt oft in den verſchiedenſten Richtungen. Den Takt mit den Händen ſchlagend laſſen ſie ſich bisweilen los: auch klatſchen ſie im Takte mit den Händen. Dergleichen Gebehrden ſind nicht nur von Muſik, ſondern auch von der Stimme der Tanzenden begleitet, welche ſtets wiederholt: Hoo! Hoo! Die Tänze ſind verſchieden: bald ſtellt ſich ein Tänzer in die Mitte des Kreiſes, auf einen Fuß, den andern ſchnell und mannichfaltig im Takte bewegend: der Kreis löſt ſich ſogleich auf, Tänzer und Tänzerinnen gehen hinter einander mit tiefgeſenktem Haupt, und zur Erde gekehrten Blick um den Mann im Mittelpunkte herum; aber dieſe ſcheinbare Trauer verwandelt ſich ſchnell in

Freude, alle ergreifen ſich wieder bey den Händen, und ihre Sprünge werden höchſt ausgelaſſen. Man kann die Tänze der Hottentotten mit luſtigen Pantomimen vergleichen: während derſelben ſummen die Tanzenden in einem dumpfen Tone, gleich den Bienen, ununterbrochen, nur bisweilen mit den Zuſchauern in das Hoo! einſtimmend. Gewöhnlich endigen ſich die Tänze mit einem ordnungsloſen Ballet. Der Kreis wird getrennt, und jeder einzelne, aber alle zu gleicher Zeit, beſtrebt ſich durch die poſſierlichſten Stellungen, Sprünge und Schritte die lohnvolle Aufmerkſamkeit der Zuſchauer zu verdienen.

Die Muſik der Hottentotten iſt ſchlecht: ihre Inſtrumente ſind höchſt mangelhaft. Goura wird eins davon genannt, ein Bogen mit einer Saite beſpannt, zwey bis drey Fuß groß. An das eine Ende der Saite ſtößt, feſtgebunden, ein Federkiel, und dadurch, daß der Spielende in dieſen bläßt, entſteht ein Ton. Man kann die Saite nach Belieben ſtimmen. Die Töne, welche daraus hervorgehen, mehrfach und ziemlich melodiſch ſind, bilden aber dennoch nie ein Ganzes, ſondern bleiben unrein. Spielt dieſes Inſtrument eine Frau, ſo heißt es Jumjum. Ein anderes von ihren muſikaliſchen Werkzeugen wird Rabuquin genannt: es iſt ein viereckiges Bret, mit drey Darmſaiten, über einem Steg bezogen: es wird mit den Fingern geſpielt. Der Rumpeltopf, eine Art Trommel, beſteht aus einem drey, wohl auch vier Fuß langen, ausgehölten Baumſtamm, und wird an der einen Oeffnung mit einer dünnen Schaafhaut beſpannt, auf welcher durch die Fäuſte und hölzerne Stäbe lermende Töne erregt werden, die weit reichen und ſehr widerlich klingen. Es iſt nicht zu leugnen, daß aus dergleichen elenden Muſikwerkzeugen nur eine

höchſt klägliche Harmonie, oder beſſer, nichts, als eine klägliche Disharmonie hervorgehen könne.

Zu den vorhin angegebnen Charakterzügen der Hottentotten gehört noch eine angeborne Gleichgültigkeit gegen alles, was nicht den Lebensunterhalt ausſchließlich betrifft: daraus wird bey den Meiſten Unthätigkeit, Trägheit. Bald wiſſen ſie das Vergangene aus dem Gedächtniß zu verlieren; die Gegenwart wird genützt, ein dichter Schleyer verhüllt die Zukunft, und kein Hottentotte ſpäht neugierig hinter denſelben. Das Betragen aller, auch ſelbſt der jungen Männer iſt geſetzt, bedächtlich: ſelbſt ihre Miene drückt dieſe Stimmung aus, die ſich auch bey der lauteſten Freude nicht ganz verliert. Nichts geht über die Gaſtfreundſchaft dieſer Volksſtämme: ein Reiſender, er ſey, wer er wolle, wird, wenn er in Gefahr iſt, gegen das Ende des Weges Mangel zu leiden, mit Lebensmitteln reichlich verſehen, auf ſo lange, als er bis zur Erreichung der nächſten Horde bedarf. Niemand fordert etwas dafür, am allerwenigſten mit Ungeſtüm, ſondern jeder empfängt dankbar, was ihm freywillig geboten wird, wenn es auch eine geringe Kleinigkeit wäre.

Unter ſich leben ſie äußerſt friedlich, brüderlich. Le Vaillant hat eine Szene ſeltner Art in ſeiner Reiſebeſchreibung aufbehalten, welche den mehr als brüderlichen Sinn dieſer afrikaniſchen Wilden kenntlich macht.

Einſt ward er von einer Horde beſucht, die er noch nicht kannte, die ſich aber durch Vertraulichkeit und gutes Betragen vortheilhaft auszeichnete. Er wollte ſie mit Branntwein bewirthen, fand aber, daß

er zu wenig Vorrath habe, um allen von dieſem Getränke etwas zutheilen zu können. Der Anführer und einige von den Aelteſten erhielten Branntwein; aber weit entfernt dieſen Genuß für ſich allein zu behalten, und doch ohne Mittel von dem im Munde verwahrten Schluck den Kammeraden etwas abzulaſſen, giengen ſie zu denen, die nichts erhalten hatten, und theilten von Mund zu Mund, wie die Vögel ihre Jungen ſättigen. So gieng keiner leer aus. Zwar das Gefühl des Anſtändigen des Europäers wird durch ein ſolches Benehmen verletzt, aber bey dem Wilden in Afrika iſt es ein Merkmal der innigſten Bruderliebe und Herzlichkeit.

Die freyen Hottentotten erhalten ein kraftvolles Alter, das aber ſelten höher, als bis auf ſiebenzig Jahre ſteigt. Dann wird die Haut etwas runzlich, die Haarſpitzen werden grau, aber nie wird der ganze Haarvorrath weiß, wie bey unſern Greiſen.

Wenn ein Hottentotte der freyen Stämme ſtirbt, wickeln ihn die Verwandten in ſeinen ſchlechteſten Mantel, oder biegen ihn vielmehr ſo zuſammen, daß der Mantel zur Hülle des ganzen Körpers wird, wie ein Sack. Von dieſen wird er, in einiger Entfernung vom Kraal oder Dorf, in eine dazu entfernte Grube gelegt, welche nicht tief iſt, und mit Erde bedeckt, worauf noch ein Haufe Steine kömmt, wenn dergleichen an dem Ort zu haben ſind. Mehr bedarf es nicht, was auch andere Erzähler davon ſprechen, zu der Beerdigung eines Todten unter dieſen Hirtenſtämmen. Die ganze Familie bezeugt redliche Theilnahme und Schmerz über den Verluſt ihres Mitgliedes, heulend durchwacht ſie mehrere Nächte, und ſtößt Verwünſchungen gegen den Tod aus. Nachbarn und

Freunde tretten herzu, und ſtimmen mit den übrigen Leidtragenden in der Hütte, in einem Kreiſe huckend, mit in das Klaggeheul ein, ſo daß der Lerm groß, und für einen Fremden auffallend wird. Da überhaupt die Töne, wodurch ſich dieſe Wilden beym Geſpräch einander deutlich machen, ſelbſt beym Ausdruck der Freude, heulend ſind, und widerlich klingen, ſo weiß der, welchem ihre Sitten unbekannt ſind, nicht recht, ob er dieſe Trauer für Spaß oder Ernſt halten ſoll: allein er wird ſich bey näherer Bekanntſchaft von der Wahrheit ihres Schmerzes leicht überzeugen, und ihre ungeheuchelten Thränen fließen ſehen.

S.
Lang

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lang, Carl,

Abriß der Sitten und Gebräuche aller Nazionen, oder kurze Darstellungen der merkwürdigsten menschlichen Wohnpläze, Beschäftigungen und Gewohnheiten in den fünf Theilen der Welt
Bd.: 1

Nürnberg 1810

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- S 889 -1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11278415-0